Nord-Amerika.

Von

E. v. Hesse-Wartegg.

III. Band.

E168
H57
1880
v. 3-4

000672

All rights reserved.

Alle Rechte vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, by Ernest v. Hesse-Wartegg,
in the year 1879 in the office of the Librarian of Congress. Washington, D. C.

NATIONAL LIBRARY
CANADA
BIBLIOTHEQUE NATIONALE

I. Die Prairie-Indianer und ihr soziales Leben.

1. Die Indianer Nordamerikas.

Eine lange Reihe von Romanzen in Poesie und Prosa brachten die Europäer in die Gewohnheit, den rothhäutigen Wilden Nordamerikas eher als eine pittoreske Erscheinung inmitten wildromantischer Seen und Gebirge, statt als einen furchtbaren Feind aller Zivilisation, als einen Schrecken der westamerikanischen Ansiedlungen zu betrachten. Der Europäer räumte dem Indianer in seinem Geiste eine Stellung ein, wie menschlichen Wesen, die für ihn nur in Romanen, in der Sage existiren. Rufen wir uns die Erzählungen Coopers und Bird's ins Gedächtniß zurück, dann erscheint uns der Mohikaner oder Iroquois als eine edle Heldengestalt, deren Stirne mit dem Lorbeer des Sieges, mit der Palme des hoffnungslosen Kampfes gegen eine unüberwindliche Macht gekrönt ist. Wir sehen ihn im wilden Kriegsgewande durch die Prairie schleichen, sehen ihn mit seinen Brüdern im großen Rathe unter dem Berathungs-

baume sitzen, das Wigwam Minnehaho's bewachen, und aus seinen Jagdgründen in Ohio nach dem fernen unbekannten Westen wandern, um einer neuen Rasse, der des weißen Mannes, Platz zu machen. —

Ob er uns nun in seinem Wigwam oder auf dem Kriegspfade erscheint, immer bleibt er uns ein fremdes, unbekanntes Wesen, das unsere Phantasie nach Belieben ausschmückt.

Es giebt schwerlich eine Nation auf Erden, über welche die Ansichten so sehr getheilt sind, wie über die nordamerikanischen Indianer. Der Europäer, irre geleitet durch die Erzählungen philanthropischer Reisender und enthusiastischer Missionäre, bedauert den allmähligen, gewissen Untergang des „heroischen" Indianers. Die Schuld aller Kämpfe und Unthaten wird den rohen, barbarischen Pionieren des Westens, den weißen Trappern und Handelsleuten zugeschrieben, und die Rothhäute sind natürlich nur deren willkürliche Opfer.

Fragt man aber einen der westlichen Ansiedler Amerikas um sein Urtheil, dann wird man ganz andere Dinge erfahren. Er wohnt in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wilden, ist in stetem Verkehr mit ihnen, seinen Ansichten muß man deshalb Glauben beimessen. Diese Ansiedler finden keine Worte stark genug, um damit die Rohheit, Wildheit und Grausamkeit der Indianer zu schildern. Die meisten von ihnen waren zu irgend einer Zeit die Opfer dieser „edlen" Geschöpfe. Ihre Pferde wurden ihnen gestohlen, ihre Häuser niedergebrannt, ihre Frauen geschändet, ihre Kinder geraubt; ihr ganzes Leben erscheint ihnen zu kurz, um ihre Rache an den rothhäutigen Mördern zu kühlen.

Dem zivilisirten, in guter, gebildeter Umgebung aufgewachsenen Europäer ist die richtige Auffassung und das Verständniß des indianischen Volks-Charakters ebensowenig möglich, wie ein reines wohlerzogenes Mädchen die Tiefe und Verworfenheit vollkommen verstehen könnte, auf welche viele ihres Geschlechtes herabgesunken sind. Die Thatsachen sind mit einem Worte zu schrecklich, der Zivilisirte nimmt sie eher mit Unglauben auf, ehe er sie in ihrer ganzen Verächtlichkeit betrachten möchte. Schon die Art und Weise, wie die Kinder der Rothhäute heranwachsen, wird einen kleinen Beitrag zum Verständniß des ganzen Volkscharakters geben. Der Knabe wird nicht groß gezogen. Er wächst nur. Schon von seinen frühesten Jahren an ist sein Wille sein Gesetz. Er kennt kein Recht und Unrecht, Niemand ist da, um ihn zu strafen und ihm das Gute vom Bösen unterscheiden zu lehren. Mutter und Vater sind Barbaren, sie haben ja selbst keine Idee vom Guten und Bösen. Der Knabe wächst unter Männern heran, die ihm als Muster, als die Ideale seines künftigen Lebens vorschweben. Und was sind diese „Muster?" Krieger, groß und berühmt im gleichen Verhältnisse zu den Diebstählen, die sie begangen, und den Skalps, die sie von ihren Opfern genommen.

Der erste Vorfall, der in seinem kindlichen Gehirn haften bleibt, ist vielleicht ein Skalptanz, eine Festlichkeit aus Anlaß eines Sieges über die verhaßten Weißen, seine ersten Uebungen beschränken sich darauf, ihn zu einem tapferen Krieger und gewandten Dieb heranzubilden. Ein Knabe, der in solcher Umgebung und unter solcher Ausbildung heranwächst, kann gewiß späterhin nicht zu einem jener „edlen" Wilden werden, als welchen sich Viele den Indianer ausmalen. Also hinweg mit jener Bewunderung und jenem Mitleid! Reißen wir den Schleier der Romantik von dieser Rasse, betrachten wir sie in ihrer Wirklichkeit, in ihrem Leben und ihren Thaten! —

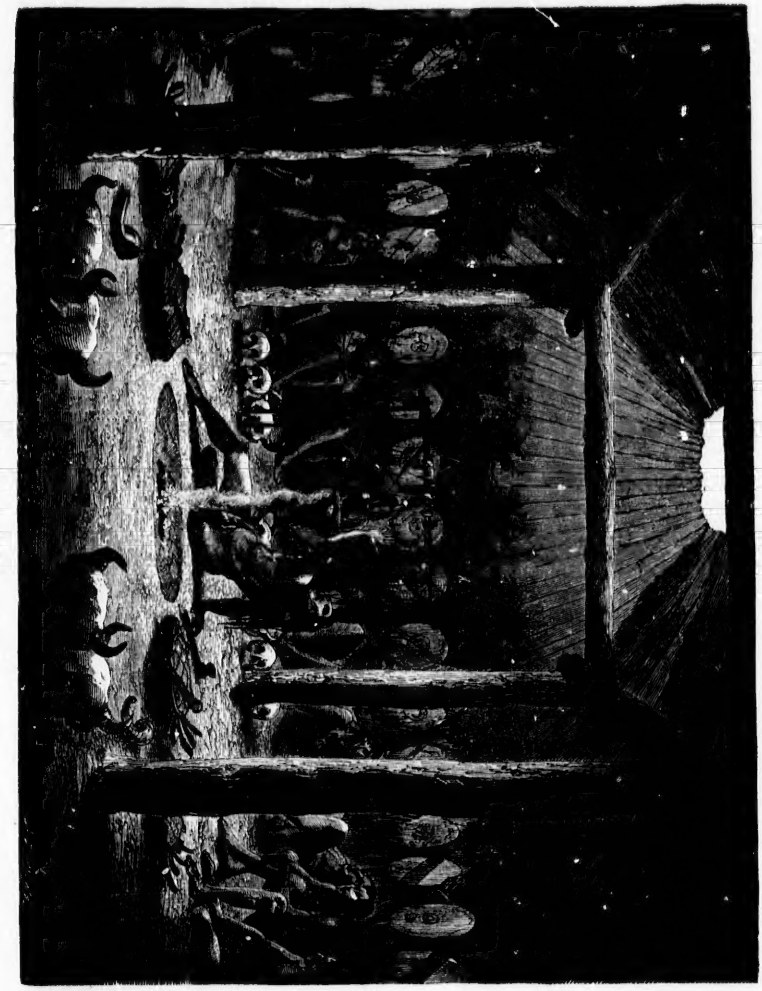
Bei der Beurtheilung der nordamerikanischen Indianer wird gewöhnlich von den Reisenden ein großer Fehler begangen: sie sprechen stets nur von „den Indianern", ob es nun Prairiestämme oder Gebirgsbewohner sind. Dadurch entstehen gewöhnlich jene irrigen Begriffe über die Rothhäute. Man darf nicht aus dem Auge lassen, daß die einzelnen Indianerstämme in der Gestalt, in der Sprache und in den Gebräuchen ebenso sehr von einander verschieden sind, wie die einzelnen Nationen Europas, ja der Modoc- und Mandan-Indianer hat mit den Apache oder Navajo ebenso viel gemein, wie etwa der Lappländer mit dem Türken. Es ist bekannt, daß die indianischen Sprachen nach Hunderten zählen, genau ebenso verschieden wie diese, sind auch die Gebräuche und Sitten der einzelnen Stämme. Nur die in den Prairien und Steppen lebenden Stämme haben gewisse Gebräuche, religiöse Zeremonien und Verständigungszeichen mit einander gemein.

Die Zahl der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten lebenden Indianer beläuft sich auf beiläufig 300,000, die etwa 150 verschiedenen Nationen und 400 Stämmen angehören.

Eine befriedigende Klassifikation der Indianer in einzelne Völkergruppen giebt es nicht. Nur die Stämme der größten Indianernation, der Dakotahs oder Sioux besitzen verwandte Sprachen und halten im Kriege zusammen, um gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen. Sie ist auch die einzige Nation, welche in steter Zunahme begriffen ist. Ihre Zahl beläuft sich auf etwa 60,000 Seelen und unter den siebenzehn verschiedenen Stämmen oder Banden, in welche sie getheilt, ist der Ogallallastamm der mächtigste. Der „Sitzende Ochse" (Sitting Bull), die „Rothe Wolke" und der „Gefleckte Schwanz" (Spotted Tail) sind gegenwärtig die größten Häuptlinge der Sioux, deren Gebiet die nordwestlichen Territorien Amerikas: Dakotah, Montana, Wyoming und Idaho umfaßt.

Den Sioux zunächst an Macht und Größe sind unter den Prairiestämmen die einander verwandten Arrapahoes und Cheyennes, sowie die Kiowas und Comanches, deren Zahl sich auf etwa 15,000 beläuft. Ihr Gebiet sind die Prairien am Platte-, Kansas- und Arkansasfluß. Hier sind sie alleinige Herren und nur selten gelangen

andere Indianerstämme in dieses Gebiet. Sie sind wilde, kräftige, nomadisirende Horden, das amerikanische Seitenstück zu den Beduinen.



Das Ordeal oder die Kriegerweihe.

Im Süden und Westen von ihnen, in Texas, Neumexiko und Arizona sind die wilden Navajos und Apaches zu Hause, deren Zahl sich auf etwa 25,000 Köpfe

beläuft. Nach den Sioux sind diese zwei Stämme gegenwärtig die gefürchtetsten und grausamsten.

Ein Mandanendorf.

Der Rest der Prairiestämme hat sich, (mit Ausnahme der Chippewas und einiger anderer im Staate Minnesota) nach dem Indianerterritorium zurückgezogen, wo auch

die zivilisirten Cherokees und Wyandottes wohnen. Die Zahl der hier zwischen dem Arkansas und dem Red-River lebenden Indianer beläuft sich auf etwa 80,000.

Unter den Gebirgsstämmen sind die 60 Stämme der Utes oder Utahs mit etwa 30,000 Seelen die mächtigsten. Ihr Gebiet sind die Felsengebirge vor. Colorado und Utah, nur höchst selten steigen sie in die Ebenen hinab. Ihnen zunächst kommen die Crows in Montana, die Shoshones in Idaho und die Snakes in Oregon.

Der größte Theil der Indianer, mit Ausnahme der nomadisirenden Horden, steht unter der Aufsicht eines Vereinigten-Staaten Indianerbureaus, einem Zweige des Ministeriums des Innern. Dem Sekretär der Indianerangelegenheiten unterstehen eigene Superintendenten und Agenten in den betreffenden Territorien, diesen Agenten liegt die Aufsicht über die Indianer und ihre Verpflegung im Winter ob.

Bis vor Kurzem wurde dieser Zweig des Vereinigten-Staaten-Dienstes von einer wahren Diebesbande verwaltet, welche Millionen Geldes verschlang, ja deren verächtlichem Treiben es zuzuschreiben ist, wenn ein großer Theil der Indianer auf die elendeste Weise verhungerte, oder aber sich aus Verzweiflung gegen die Unterdrücker auflehnend, diese letzteren und ihre Helfershelfer ermordete. Ihnen ist alles Unheil und die ganze Mißwirthschaft des Indianer-Departements zuzuschreiben. Erst vor wenigen Jahren gelangte diese Verwaltung in bessere Hände; der gegenwärtigen friedlichen Politik, im Vereine mit dem Wirken der christlichen Missionäre dürfte es gelingen, die noch barbarisch gebliebenen Stämme der Zivilisation entgegenzuführen.

Sind aber die Indianer überhaupt zivilisationsfähig.?

Im Nordwesten Amerikas glaubt man nicht daran. Man sagt, es sei unmöglich. Man gab ihnen Farmen, Häuser und Vieh, um sie zu Ackerbauern und Viehzüchtern zu machen, aber sie ließen Alles stehen und zogen weiter, um zu jagen und zu stehlen. Ein Häuptling, dem man ein leerstehendes Häuschen zur Wohnung gab, baute sich nebenan sein Zelt und schlief darin, während er in das Haus seine Pferde stellte.

Einem anderen Indianer überließ man eine ganze wohl eingerichtete Farm. Er bezog sie, aber er fand sie bloß der Bewohnung, nicht der Bearbeitung würdig.

Wie könnte sich auch ein indianischer Krieger zur Arbeit erniedrigen? Er hat niemals gearbeitet, und die geringen häuslichen Verrichtungen auf der Prairie und in seinem Zelte sind Sache seines Weibes, — seiner Sklavin. In den südlichen Territorien lernte er die Sklaverei von den Weißen; konnte er durch Tausch oder Diebstahl einen Neger erlangen, so mußte dieser für ihn arbeiten. Aber der Indianer selbst wird nicht Ackerbauer. Von den wenigen Indianern, welche noch im Staate New-York vorhanden sind, kann man die Ackerbauer an den Fingern abzählen. Der Rest blieb bei seiner ursprünglichen Beschäftigung, so gut er konnte. Jagen konnte er nicht mehr, denn das Wild war nicht mehr da. Stehlen durfte er nicht, denn er stand unter

dem Gesetze. Arbeiten wollte er nicht, denn sein Stolz verbot es ihm. Darum schnitzt er sein Leben lang Pfeile und Bogen und verkauft sie an die Touristen.

Alle bisherigen Versuche, den Indianer zur Arbeit zu bewegen, scheiterten. Darum wurde der Indianer auch zurückgedrängt. Seine Jagdgründe und damit die Bedingungen zu seinem Lebensunterhalt wurden ihm entzogen. Im Kampfe mit dem Weißen mußte er natürlich unterliegen. Auf dem Schauplatz dieser Kämpfe, dieser mitunter grauenvollen Massacres und Morde, d. i. im Nordwesten Amerikas und in den nördlichen Prairien, glaubt man deshalb nicht an die Kulturfähigkeit des Indianers.

In den südlichen Prairien des Westens ist es anders. Hier wurde den einzelnen Indianerstämmen eine eigene Reservation, das Indianer-Territorium für ewige Zeiten angewiesen. Aus diesem durften sie nicht verdrängt werden. Christliche Missionen wurden hier errichtet, welche durch Kirchen und Schulen für das geistige, Regierungs-Agenturen, welche für das leibliche Wohl der armseligen Ueberreste von einst großen Indianer-Nationen Sorge tragen. Von allen Seiten ist der Indianer hier von wohlmeinenden Weißen umgeben, die häufig in eng verwandtschaftliche Beziehungen zu seinen Stammesgenossen treten. Und hier ist es auch, wo der Indianer die einzigen Fortschritte als Ackerbauer macht. Die Blutvermischung, die geistige Erziehung und die Geduld waren es, welche dieses Wunder bewirkten.

Allein nur zu oft war das Zusammenleben mit den Weißen von ganz entgegengesetzten Resultaten begleitet, besonders in den nordwestlichen Regionen Amerikas findet man unter hundert Fällen gewöhnlich neunzig, in welchen die Weißen die Ursache von Unruhen, Kämpfen und Kriegen gaben. Es war die Schuld der Regierung, daß sie die Indianer und mit ihnen die reservirten Indianer-Ländereien außerhalb des Gesetzbereiches stellten. Diese Grenzländer wurden zur Brutstätte der himmelschreiendsten Räubereien und Ungerechtigkeiten, begangen an — den Indianern. Verträge, welche von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten abgeschlossen waren, wurden durch die geldurstigen Indianer-Agenten gebrochen. Die Gelder, welche den Indianern als Erlös ihrer Landverkäufe eingesandt wurden, kamen vielleicht nur zu einem Zehnttheil in ihre Hände, der Rest war willkommene Beute der Agenten, die gewöhnlich nach wenigen Jahren reich wurden, und, ihre Stellungen aufgebend, als reiche Privatiers in die östlichen Städte zogen. Die Decken, Kleidungsstücke und Lebensmittel, welche die Regierung den im Winter aller Kleidung baaren und halb verhungerten Indianerstämmen zusandte, wurden unterschlagen. Das Wild — der Buffalo, die einzige Quelle ihrer Nahrung und ihres Lebens, — wurde durch Weiße gänzlich ausgerottet. War es ein Wunder, wenn der Indianer zum Diebstahl griff, um sich das Leben zu fristen? Wurde aber wirklich ein solcher Diebstahl ausgeführt, dann wurde Zeter und Halloh geschrieen und

eine Militärmacht aufgeboten, um die Indianer „zum Einhalten ihrer Verträge" zu zwingen.

So kam es, daß die nordwestlichen Indianerstämme noch gegenwärtig sich im Zustande der Barbarei befinden, und, die grenzenlose Niederträchtigkeit der Weißen verachtend, den ewigen Krieg und Tod der Unterwerfung vorziehen, während die im südlichen Indianer-Territorium unter dem Schutze der Gesetze stehenden, von Missionären und ehrlichen Beamten geleiteten Stämme allmählig der Zivilisation entgegen gehen.

Von den 300,000 Indianern — dem letzten Reste der einst nach Millionen zählenden indianischen Rasse — sind etwa ein Drittheil zivilisirt, d. h. größtentheils mit der englischen Sprache vertraut, in ständigen Wohnungen lebend, sich mit Ackerbau beschäftigend. Ein zweites Dritttheil hat sich zu Verträgen mit der Regierung der Vereinigten Staaten entschlossen, es lebt auf eigenen Ländergebieten oder Reservationen, die größtentheils in den westlichen Staaten und Territorien gelegen sind. Es erhält Lebensmittel, auch Kleidung von den Vereinigten Staaten, ohne sich jedoch mit irgend welchen Arbeiten zu beschäftigen.

Das letzte Dritttheil ist vollkommen barbarisch — unabhängig von den Vereinigten Staaten und allen Zivilisationsversuchen vorläufig unzugänglich. Ihr Gebiet ist das Gebirge und die Steppe, auf denen sie — den Beduinen und Kirgisen gleich — umherziehen. Die fortschreitende Zivilisation drängt sie immer mehr zurück, oder wo sie ihr Widerstand leisten, da zwingt sie ihnen zivilisirte Formen und Gebräuche auf. In zwanzig Jahren wird auch dieses Dritttheil untergegangen, — oder mit den Weißen verschmolzen sein.

Diese Indianer der Prairien — etwa 80,000 an der Zahl, in den Ländergebieten zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen lebend, sind die Reste jener großen Stämme, deren Gebiet noch vor einem halben Jahrhundert das ganze Mississippithal — mehr als eine Million Quadratmeilen umfaßte. Sie sind nun bis auf den westlichen Rand dieses Stromgebietes, bis an den Fuß der Gebirge zurückgedrängt, allein sie haben ihr altes Leben, das Leben ihrer Väter, noch nicht aufgeben können. Sie sind noch reine Natursöhne, im Kriege mit der Kultur und im Kriege mit den Weißen begriffen. —

So wurden sie den Weißen und besonders den Europäern, hauptsächlich nur als Krieger bekannt, selten gelangten Schilderungen ihres Zusammenlebens, ihrer Familien und ihrer sozialen Gebräuche an die Oeffentlichkeit. Dieses soziale Leben der Prairie-Indianer sei demnach in den folgenden Kapiteln der Betrachtung unterworfen. —

2. Das Weib und seine Stellung.

Es ist eigenthümlich, daß, so häufig auch von den Indianern und ihrem Thun und Lassen die Rede ist, über die Stellung ihrer Frauen viel weniger bekannt geworden, als über die Frauen der meisten anderen Rassen. So oft sie auch in den Poesien englischer und amerikanischer Dichter erscheinen, es sind Gestalten, welche die Phantasie geschaffen, nicht wie sie das Leben, die Wirklichkeit uns bietet. Sie zu schildern, ist der Gegenstand dieser Zeilen.

Das Leben der Indianerin von ihren ersten Kinderjahren bis in das höchste Greisenalter ist ihrem Mann gegenüber dasselbe, wie es das der amerikanischen Negersclavin ihrem Gebieter gegenüber war. Die Indianerin ist die Sklavin des Mannes. Kaum hat sie als Kind die ersten Schritte gelernt, als sie auch schon zu häuslichen oder vielmehr „zeltlichen" Arbeiten angehalten wird, die mit dem zunehmenden Alter auch desto schwerer werden. Ihre endliche Verheirathung ist nur ein Wechsel ihres Herrn und Meisters, — wie sie früher ihrem Vater gedient, so dient sie dann auch ihrem Gemahl.

Eine Indianerschöne.

Was der Indianerin für all' diese sklavische Unterwürfigkeit und Hingebung vom Manne geboten wird, worin sie ihren Lohn findet, ist schwer zu sagen. Ist es die Unkenntniß eines besseren Looses oder wahre Liebe, — gewiß es giebt kein glücklicheres und zufriedeneres Weib als die Indianerin. In ihrem ganzen mühe- und arbeitsvollen Leben giebt es nur eine kurze Periode, wo sie das zweifelhafte Glück genießt, bei den Männern besondere Beachtung zu finden. Es ist der Brautstand, wenn man das Leben unmittelbar vor der Ehe als solchen bezeichnen kann. Der Indianer ist für die Liebe nicht weniger empfänglich als der Weiße, ja die Zelte der Indianer könnten vielleicht ebenso viele Geschichten erzählen, wie die Paläste einer europäischen Großstadt.

Bei dem Indianer kommt die Liebe zum weiblichen Geschlechte viel früher zum Vorschein, als bei den Weißen. Kaum hat er seine Waffenprobe überstanden, kaum ist er durch eine qualvolle, an ihm begangene Grausamkeit*) vom Knaben zum

*) Das „Ordeal".

Krieger geworden, so sucht er auch schon — vorderhand nach einer einzigen — Gefährtin seines Lebens. Obgleich dazu nichts weiter nöthig ist, als eine gewisse Anzahl von Ponies, um die Theure von ihrem Vater zu kaufen, so sucht er doch zuvor aus gewissen Gründen ihre Liebe zu gewinnen. Merkwürdigerweise geht er dabei viel zahmer zu Werke, als es irgend ein verschämtes deutsches Schneiderlein machen würde. Er ist den ganzen Tag und einen Theil der Nacht in der Nähe ihres Zeltes zu finden, er deutet nur durch Blicke und Seufzer leise an, welche Gefühle seine Brust bewegen. Stößt er nach dieser Einleitungs-Periode auf Widerstand, dann nimmt er seine Zuflucht zu Serenaden und nächtlichen Ständchen, deren Romantik jene der katerlichen Dach- und studentenhaften Straßen-Serenaden bei weitem übertrifft. Sein Musik-Instrument ist gewöhnlich eine flötenähnliche Röhre, der er so jammervolle Töne entlockt, daß die Hunde und die alten Weiber des ganzen Lagers um die Wette heulen.

Erreichen diese Aeußerungen einer jungen, glühenden Liebe das Ohr der Auserwählten, ohne daß sie dagegen protestirt, dann zieht zarte Hoffnung in das bange Herz. Im Zelte der Geliebten findet sich nur wenig Gelegenheit zum Seufzeraustausch, denn das Zelt wird gewöhnlich noch von einem halben Dutzend anderer Personen getheilt. Ist ihm die Geliebte jedoch zugethan, und hat der Vater gegen den Werber nichts einzuwenden, dann folgt sie ihm auch willig in trauter Dämmerstunde eine kleine Strecke außerhalb des Zeltes. Dann nehmen sie beide auf dem grünen Prairieboden Platz und benutzen das traute Beisammensein um den Becher der Liebe zu kosten.

Niemals werden derartige Liebespaare vom Vater oder anderen Personen gestört, denn es ist eine der gesellschaftlichen Fiktionen im Indianerleben, daß die Liebe des jungen Kriegers, trotz ihrer Auffälligkeit, Niemandem bekannt erscheint, als der Geliebten allein. Die Liebe wird nämlich beim Manne als Schwäche angesehen, da sie aber doch bei jedem Indianer zu einer gewissen Lebensepoche auftritt, so fand man den Ausweg, sie unberücksichtigt und unbemerkt vorübergehen zu lassen.

Nun kommt es bei den Indianerschönen ebenso häufig, wie bei den Modedamen europäischer Hauptstädte vor, daß sie von mehreren Dandies gleichzeitig geliebt werden, und dann spielen sich vor ihren Zelten ähnliche Szenen ab, wie man sie auch bei den zivilisirten Völkern nicht selten findet. Nur legen sich die Anbeter hier flach auf den Boden und trachten, sich so gut als möglich vor einander zu verbergen. Das Mädchen erscheint nun am Eingange des Zeltes. Alle springen auf und laufen ihr entgegen. Der Erste nimmt sie in Empfang. Ist er der Gegenstand ihrer Wahl, dann leistet sie keinen Widerstand und läßt sich in seinen Armen forttragen, während die anderen Nebenbuhler sofort verschwinden. War er jedoch nicht der rechte, dann setzt sie seinen Entführungsversuchen Widerstand entgegen. Dies ist ihm genügend. Er

verläßt sie sofort und behelligt sie niemals wieder. Das Mädchen jedoch tritt für einen Augenblick in das Zelt zurück. Sobald sie wieder erscheint, stürzen die anderen Anbeter aufs neue auf sie zu, und der ganze Prozeß wiederholt sich so lange, bis die Holde von ihrem wahren Auserwählten erreicht wird.

— Diese Liebesspiele bilden die einzige Gelegenheit der jungen Indianerin, nicht geringe Koketterie zu entfalten. Aber sie ist bald vorüber. Ist das Mädchen einmal gewonnen, dann beginnt die Zeit ihrer Enttäuschungen, schon in der Bewerbung des Geliebten um ihre Person, bei dem grausamen und habsüchtigen Vater.

Bei den Indianern steht die Tochter nämlich in dem Verhältnisse zum Vater, wie die Negersclavin Ober-Egyptens ihrem Eigenthümer gegenüber. Sie ist das Kapital, der Besitz ihres Vaters, sie wird an den Meistbietenden verkauft. Deshalb ist auch eine derartige Brautwerbung gewöhnlich mit den ergötzlichsten Szenen verbunden, ohne daß die letzteren der in „Hangen und Bangen" schwebenden Braut das Herz besonders schwer machen. Betrachten wir diese Werbe-Szene.*)

„Ich denke Eure Tochter zum Weibe zu nehmen", sagt der Geliebte zu dem Vater. „Sie ist ein häßliches Ding, faul wie ein Bär, weiß nicht zu kochen und zu arbeiten und ist zu nichts brauchbar. Aber ich sehe, daß sie Euch eine Last sein muß und, um Euch einen Gefallen zu erweisen, will ich sie Euch abnehmen. Wie viel verlangt Ihr für die Braut?"

Oft antwortet der Vater: „Ihr wollt meine vielgeliebte theure Tochter, die beste und ergebenste, die je geboren ward? Die beste Köchin, die fleißigste und willigste Arbeiterin im ganzen Stamme? Ich kann meine Tochter nicht entbehren. Ich will sie Niemandem geben und am wenigsten Euch, der jung ist und bloß einen Skalp genommen hat. Zudem habt Ihr kaum mehr als zwei Ponies gestohlen und könnt mir meine Tochter gar nicht bezahlen. Ich verlange zwanzig Ponies und drei Büffelhäute für sie."

„Zwanzig Ponies und drei Häute" schreit entrüstet der Bewerber. „Zwanzig starke fette Ponies für ein so häßliches, mageres Weibsbild, das kaum eine Büffelhaut werth ist! Dafür kann ich mir ein ganzes Dutzend besserer Mädchen kaufen!"

Unter Schreien und Schimpfen wird nun der Kampf ohne Rücksicht auf das Beisein der Holden fortgesetzt, — der Vater seine Tochter anpreisend, der Werber über sie schimpfend. Sieht der Vater irgend welche Ungeduld oder Nachgiebigkeit, so führt er den Streit auf Wochen hinaus. Endlich wird der Handel zu dem gewöhnlichen Marktpreise der Bräute, etwa 3 oder 4 Ponies, abgeschlossen, — die Holde ist das Eigenthum des jungen Kriegers.

Von einer Hochzeitszeremonie ist natürlich bei diesen Barbaren keine Rede. Ist

*) Dodge.

der Preis gezahlt, so führt der Mann sein junges Weib in das Zelt seines Vaters, um da zu bleiben, bis ihn der Zuwachs seiner Familie zwingt, oder sein größerer Reichthum es erlaubt, sich ein eigenes „Lodge" — ein eigenes Zelt zu errichten.

Nun ist aber das väterliche Zelt, in welches der junge Ehemann seine Frau bringt, gewöhnlich schon mit Alt und Jung derart überfüllt, daß sie kaum Platz haben sich zu setzen. Und deshalb ist das Brautbett und der Honigmonat des Indianers begreiflicherweise nur mit sehr wenig Romantik verbunden, denn man kann sich leicht ausmalen, wie sich das eheliche Leben in einem Raume gestalten muß, wo Eltern und Kinder und außerdem vielleicht noch zwei oder drei Ehepaare beisammen wohnen und schlafen.

Die Indianerin heirathet gewöhnlich sehr jung. In ihrer frühesten Jugend steht sie unter der Obhut ihrer Mutter, welche ihr die nothwendigsten Arbeiten und Verrichtungen im häuslichen Kreise beibringt. Kaum hat sie das erste Alter der Weiblichkeit erreicht, dann wird sie auch von ihrem Vater bald unter die Haube gebracht, denn er trachtet natürlicherweise, so bald als möglich ihren Kaufpreis zu erlangen.

Mitunter zwingt ihn die Noth, seine Töchter schon zu verkaufen, so lange sie noch Kinder sind. Diese Kinder werden mit Vorliebe von älteren, wohlhabenden Bonvivants — denn auch unter den Indianern giebt es solche — gekauft und für die Zukunft groß gezogen, obgleich sie schon als Kinder alle Privilegien des Weibes genießen.

Die Indianerinnen sind in der Regel vor ihrer Heirath tugendhafter als nachher, denn das Gegentheil würde nicht nur ihre Aussichten auf einen guten Gemahl verderben, sondern auch ihren Marktpreis beträchtlich reduziren. Deshalb hütet auch schon der Vater seine Tochter auf das sorgsamste.

Trotz diesem Verkaufsrecht des Vaters, hat auch das Mädchen ihre eigenen Rechte, welche sie vor einem ihr verhaßten Manne schützen. Wohl kann der Vater seine Tochter gegen ihren Willen verkaufen, und sie muß ihrem neuen Besitzer in sein Zelt folgen. Allein bei der geringsten Annäherung seinerseits, wird sie ihm mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln Widerstand leisten. Kann er sie binnen drei Tagen und ebenso viel Nächten, sei es durch Schmeichelei oder Gewalt, nicht dazu bewegen, ihren Widerstand aufzugeben und sich seinen ehelichen Rechten zu fügen, so erlangt sie das Recht in das Zelt des Vaters zurückzukehren, der dann verpflichtet ist, den erhaltenen Kaufpreis an den getäuschten Ehemann zurückzuerstatten. Damit ist die Ehe wieder gelöst.

Der Indianer hat nicht die leiseste Ahnung von den Gesetzen der Moral. Seine Ansichten über die Keuschheit ähneln jenen, die man in den ältesten jüdischen Chroniken vorfindet. Für den Mann giebt es kein Wort oder auch nur den Begriff „Mäßigkeit und Enthaltsamkeit." Er besitzt so wenig Selbstbeherrschung wie ein wildes Thier,

er befriedigt seine Leidenschaften zu irgend welcher Zeit, wo und auf welche Art es auch sein mag.

Bei der indianischen Frau ist es anders, je nach dem Stamme, dem sie angehört. Die Cheyenne-Indianerin z. B. ist zurückgezogen und bescheiden, sie könnte in Bezug auf ihre Keuschheit mit den ersten Nationen in gleiche Linie gestellt werden, ja noch mehr, man könnte sie als Muster der Keuschheit aufstellen.*) Die Frauen der Arrapahoes hingegen sind ohne Ausnahme das gerade Gegentheil davon.

Krankheitenbeschwörer. (Medizinmann.)

Das Weib, ob Mädchen oder Frau, hat bei den Indianern einen schweren Stand. In keinem Stamme wird die Liebe des Mannes zu einer nicht ihm gehörigen Frau bestraft, denn es wird als das Recht des Mannes angesehen, die Liebe zu genießen, wo er sie findet, sei es nun ein Mädchen oder die Frau eines Anderen. Ob verheirathet oder nicht, es wird von dem Weibe vorausgesetzt, daß sie ihre Tugend selbst beschützen kann, oder die Consequenzen trägt. Kein Vertheidiger oder

*) vide Bancroft und Dodge.

Rächer ihrer Ehre steht für sie auf, ja selbst wenn sie gewaltthätig mißbraucht wurde, wird der Thäter nur dadurch bestraft, daß er sie zum Weibe nehmen muß.

Von der auf ihnen ruhenden Verantwortlichkeit machen die Indianerinnen den verschiedensten Gebrauch. Die Mädchen der Arrapahoes kümmern sich weder darum, noch um ihren Ruf; die Cheyennes hingegen halten sich bis zu ihrer Verheirathung selbst vor der geringsten Annäherung der Männer ferne. Das niedrige Endziel derartiger Annäherungen ist jeder Schönen wohlbekannt, eine Cheyenne-Schöne darf die Anträge eines Bewunderers nicht etwa in derselben bequemen Weise annehmen, wie dies bei den Belles der zivilisirten Nationen mit den ihnen entgegengebrachten Aufmerksamkeiten und Liebeleien der Fall ist.

Daß die Costüme der indianischen Jungfrauen von höchster Einfachheit sind, kann man sich wohl denken. Als Kind bis zum Alter von zehn bis zwölf Jahren besteht die Kleidung aus nichts anderem, als einer bis zu den Knieen reichenden Schürze. Später tritt an deren Stelle ein ebenso langer Unterrock aus Bockleder und eine ärmellose, bis an den Hals reichende Jacke. Im Winter kommen noch Gamaschen und Leder-Mocassins dazu, damit ist die Toilette vollendet. Die Tochter eines Häuptlings besitzt wohl hie und da ein silbernes Kettlein um den Hals und Bänderschmuck, aber selten Ohrgehänge. Das schwarze, lange Haar fällt gewöhnlich ungekämmt und ungewaschen in Strängen über die Schulter, das Gesicht ist mit allerhand Farben beschmiert, unter denen das Zinnoberoth die bedeutendste Rolle spielt, — gerade so wie häufig auf den Wangen der weißen, — so auch auf den Wangen der rothhäutigen Schönheiten blüht.

Aber nicht nur in Bezug auf die Schminke, auch bezüglich der Toilette sind die Modedamen Newyorks das Ideal vieler Indianerschönen geworden, und sie betrachten die geschilderte Ledertoilette doch schon etwas als Negligé. Der nähere Umgang mit weißen Händlern und das Einheirathen von Weißen — sogenannter «Squaw Men» — in die Stämme, läuterte ihren Geschmack; nicht selten sieht man schon eine zarte Häuptlingstochter mit Strümpfen und einem Sonnenschirm behaftet, wenn auch der Rest der Kleidung bloß aus der besagten Lederschürze besteht. Auch die Schleier sind sehr beliebt, nur werden sie an einer anderen Körperstelle getragen. Den hohen Stöckelschuhen jedoch können die Squaws begreiflicherweise keinen Geschmack abgewinnen, sie bleiben bei ihren weichen Mocassins, die wohl unschön sind, aber vor einem Uebel der Zivilisation — den Hühneraugen — bewahren.

3. Die Indianerin als Frau und Mutter.

Die Heirath ist vorüber.

Der Kaufpreis der jungen Braut wurde ihrem Vater, oder war sie Waise, ihrer Mutter erlegt, der Krieger führt sein Weib in das Zelt seines Vaters, das nun auch ihre Heimath ist. Aber sie ist nicht Gebieterin hier. Ihre — Schwiegermutter führt das Regiment. Sie ist nur Dienerin, ebensogut wie alle anderen Weiber, welche außer ihr das Zelt bewohnen.

Betrachten wir nun dieses Zelt, den Harem des Indianers.

Büffelhäute bedecken das in eine Spitze zulaufende Zeltgerüst und lassen nur eine kleine Oeffnung nahe dem Boden, durch welche man auf allen Vieren hinkriechen muß. Das Zelt ist etwa 15 Fuß hoch und von 12 bis 20 Fuß im Durchmesser. An den Wänden sind ringsum im Kreise Büffelfelle aufgeschichtet, die bei Tag als Sitze, zur Nachtzeit als Betten fungiren. In der Mitte des Zeltes befindet sich das Feuer, und der Rauch entweicht durch eine Oeffnung an der Spitze des Zeltes. Dessen ungeachtet ist das Innere des letzteren stets zum Ersticken mit Rauch gefüllt, was vereint mit dem ganz infernalischen Gestank und dem Schmutze, darin den Aufenthalt für den Nichtindianer ganz unmöglich macht. — Der Rest der Zelteinrichtung besteht aus einigen roh geflochtenen Körben mit getrocknetem Fleisch und ein paar Kleidungsstücken gefüllt, — ferner Töpfen, Kochkesseln und Zinnbechern, — Alles in wüstem Durcheinander.

Dieser Raum wird nun von etwa einem Dutzend Personen, Männern, Weibern und Kinder bewohnt, je mehr davon da sind, desto lieber ist es dem Herrn des Zeltes.

Dies ist die neue Heimath des jungen Weibes. Nun ist aber ihr Ehegemahl nur selten mit einer einzigen Frau zufrieden. Er nimmt sich bald eine zweite und dritte, die alle zusammen das gemeinschaftliche Nachtlager theilen. Sollte das letztere zu klein werden, dann werden die älteren Frauen herausgeworfen, um den jüngeren Platz zu machen. Das Wort Eifersucht, dieser Schrecken aller europäischen Ehen, ist dem Indianer glücklicherweise unbekannt, die Hinneigung eines Mannes zu einem neuen Weibe, oder seine Untreue Allen gegenüber, erweckt nicht das geringste unangenehme Gefühl in den Betroffenen.

Bei der Heirath wird der Name nicht verändert. Die Indianer kennen keine Unterscheidung, welche unserem „Fräulein" und „Frau", oder dem englischen Miss und Mrs. gleichkäme. Die Tochter wird nach der Mutter benannt, in ähnlicher Weise, wie die hebräischen Weiber des alten Testaments ihre Kinder benannten. Dieser Name wird wohl mitunter durch Zärtlichkeitsausdrücke verlängert oder verkürzt, aber er bleibt der Frau durchs ganze Leben, er wird bei ihrer Verheirathung

ebensowenig geändert, wie die Kleidung. Erst mit zunehmendem Alter wird die Lederjacke abgelegt und der Oberkörper ganz unbedeckt gelassen.

— Mit der Zeit kommt Nachkommenschaft, dann baut sich der junge Indianer ein eigenes Zelt, ein eigenes „Lodge", wenn er dies nicht schon früher gethan haben sollte. Kinder werden von den Indianern sehr geliebt und verzärtelt, sie werden nie als eine Last angesehen, wenn ihre Zahl auch noch so bedeutend werden sollte. Der Vater ist stolz auf seine Söhne, die Mutter auf ihre Töchter. Die ersteren werden zu Kriegern, die letzteren zum Arbeiten herangezogen.

Noch an der Mutterbrust wird den Kindern das Schreien auf eine sehr summarische, aber sichere Weise abgewöhnt. Die Mutter preßt die innere Handfläche auf den Mund des Kindes und hält ihm gleichzeitig mit den Fingern die Nase zu, bis es beinahe erstickt ist. Dann wird es losgelassen, um bei dem ersten Schrei derselben Prozedur unterworfen zu werden. Das Kind lernt sehr bald, daß Schweigen die beste Politik ist. — Kaum ist der Knabe der Mutterbrust entwachsen, so ist er schon halb und halb sein eigener Meister. Die Mutter darf ihn niemals strafen, wenn sein Vergehen auch noch so groß gewesen wäre. Dafür behält sie die Controle über die Töchter bis zu deren Verheirathung; wenn ihre Mühen und Sorgen im Alter überhaupt vergolten werden, so geschieht dies eben durch die Töchter. Im Allgemeinen sind jedoch die mütterlichen Gefühle bei den Indianerinnen nicht sehr tief. Sie besitzen auch nur spärliche Nachkommenschaft und werden, gerade so wie die Amerikanerinnen, nur selten mit mehr als zwei Kindern gesegnet.*)

Im Großziehen der Töchter, in der Zubereitung der Mahlzeiten und in den Verrichtungen aller häuslichen Arbeiten vergeht das Leben der Frau, ohne daß sie irgend welchen Einfluß auf ihren Gemahl oder auf die Angelegenheiten des Stammes besäße. Das Weib darf das Berathungszelt niemals betreten, noch an irgend welchen öffentlichen Berathungen theilnehmen. Trotzdem gelingt es ihnen mitunter, ihre Männer durch „Schürzen-Politik" zu beeinflussen.

Wie bei allen primitiven und halbbarbarischen Völkern, so ist auch bei den Indianern die Polygamie eingeführt. Jeder Krieger hat so viele Weiber als er haben will, oder als es sein Reichthum erlaubt. Sie sind ihm dasselbe, wie dem Spieler die Diamanten. Er legt seinen Gewinn in ihnen an, als eine sichere Einnahmequelle,

*) Die Niederkunft macht der Indianerin ebensoviel Sorge, wie einer Büffelkuh. Sie bedarf nur in Ausnahmefällen eines Beistandes. Im Sommer begiebt sie sich hinter einen Busch oder an ein sonst verstecktes Plätzchen und kehrt nach einigen Stunden mit ihrem Kinde in das Zelt zurück, um sofort ihren häuslichen Verrichtungen nachzugehen.

Während der Schwangerschaft wird der Umgang oder selbst das Beisammenwohnen mit der schwangeren Frau als „schlechte Medizin" angesehen, ja sie muß in einem eigens für sie bestimmten Zelte wohnen.

falls ihn Unglück oder Armuth überkäme. Aber auch sonst sind ihm die Weiber besonders dort von einträglichem Nutzen, wo weiße Ansiedler, Trapper oder Handelsleute mit ihm in Berührung kommen. Dann giebt er ihnen seine Frau gegen „reiches" Entgelt, etwa eine Decke oder Waffe oder eine Flasche Branntwein, in Miethe, gerade so, wie dies in einigen Gegenden Persiens der Fall ist.

Der Mann ist der unumschränkte Besitzer seiner Frauen. Er kann sie schlagen, verstoßen, ja selbst tödten, ohne daß er von seinen Stammesgenossen zur Rechenschaft gezogen wird. Ist die Frau hübsch und besitzt sie einen guten Ruf als Arbeiterin, dann kann sie sich der üblen Behandlung des Mannes dadurch entziehen, daß sie sich einen andern Mann auswählt, der sie nehmen und für sie zahlen will. Derartige Wechsel in den Ehen sind bei den Indianern keine Seltenheit.

Ein Apache-Krieger.

Ein Mann verliebt sich beispielsweise in das Weib eines anderen. Er nähert sich ihr und gewinnt sie endlich nach kürzerer oder längerer Bewerbung. Sie verläßt ihren ersten Gewahl bei Nacht und Nebel und begiebt sich in das Zelt ihres neuen Geliebten. Der betrogene Gemahl, der sie am anderen Morgen vermißt und sucht, findet sie endlich in dem Zelte des andern, wo ihm erklärt wird, daß sie nicht mehr länger sein Weib sei. Der Betrogene läuft natürlich zum Häuptling und trägt ihm die Ursache seines Kommens vor. Ein oder zwei hervorragende Krieger werden nun berufen, der Fall wird untersucht und der Entschädigungspreis bestimmt, welchen der neue Geliebte dem alten zu zahlen hat. Ist dieser Preis entrichtet, dann ist die Affaire beendet, das Weib bleibt bei dem Manne ihrer Wahl.

Mitunter wird jedoch auch allerhand Unfug getrieben, insbesondere da, wo Halbblut-Indianer im Stamme sind. Die Frau eines andern geht zu einem solchen über und erklärt ihm, sein Weib sein zu wollen. Ist sie hübsch und wird sie angenommen, so zahlt der neue Gemahl den Preis für sie. Aber wie sehr ist er über-

rascht, sie am nächsten Morgen wieder bei ihrem alten Gebieter zu finden. Er will sie mit sich nehmen, aber sie erklärt ihm, daß sie ihn nicht mehr haben wolle. Der schmählich Hintergangene begiebt sich wieder zum Häuptling und verlangt entweder das Weib oder den Preis zurück, den er für sie bezahlt. Sie gehen zusammen in das Zelt der Treulosen und der verlassene Gemahl begehrt sein Weib. „Hier ist sie" sagt der andere, „sie ist Dein. Nimm hin. Ich habe sie nicht zurück geführt, ich will Sie nicht." Aber das Weib weigert sich, mit ihm zu gehen. Sie sagt, sie liebe ihren ersten Mann mehr und wolle ihn nicht verlassen. Das Recht war auf der Seite des ersten Mannes, der Dupirte muß abziehen, ohne Weib oder die Pferde wieder zu sehen, die er als Preis zahlte.

Sollte jemals das Weib eines Häuptlings treulos werden, so wird dies in der Regel gar nicht beachtet, denn der Häuptling ist ein zu großer Mann, zu hochstehend und mächtig, viel zu erhaben über die Gefühle der Menschheit, um auch nur einen Augenblick lang an den Verlust eines so unbedeutenden Dinges, wie ein Weib, zu denken. Sein treuloses Weib mag vielleicht in demselben Lager, ja im nächsten Zelte sein; er wird an ihr tagtäglich vorübergehen, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen.

Nun darf aber ein derartiger Wechsel des Ehegemahls in keiner Weise als eine Verletzung der Keuschheit angesehen werden. Er ist rechtmäßig, als Schutz des Weibes gegen Tyrannei auch gerechtfertigt, ohne daß sich deshalb die Männer gegenseitig bekämpfen. Insbesondere sind die Weiber der Cheyennes damit sehr rasch, sich der schlechten Behandlung von Seiten ihrer Männer durch die Annahme eines anderen Gemahls zu entziehen, aber dessen ungeachtet sind sie ein Muster der Keuschheit. Ein Cheyenne Weib ist niemals allein zu sehen. Zwei oder drei Weiber, die etwa am Eingange ihres Zeltes sitzen, werden bei der Annäherung eines Mannes aufstehen und sich in das Innere begeben, selbst wenn der Kommende ein vertrauter Freund der Familie sein sollte. Ist der Gemahl zur Nachtzeit nicht zu Hause, so schützt sich die Frau dadurch vor Ueberfällen anderer, daß sie Glieder und Körper mit Bändern und Stricken fest umwindet. In diesem Falle wäre es der Tod eines Jeden, der es wagen sollte, ihr Gewalt anzuthun. Unterläßt sie jedoch diese Vorsicht, dann setzt sie sich der Bestialität des ganzen Lagers aus, ohne daß ihr hierfür Genugthuung widerfahren würde.

Die einzelnen nomadisirenden Indianerstämme bestrafen die Untreue eines Weibes auf verschiedene Art. — Die Häuptlinge lassen ihre Weiber, wie vorher erwähnt meistens ungestraft. Allein bei anderen Weibern ist die Strafe eine schwere, ob nun die Untreue in ihrer Absicht gelegen, oder nur durch die Unterlassung von Vorsichtsmaßregeln hervorgerufen wurde. Bei den Cheyennes wird ein leichtfertiges Weib, auf „Ehebruch" ertappt, nicht selten mit dem Tode bestraft. Die Comanchen, der

wildeste der Prairiestämme, spalten die Nasen der ungetreuen Weiber so oft, als ihnen die Untreue nachgewiesen wird. Man findet unter ihnen Frauen mit ein- bis fünffach gespaltener Nase.

Bei den Sioux war früher eine eigenthümliche Zeremonie in Gebrauch, die gegenwärtig durch den Einfluß der Zivilisation nur selten noch vorkommt.

An einem gewissen Tage versammelt sich der ganze Stamm. Alle Männer stellen sich in eine Gasse auf, welche alle Weiber des Stammes vom zwölfjährigen Mädchen bis zur Greisin durchschreiten müssen. Jeder Mann nun, der mit irgend einem Weibe während des letzten Jahres in vertrautem Verkehr gestanden, war bei seiner Ehre und bei seiner Religion verpflichtet, die Hand auf ihre Schulter zu legen, wenn sie an ihm vorüberschritt. Und diese moralische Verpflichtung war so groß, daß das Weib ihm in's Gesicht geschlagen und ihn Feigling genannt haben würde, hätte er es unterlassen, sie zu berühren. — Bei all' dem hatte die öffentliche Bekennung eines Liebesverkehrs keinerlei schlimme Folgen für die Betreffenden. Das Weib blieb bei ihrer Familie, sie wurde bloß „vogelfrei" erklärt, das heißt, sie durfte nicht ohne Begleitung außerhalb ihres Zeltes erscheinen, widrigenfalls sie allen Männern zum Opfer gefallen wäre. Dies zwang sie natürlich zu inem einjährigen „Zeltarrest". Wurde sie bei der nächstjährigen „Generalbeichte" von keinem Manne berührt, dann trat sie wieder in ihre alten Rechte und in alles Ansehen.

Die zivilisirten Nationen, die eine kleine, kaum bei vollem Verständniß begangene Verirrung mit einem Fluch fürs ganze Leben bestrafen, dadurch häufig das Glück und die Ruhe einer ganzen Familie vernichten und in den Staub treten, aus dem sie sich selbst durch den ehrbarsten Lebenswandel nicht mehr erheben kann, sollten sich an dieser Einführung der Barbaren ein Beispiel nehmen.

— Der Verkauf der Frauen ist bei den Indianern keine Seltenheit. Sie haben Kinder überaus lieb und sind begierig, deren so viele als möglich zu bekommen. Sollte deshalb eine Frau kinderlos bleiben, so kann sie beinahe sicher sein, verkauft zu werden. Sollte sie jedoch Mutter sein, aber aus einem der früher angegebenen Gründe, wie z. B. schlechte Behandlung u. s. w. in die Hände eines Anderen übergehen, so bleiben die Kinder bei ihrem Vater zurück, aber ihre Mutter hat das Recht, sie im Zelte ihres ersten Gemahls nach Belieben zu besuchen.

Soweit das Leben und die Stellung der Frau.

Nur zu häufig wird ihr gegenwärtig, in den vielen blutigen Kämpfen untereinander oder mit den weißen Kriegern ihr Gemahl entrissen, sie wird Wittwe. Aber trotzdem, daß ihr das Verkaufsrecht ihrer Töchter bleibt, ihre Söhne sie unterstützen müssen, theilt sie doch mit ihrer weißen, zivilisirten Leidensgefährtin den heißen Wunsch, ihre Freiheit mit einer zweiten Ehe zu vertauschen. Und es geht ihr dabei gerade so wie der Weißen. Ist sie jung und hübsch, so gelingt es ihr bald,

einen Ehemann zu fischen. Ist sie alt und häßlich und hat sie keine Söhne, die sie füttern und unterstützen, dann kauft sie sich nicht selten einen Gemahl, indem sie ihm ihre Töchter als gut verkäuflichen Besitz abtritt. — Hat sie aber keine Kinder,

Ein Comanche-Krieger.

steht sie ganz hilflos da, dann fällt sie dem ganzen Stamm zur Last, — der für ihre Nahrung und Unterkunft Sorge trägt.

So vergeht das Leben des Weibes in steter Sorge, Demüthigung und Arbeit, ohne die geringsten Freuden. Und ebenso demüthig und untergeordnet, wie sie im Leben war, so wird sie auch nach ihrem Tode behandelt. Während die Häuptlinge und Krieger in eigenen Gräbern und Grüften beerdigt, oder auf den Aesten

eines Baumes aufgebahrt werden, um leichter in die „glücklichen Jagdgründe" zu gelangen, wird der Leichnam des Weibes in das erste beste Erdloch oder in eine Schlucht geworfen, ohne das geringste Zeremoniell, ohne auch nur der geringsten Schmerz-Aeußerung.

Das ist das Weib der Indianerstämme auf den Prairien. Aber mit dem Weiter-

Büffeljagd in der Wolfsmaske.

greifen der Zivilisation bessert sich auch die Stellung des Indianerweibes, oder sie stirbt mit ihrem ganzen Stamme aus. „Biegen oder Brechen" heißt das gebieterische Wort der weißen Zivilisation. Das letztere dürfte auch das schließliche, nicht allzuferne Loos der indianischen Menschenrasse sein. —

4. Die Vergnügungen der Indianer.

Der Indianer theilt mit den Menschenkindern der kaukasischen Rasse den Hang zum Vergnügen. Er spielt, trinkt und liebt wie der Europäer, nur thut er dies alles in viel großartigerem Maßstabe. Er spielt wie der Spanier, trinkt wie der Irländer

und liebt — wie der Türke. Man könnte diese drei Leidenschaften des Indianers eher als ernste Beschäftigungen, denn als Vergnügungen betrachten. Wenn man bedenkt, daß der Indianer Jahr aus Jahr ein nichts anderes thut, als höchstens ein paar mal des Jahres auf Jagd und Diebstahl auszugehen, den Rest seiner Zeit im Zeltlager oder im Herumziehen auf den Prairien verbringt, so kann man sich leicht vorstellen, daß bei keiner Nation der Müßiggang mehr „aller Laster Anfang" ist, als eben bei den Rothhäuten. Ackerbau und Viehzucht kennen sie nicht. Die häuslichen oder vielmehr die „zeltlichen" Arbeiten verrichten die Weiber, und so wird denn die liebe Zeit mit Trunk und Spiel todtgeschlagen.

Die jüngere Generation liebt überdies Gesang und Tanz, Ballspiel, Wettrennen und im Winter, wenn sie große Kälte zwingt, in den Zelten zu bleiben, das „Geschichten-erzählen."

Wie man sieht, neigen sich die Vergnügungen der Indianer nach denselben Richtungen hin, wie die der Europäer, nur ist die Art und Weise, auf welche ihnen gehuldigt wird, total von ihnen verschieden. Sie zu schildern, ist der Zweck dieses Kapitels.

Das Spielen nimmt unter den Vergnügungen den ersten Rang ein. Die alten, oft beschriebenen Spiele mit den Händen, Stäbchen, Steinchen u. s. w. sind jedoch schon größtentheils aus dem Gebrauch gekommmen, denn alle Indianerstämme sind nahezu soweit „zivilisirt", daß sie den Gebrauch von Spielkarten angenommen haben, die sie selbst aus dünnem Bockleder zurecht schneiden, auch mit Farbe roth bemalen. Diese Karten sind in der Regel so mit Schmutz und Fett überladen, daß es unbegreiflich erscheint, wie die Indianer sie von einander unterscheiden können. Allein die meisten unter ihnen sind so durchtriebene und schlaue Falschspieler, daß sie die Karten an den Zeichen und Merkmalen erkennen, die sie ihnen beibringen. Die in Neu-Mexico und Arizona lebenden Stämme lernten in stetem Umgange mit den Mexicanern das spanische „Monte" und andere Spiele, worin sie durch fortwährende Uebung bald Meister werden. Die wilderen Stämme jedoch erfinden sich ihre eigene Spiele, sie spielen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. In Anbetracht ihrer großen Armuth sind ihre Einsätze hoch, die wilde Leidenschaft, welche sie beim Spiel entwickeln, läßt sie oft ihr ganzes Hab und Gut, ihre Pferde, ihr Zelt, ihre Waffen — ja selbst ihre Weiber und Kinder verlieren.

Die Indianer betreiben das Kartenspiel ganz offen, ohne irgend welche Abschließung in einem Zelte oder sonst dergleichen. Eine über den Boden gebreitete Decke dient als Spieltisch, um welchen sich die Spielenden niederlassen. Bald sammeln sich Zuseher, die das Spiel mit gleichem Interesse und gleicher Aufregung verfolgen. Sollte einer der Spielenden starke Verluste erleiden, so macht dies bald die Runde durch das Lager, gewöhnlich kommen dann auch die Weiber des Betreffenden heran-

gelaufen, um die Spielenden noch bei Zeiten auseinander zu treiben. Die Weiber — so ferne sie nicht alt sind — enthalten sich gewöhnlich des Kartenspieles — ebenso wie des Trinkens, sie unterscheiden sich wenigstens in dieser Beziehung vortheilhaft von den Irländerinnen und dem zarten Geschlecht anderer Nationen. Dagegen gilt ihnen das Rauchen als ein Genuß, den man ihnen nicht übel nehmen kann, zumal es ja die Indianer waren, von welchen die ganze übrige Welt das Rauchen erlernte. —

Im Austausch für den Tabak lernten ihnen die weißen Trapper das Trinken. Während jedoch der Tabak für den Europäer ein Genuß — ein Bedürfniß ist, wurde der Branntwein zum moralischen und physischen Ruin der indianischen Rasse. Wahrhaftig, ein schlechter Tausch! Die Leidenschaft des Indianers für den Branntwein grenzt an Wahnsinn. Hat er genug Feuerwasser, dann trinkt er so lange bis er sinnlos zu Boden fällt. Maß und Ziel sind dem Indianer in jeder Beziehung unbekannt, und so trinkt er den Whiskey nicht etwa zur Befriedigung seines Geschmacks oder zur Erheiterung der Gesellschaft. Seine Begriffe des Vergnügens und Zweckes des Trinkens conzentriren sich in einer Sache: so schnell und so vollständig als möglich betrunken zu werden. Dieses Ziel erreicht er durchschnittlich viel eher und mit viel weniger Getränk, als der Weiße.

Um diese furchtbare Leidenschaft zu befriedigen, wird der Indianer alle möglichen Opfer bringen. Wie im Spiele, so setzt er auch hier Alles — seine Habe, wie seine Familie daran, um das gewünschte Feuerwasser zu erlangen. Wohl besteht das strengste Verbot, den Indianern geistige Getränke zu verkaufen, allein in keinem Lande sind die Gesetze mehr dazu da, umgangen zu werden, wie eben in den Vereinigten Staaten. Zudem herrschen in allen Gesetzen der Union und jenen der einzelnen Staaten so viele Gegensätze und Widersprüche, daß es beinahe unmöglich ist, gewisse Gesetze zur Ausführung zu bringen. So ist es auch mit dem Branntwein-Verkauf. Es kommt täglich vor, daß Indianer mehrere Büffelfelle oder Pferde und Maulthiere um eben so viele Flaschen schlechten, gewässerten Whiskey hergeben, da nun ein solches Geschäft dem weißen Händler ungeheuren Nutzen bringt, so erhält eben der Indianer soviel zu trinken, als er mit seiner Habe oder mit der „Tugend" seines Weibes bezahlen kann. Diese letztere setzt der Indianer gewöhnlich zuerst aufs Spiel. Er ist ja der unumschränkte Gebieter seiner Frauen. Er hat sie gekauft. Sie sind sein Eigenthum, er kann über Leben und Tod willkürlich verfügen. So ist es denn bei allen, mit den Weißen in Berührung kommenden Stämmen Gebrauch, die Frauen um eine Flasche Branntwein für eine Nacht zu verleihen.

So elend und verächtlich die Gewinnsucht der Weißen, wie die Leidenschaft der Rothhaut auch sein mag, in einer Beziehung zeichnet sich diese Trunksucht gegenüber

jener der Weißen doch aus. Es giebt nur selten Schlägereien oder Streitigkeiten. Während der Weiße gewöhnlich lärmt und tobt, die Trunkenheit bei ihm häufig die Ursache von Kämpfen und Morden ist, bleibt der Indianer gewöhnlich ganz stille. Der Zweck seines Trinkens ist ja der Rausch, hat er nur genug Whiskey, dann ist er in kürzester Zeit seiner Sinne ohnmächtig. Sein holdes Weib, das den Branntwein des Gemahls mit ihrem eigenen Körper bezahlen mußte, pflegt ihn dann im Verein mit einigen anderen Weibern noch in sein Zelt zu schleppen, wo er seinen Rausch in Frieden verschläft.

Bei den in der Prairie herumziehenden, durch den Umgang mit jenem Abschaum der Weißen noch nicht verdorbenen Indianern bilden gymnastische Uebungen das Haupt-Amusement. — Man wird vielleicht über den oben gebrauchten Ausdruck „des Verdorbenwerdens durch die Weißen" staunen. Aber es ist in der That so. Wie sich an den Ufern eines Meeres schmutziger, leichter Schaum befindet, der mit Sand und Seepflanzen verunreinigt ist, so ist es auch mit dem Meere der Zivilisation. Erst die tieferen Wasser sind die klaren, aber an ihren Grenzen befindet sich der Abschaum der Menschheit, lose, für den Galgen oder die Galeeren reife Kreaturen, die den glücklichen, zufriedenen Indianer — zu einer nun an ansteckenden Krankheiten der Weißen, Trunk- und Spielsucht, Unmoral und Bettelarmuth leidenden Jammergestalt herabzerrten.

Die Beduinen der Prairie finden, wie gesagt, ihre Hauptvergnügungen in gymnastischen Uebungen. Alle Männer, Weiber und Kinder reiten und schwimmen vorzüglich, ohne daß man sagen kann, sie hätten es je gelernt. — Es sind Gaben der Natur. Die Frauen reiten wie die Männer rittlings, sie schwimmen mit einer Behendigkeit, welche die Europäer in Erstaunen setzen würde. Die Knaben und jungen Burschen üben sich auch häufig im Ringen und im Wettlauf, allein ganz ohne Theorie, ohne Regel, so daß der schlechteste Gladiator Englands es mit jeder Rothhaut aufnehmen könnte. Der Gebrauch der Faust, das Boxen, ist dem Indianer unbekannt. Auch im Wettlauf wird er vom Weißen besiegt, sobald es auf die Schnelligkeit ankommt. Im Dauerlauf bleibt der Indianer unbedingt Meister. —

Das Hauptvergnügen des Indianers bleibt jedoch das Reiten, das Herumtummeln auf den Pferden, das Wettrennen. Wie alle Steppenvölker, die Kosacken, Araber und Tartaren, bringt der Indianer sein halbes Leben auf dem Pferde zu, er ist so zu sagen ein Centaur. In allen jenen Kunststückchen, in denen die Kosacken excelliren, wie das Aufheben einer Münze vom Boden, während des vollsten Galopps, oder das vollständige Verbergen des Körpers auf eine Seite des Pferdes, während der schnellsten Gangart, so daß man kaum ein Stückchen des Fußes sieht, u. s. w. ist der Steppen-Indianer Meister. Am merkwürdigsten und interessantesten sind jedoch seine Wettrennen, die von jenen der Europäer vollständig verschieden sind. Sie gehen

alle darauf aus, nicht nur die Schnelligkeit des Pferdes, sondern auch dessen Gewandtheit, sowie die Herrschaft des Reiters über das Pferd zu zeigen.

Zunächst nehmen die jüngeren Krieger, die sogenannten „Bucks“ an diesen Wettrennen theil. Sie stellen sich in einer Reihe auf und galoppiren auf ein gegebenes Zeichen gegen einen vertikalen Pfosten oder einen Baum zu. Der Erste, welcher den Baum mit der Pferdenase berührt, hat gewonnen. Hält er demnach das Pferd nur um einen Gedanken zu früh an, so kommt ihm ein anderer zuvor, während im Gegenfalle dem Pferde durch den Anprall häufig das Genick gebrochen wird.

Bei einer anderen, auch häufig zur Ausführung kommenden Methode ist es jedoch auf das Genick des Reiters abgesehen. Hier besteht das Ziel aus einem auf Gabeln ruhenden, etwa 6 Fuß hoch über dem Boden befindlichen horizontalen Balken. Hält der Reiter sein Pferd zu früh an, so kann er mit seinem Körper den Balken nicht berühren, ein Anderer kommt ihm zuvor; hat er jedoch sein Pferd zu spät angehalten, dann geht das letztere unter dem Balken hinweg, während der Reiter zu Boden geworfen und häufig genug schwer verletzt wird.

Noch viel mehr Gewandtheit erfordert die dritte Art von Pferderennen. Etwa 250 Schritte vom «Starting point» werden, in der Entfernung von 6 bis 10 Fuß von einander, parallele Lederriemen über den Boden gespannt; die Aufgabe des Reiters besteht nun darin, in vollster Schnelligkeit nach dem Ziel zu galoppiren, über den ersten Sprungriemen zu setzen, in dem engen Raume zwischen diesem und dem zweiten Riemen umzukehren, und im gestreckten Galopp nach dem Ausgangspunkte zurückzureiten. Man kann sich die Schwierigkeit dieser Aufgabe leicht vorstellen. Sobald das Pferd nicht mit allen Füßen über die erste Linie kommt, oder nur mit einem Fuße die zweite Linie überschreitet, ist es geschlagen, selbst wenn es die ganze Bahn am schnellsten durcheilt hätte.

Schon aus diesen, ziemlich häufig stattfindenden Uebungen wird man ersehen, daß der Indianer ein geborener Jockey ist, alle Kniffe des professionellen Wettrennens ebenso gut versteht, als irgend ein Veteran von Derby oder Longchamp. In den Rennen, welche in Friedenszeiten nicht selten die Offiziere der amerikanischen Prairie-Forts mit den Indianern veranstalteten, blieben die letzteren mit ihren katzenartigen Ponies gegen das schlanke, schöne amerikanische Pferd fast immer Sieger. —

Die Aufregung und der Lärm, welche diese Feste in der Regel begleiten, ist unbeschreiblich. Alles nimmt daran Theil. Die Weiber kriechen auf die Spitze ihrer Zelte und verfolgen die Vorgänge auf der Rennbahn. Die Kinder führen die Pferde umher, die Krieger stehen im eifrigen Gespräch gestikulirend und schließen Wetten ab, die jungen Jockeys schreiten in ihren besten Kleidern, mit allerhand Schnallen und Federn geschmückt, an den Weibern auf nieder, um ihre

Gliedmaßen bewundern zu lassen. Die Eitelkeit ist ein Hauptzug des indianischen Charakters, allein sie äußert sich auf andere Weise wie bei den Weißen. Der Lohn des Siegers besteht deshalb nicht etwa in Geschenken oder Preisen, sondern blos in der Befriedigung seiner Eitelkeit. Hat er mehrere Rennen gewonnen, so steigt sein Ansehen und Einfluß im Stamme, und er kann auch gewiß sein, die Gunst aller jener Schönen zu erringen, auf welche er ein Auge geworfen. —

„Gesang erfreut des Menschen Herz" auch wenn er ein Indianer ist, und wenn die halb gurgelnden, halb nasalen Laute, die er aus den Tiefen seiner Brust hervorstößt, überhaupt als „Gesang" bezeichnet werden können. Der Indianer weiß nichts von Tenor, von Alt und Baß; er weiß nichts von Tempo, Piano und Forte, ebensowenig von Trauer- oder Freudengesängen; ob er nun den Tod seines größten Häuptlings beklagt, oder den heimkehrenden Sieger entgegen jubelt, sein Gesang bleibt sich gleich. —

Musik und Tanz sind mit einander eng verwoben. Alle Nationen, denen die göttliche Gabe des Gesanges eigen, sind auch bei Terpsichore mit Erfolg in die Schule gegangen. Und so entspricht denn auch dem Geheul der Indianer das Tanzen, das aus regellosem Herumspringen und abwechselnden Aufheben und Niedersetzen der Füße besteht. Die Indianer tanzen niemals in Ringen oder in Paaren, sondern immer einzeln, nach dem Takt ihres eigenen Gesanges. Männer, Weiber und Kinder hüpfen regellos untereinander, häufig ist das ganze Lager auf den Beinen, als wären sie alle von Taranteln gestochen worden. Bei dem Heidenlärm, den sie entwickeln und dem wahnsinnigen stundenlangen Herumspringen, könnte man glauben sich in dem Lager von Tobsüchtigen zu befinden. Wie diese nahezu allnächtlich stattfindenden Tänze den Rothhäuten und ihren Damen Vergnügen geben können, wäre unbegreiflich, — wenn man es nicht mit der Sucht nach Aufregung erklären könnte.

An den zeremoniellen Tänzen, dem Skalp-, Medizin- oder Kriegstanz, nehmen die Krieger theil, nur bei diesen barbarischen Tänzen kommt es ausschließlich vor, daß sich die Tänzer in Reihen oder Kreise stellen, sich auch zeitweilig die Hände reichen. Diese Tänze dauern oft Stunden- und Tagelang, haben nicht selten den Tod eines oder des anderen Kriegers aus Erschöpfung zur Folge.

Die Weiber besitzen keine eigenen Spiele. Sie haben nicht die Zeit zu spielen. Ihr ganzes Leben ist der Arbeit, der Wartung ihres Herrn und Gebieters geweiht, in den wenigen freien Stunden, die sie besitzen, nehmen sie an den Spielen der Männer theil. Selbst der Klatsch, dieses Hauptvergnügen des schönen Geschlechts kaukasischer Rasse, ist ihnen gänzlich fremd, denn es fehlt ihnen der Stoff dazu. Der Skandal. Der Indianer kann kein Unrecht, somit auch keinen Skandal begehen. Er mag verheirathet sein, dabei die Weiber Anderer küssen und lieben, es wird

kein Wörtchen darüber fallen gelassen. Seine Weiber sind nicht eifersüchtig, sie begnügen sich mit der Arbeit und mit dem Bewußtsein, ihrem Manne, wenn auch nicht treu, so doch ehrlich zu dienen. Eine beneidenswerthe Eigenschaft.

5. Ein Jahrmarkt bei den Cheyennes.

Die Nacht war hereingebrochen. Ungewisses, bleiches Halbdunkel lag über die Prairie gebreitet, durch welche wir gegen Süden nach dem Indianerterritorium zogen. Wenige Meilen vor uns, an den Ufern des Canadischen Stromes sollte sich das Lager eines großen Indianerstammes, der Cheyennes, befinden. Dieses Lager war unser Ziel. Tag und Nacht hatten gewechselt, ein zweiter Tag war vergangen und wir befanden uns noch immer auf den weiten Prairien, jenen wüsten Steppen, zwischen dem Arkansas und dem Red River, der Heimath der amerikanischen Beduinen und — der Buffalos. — Keine menschliche Seele war uns begegnet. Kein Baum, kein Haus, keine Hütte war zu sehen, nur einzelne Buffalo- und Antilopenheerden enteilten hie und da in die Ferne.

Der Kompaß gab uns hier, wie auf der hohen See die Richtung an. Der Wanderer durch die Prairien des amerikanischen Westens gleicht hierin dem Seefahrer. Sonne und Sterne sind ihm unentbehrlich, wie auf dem Ozean, so zeichnet auch hier in der Steppe der Himmel ihm den Weg vor, den er auf Erden vergeblich suchen würde. Es giebt hier keine Straßen. Die wenigen Wagenspuren, die man hie und da entdeckt, verlieren sich im Grase, und die Fährten der Indianer sind sorgfältig verwischt.

So zogen wir auf's Gerathewohl jener Ufergegend des Canadischen Flusses zu, wo die Cheyennes, der wildeste der nomadisirenden Indianerstämme, sein Winterlager aufgeschlagen haben sollte, wo sich eben die weißen Kaufleute zu Markt befanden, um ihre Waaren, wie Kaffee und Thee, Mehl und Zucker gegen Büffel- und Antilopenhäute einzutauschen. Die Prairie-Indianer — die Cheyennes und Arrapahoes, Comanches und Kiowas, — führen nämlich ihr Nomadenleben nur die warmen Jahreszeiten hindurch. Im Spätherbst hingegen, sobald ihre großen Jagden vorüber sind, sie genügend Felle und Fleischvorräthe für den Winter gesammelt haben, schlagen sie an irgend einer günstigen Stelle der Prairie ihr Winterlager auf, um dasselbe bis zum nächsten Frühjahr zu bewohnen. In früheren Zeiten bildete das Büffelfleisch oft ihre einzige Nahrung während des ganzen Winters. Der Verkehr mit den Weißen lernte ihnen jedoch bald den Genuß von Kaffee und Thee, und da sie sich durch einige Büffelhäute allein schon zur Genüge damit versehen

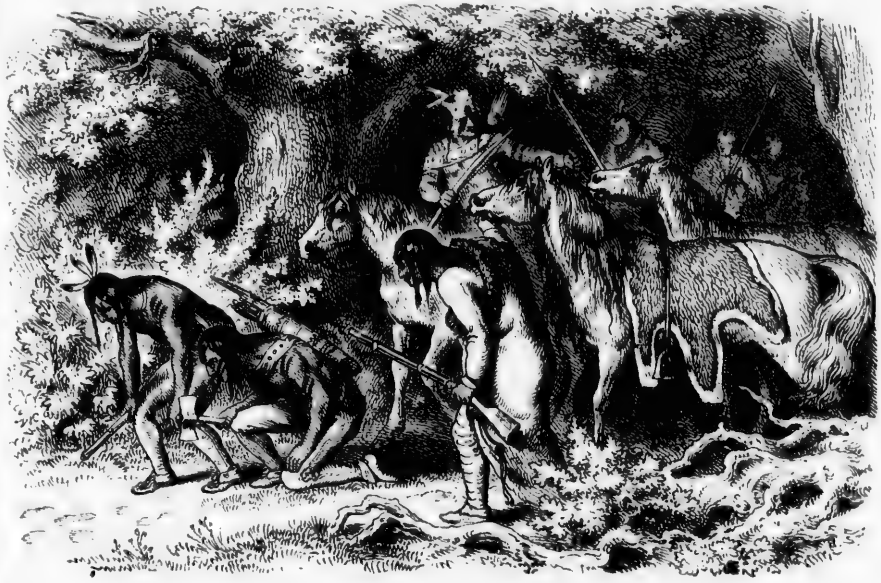
konnten, so wurden ihnen diese Getränke der zivilisirten Welt bald zum Bedürfniß. Ebenso unentbehrlich sind ihnen die Kochkessel, Zinnbecher, Decken und allerlei Geräthschaften geworden, diese bilden auch die Hauptwaaren des ausgebreiteten Tauschhandels zwischen den Indianern und den Weißen, aus welchem die letzteren gewöhnlich bedeutenden Nutzen ziehen. Noch vor wenigen Jahren bildeten Gewehre, Waffen und Munition das hauptsächlichste Handelsobject. Die Indianer bezahlen Feuerwaffen mit ebenso hohen Preisen wie das bei ihnen so beliebte „Feuerwasser", den Branntwein. Allein der Handel mit diesen Artikeln wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten auf das strengste verboten, da ja die Indianer den größten Theil des Jahres hindurch mit den amerikanischen Truppen im Kriege standen, der Verkauf von Waffen an die Barbaren demgemäß in gleichem Verhältnisse mit Blut und Leben vieler Soldaten bezahlt wurde. Als die Verkäufe im Geheimen noch immer fortgeführt wurden, mußte jeder Händler sich zuerst eine Lizenz zur Ausübung des Handels mit den Indianern erwerben, und der ganze Verkehr mit den Wilden der Prairie wurde unter Controle gestellt.

Sobald ein Stamm sein Winterlager aufgeschlagen, sind auch schon die Agenten der Kaufleute, welche sich einstweilen in der nächsten weißen Ansiedlung verproviantiren, zur Stelle, und suchen die Häuptlinge und die einflußreichen Krieger des Stammes durch Geschenke und Versprechungen für sich zu gewinnen. Gleichzeitig unterrichten sie sich über die Quantität der Häute und Felle, über welche der Stamm verfügt, um daraus die Quantität der Tauschwaaren berechnen zu können, mit welchen ihre Händler in das Lager zu kommen hätten. Sobald die letzteren darüber im Klaren sind, brechen sie gewöhnlich gleichzeitig nach dem Indianerlager auf und bauen sich wenige Steinwürfe außerhalb desselben ihre Buden und Zelte. —

In jenem Lager, welches wir eben besuchen wollten, mußten die Kaufleute bereits eingetroffen sein, denn sie hatten einen Tag vor uns die Ansiedlung verlassen. Als wir so durch die Prairie dahinzogen, hatten wir keine Ahnung, wo sich das Lager befinden könnte. Es war Nacht und der gespensterhafte weiße Nebel der über der ebenen, weiten Prairie ausgebreitet lag, verhüllte uns den Ausblick selbst auf die kürzesten Distanzen. Die nächtliche Stille wurde nur durch das Geheul der Coyotes (Prairiewölfe) unterbrochen, das ringsum, manchmal in unsrer unmittelbaren Nähe erscholl, ohne daß wir die Bestien zu sehen bekamen.

Endlich — es war gegen Mitternacht — erblickten wir vor uns einen leichten rothen Schein am Horizonte. Er rührte von Wachtfeuern her. Wir mußten am Ziele unserer Prairiefahrt angelangt sein. Aber noch ehe wir den Feuerschein des Lagers bemerkt hatten, mußte das Falkenauge eines Indianers uns erblickt haben, denn wir hatten kaum wenige Schritte zurück gelegt, als uns auch schon das dumpfe Getöse von Pferdehufen aus nächster Nähe aufschreckte. Wir blickten auf und sahen

uns von einem halben Dutzend berittener, bis an die Zähne bewaffneter Indianer umringt. Wir wußten wohl, daß die im Lager anwesenden Kaufleute die rothhäutigen Burschen von unserem Besuche verständigt hatten, wir demnach vor einem Massacre mit obligatorischem Skalpiren ꝛc. sicher waren. Nichtsdestoweniger zog sich meine Kopfhaut bei dem Gedanken an die Roheiten dieser Cannibalen bedenklich zusammen, als wir so in ihrer Mitte dem Lager zuzogen. Ich hatte von Kindheit auf die größte Sehnsucht darnach empfunden, das Leben und Treiben der wilden Indianer-



„Auf der Feindesspur."

stämme aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Jetzt aber, mitten unter ihnen und ihrer Willkühr preisgegeben, kamen mir all' die furchtbaren Grausamkeiten und Torturen, die ich in früheren Jahren und selbst noch in der jüngsten Zeit von ihnen gelesen, mit schrecklicher Deutlichkeit ins Gedächtniß. Wir waren drei gegen sechs oder sieben Indianer — alle beritten, mit Gewehren und Bogen bewaffnet. Wir konnten nur die dunklen Umrisse der martialischen Gestalten unterscheiden, deren Kopfputz aus großen Adlerfedern im Winde flatterte. Ihre Gewehre lagen vor ihnen quer über dem Sattel. Stumm und regungslos saßen sie auf ihren kleinen behenden Ponies, die anscheinend aus eigenem Antrieb die Richtung gegen das Lager

einschlugen, das sich jetzt schon mit größerer Deutlichkeit beim rothen flackernden Schein der Wachtfeuer erkennen ließ. Einige dreißig oder vierzig hohe, spitzige Zelte standen zerstreut an den Ufern des Flusses, in dessen Wasserspiegel die Feuer langen Widerschein warfen. Auf einer Seite sahen wir eine ausgedehnte Umzäunung, in welcher sich eine große Zahl — anscheinend einige Hundert — Ponies befanden. Im Lager selbst herrschte noch reges Leben. Die tapferen Krieger saßen um die Feuer, im eifrigsten Kartenspiele begriffen, während die Squaws (Frauen) und Papooses (Kinder) sich zwischen den Zelten zu schaffen machten. Alles aber ward bei unserer Annäherung unterbrochen, die Krieger, den Häuptling an der Spitze, kamen uns entgegen, und Weiber und Kinder, größtentheils halbnackt, umdrängten uns, bewunderten unsere Anzüge und das Zaumzeug der Pferde. Die weißen Händler waren aufgeblieben, um uns zu bewillkommnen, und so zogen wir denn hoch zu Roß in das Lager der Cheyennes, um einige Tage daselbst zuzubringen. Four-Bears (Vier-Bären), der tapfere, narbenbedeckte Häuptling, sandte sofort seine Weiber, um unsere Pferde abzusatteln und zu füttern, gab aber auch Ordre zu deren Bewachung, Maßregeln die uns nicht wenig Verwunderung einflößten. Es ist ja bekannt, daß die Frau des Indianers zugleich seine Sklavin ist, über deren Leben und Tod er nach Willkühr verfügen kann. Der Indianer selbst arbeitet nicht. Er ist blos Krieger, Jäger, Herr. Seine Weiber sind es, welche nicht allein das Hauswesen, sondern auch die schwersten Verrichtungen im Lager besorgen, und so kam es auch, daß die Frauen des Häuptlings unsere Pferde bedienten, während ein gewöhnlicher Krieger — ein sogenannter Dog-Soldier „Hundesoldat" — über sie die Aufsicht führte. Die Indianer sind nämlich die schlauesten und gewandtesten Diebe, wäre nicht der erwähnte Krieger als Wache über unsere Thiere bestellt worden, so wären sie am nächsten Morgen verschwunden gewesen, ohne daß man je erfahren hätte, wohin. Nachdem wir noch in dem großen Leinwandzelte eines der Kaufleute eine Tasse Thee eingenommen, die auch so viele Indianer mit uns theilten, als unter dem Zeltdache Platz fanden, wurden wir zu einem leer stehenden Zelte geführt, wo wir übernachten sollten. Ein paar alte Büffelfelle wurden übereinander geschichtet, wir breiteten unsere Decken darüber und warfen uns ermüdet auf das nothdürftige Lager.

Allein die heißersehnte Ruhe konnten wir nicht finden. Wohl war es allmälig im Lager stille geworden, die Wachtfeuer waren erloschen, kein Geräusch störte, nur die kleinen Thierchen, jene steten und treuen Begleiter des nomadisirenden Indianers, machten die furchtbarsten Attaquen auf unsere Glieder. Es war zum verzweifeln. Wir verließen die Büffelhäute, breiteten unsere Decken in der Mitte des Zeltes aus, und versuchen es da. Aber die Spürnasen hatten uns auch da bald aufgefunden; es blieb uns kein Ausweg, als den Insekten das Zelt zu überlassen, und außerhalb desselben Ruhe zu suchen.

Zeitig morgens — es war kaum der erste Morgenstrahl schräge über die Prairie gezogen — erwachte ich. Alles lag noch in tiefster Ruhe. Die ganze weite Ebene war mit rothem, dunklen Lichte übergossen, und die außerhalb des Lagers aufgerichteten Todtengerüste, mit den Leichen der verstorbenen Krieger hoben sich schwarz und scharf vom Horizonte ab. Immer mehr gewannen die Strahlen der Sonne im Kampfe mit dem dicken Nebel die Oberhand — die goldige Scheibe erschien am Horizonte. Das Geheul eines Hundes begrüßte sie, gefolgt von dem Bellen aller Köter, dem Wiehern der Rosse im ganzen Lager. Auch in den Zelten mußte der Tag herangebrochen sein. Leichte Rauchsäulen erschienen an der Spitze der Zelte und ringelten sich in die Lüfte, bald darauf erschienen auch die jungen Weiber an den Eingängen der Zelte, bloß mit einem ledernen bis an die Kniee reichenden Röckchen bekleidet und mit Kochkesseln versehen, um aus dem nahen Flusse Wasser zum Kochen zu holen.

In kürzester Zeit war auch schon das ganze Lager auf den Beinen, und man kann sich kein lebhafteres Durcheinander, kein farbenreicheres Bild vorstellen, als jenes war, das sich vor unseren Augen entrollte. Der Jahrmarkt ist den Indianern nicht weniger ein Volksfest als den ungarischen Bauern, sie legen all' ihren Schmuck und ihre Waffen an, nur um so prächtig und prächtig als möglich zu erscheinen. Der Indianer sieht, so unglaublich dies auch klingen mag, mit vornehmer Verachtung auf den Weißen herab. Er stellt sich die Erde als eine große, auf Riesenschildkröten ruhende Ebene vor, von welcher die Weißen eine kleine Ecke einnehmen, während der ganze übrige Theil ihnen angehört. Sie sind Herren darauf und dulden eben die Weißen nur, um sich mit Decken und Kochgeschirren versehen zu lassen.*)

Die Cheyennes gehören zu den mächtigsten und tapfersten der Indianerstämme, ihre Krieger sind wahre Hünengestalten, deren kleinste kaum weniger als sechs Fuß mißt. Alle waren in die buntesten, abenteuerlichsten Costüme gekleidet, mit großen Adler- oder Reiherfedern in den Haaren und allerlei seltsamen Schmuck am Hals und den Armen. Nahezu jeder trug ein Gewehr neuester Construction, aber außerdem noch Bogen und Pfeil. Ueber ihre Rücken fielen feuerrothe Pferdedecken, wie die Panduren-Mäntel malerisch den Körper bedeckend. In der komischsten Weise manifestirte sich der Einfluß der Zivilisation gerade in den Trachten. Der eine besaß einen alten weißen Cylinderhut, der andere den zerrissenen Uniformrock eines Soldaten, der dritte hellfarbige Kavallerie-Beinkleider, an welchen jedoch das Gesäß herausgeschnitten war u. s. f. Die Frauen, unter denen sich einige schöne, wohlgeformte Figuren befanden, waren größtentheils nur mit einer kurzen Schürze und einem Leibchen aus Büffelhaut bekleidet.

*) Bancroft, native races of the pacific coast.

Wir begaben uns in das Zelt eines der Händler, um unser Frühstück einzunehmen. Die ganze Bude war bereits mit hungrigen Indianern gefüllt, die um das Feuer herumsaßen und die Friedenspfeife aus einem Munde in den andern wandern ließen. Der Indianer ist gerade so wie der Zigeuner, der zudringlichste Bettler, den man sich denken kann, sie waren nur gekommen, um an unserem Frühstückskaffee theilzunehmen. Ihre alten Zinnbecher hatten sie mitgebracht. Ein großer Kessel stand am Feuer. Unser Freund, der Händler, wollte jedoch vor dem Frühstück keine Verkaufsbude herrichten und breitete all' seine Schätze, die Glasperlen, billigen Bronze-Schmuck, Decken, Blechgeschirre u. s. w. auf einem großen Verkaufstisch aus, der mit einer Barriere umschlossen war. Die Indianer warteten eine Zeit lang geduldig auf unser Frühstück. Eine halbe Stunde verrann, ohne daß der Händler fertig geworden war. Nun wurde es den hungrigen Rothhäuten doch zu viel. Der Kessel stand gerade vor ihnen am Feuer und der heiße Wasserdampf strömte daraus hervor. In einem unbewachten Augenblick ergriff einer der Kerle den Kessel und begann den vermeintlichen Kaffee in die Zinnbecher zu gießen. Sie kosteten — allein es war reines, klares Wasser. Der Händler lachte. Da ergriff einer ein Stück Holz, das gerade in seiner Nähe lag, und begann damit in dem Kessel zu rühren, in der Meinung, der Kaffee hätte sich am Boden abgesetzt, abermals wurden die Zinnbecher gefüllt, und abermals konnte man auf den langen, grell bemalten Gesichtern Enttäuschung lesen, denn es war und blieb Wasser. — Das war ihnen denn doch zu viel. Sie nahmen ihre Pfeifen und Gewehre und machten sich aus dem Staube. — Nun erst konnten wir uns den echten Kaffee gut schmecken lassen.

Mittlerweile hatten sich die jungen Krieger mit ihren Weibern um die einzelnen Verkaufsstände gesammelt und bewunderten die zum Kaufe ausgebotenen Herrlichkeiten. Die Agenten und Verkäufer der Händler mußten hierbei die größte Aufmerksamkeit entwickeln, denn die Indianer sind die gewandtesten Diebe, im Augenblick sind einzelne Gegenstände unter ihren Mänteln verschwunden. Vor der Hand begnügten sie sich mit dem Betrachten der Artikel an den einzelnen Ständen und verglichen die Preise. Es ist für einen Händler ganz unmöglich, eine Waare zu einem niedrigeren Preise loszuschlagen, als sein Concurrent, denn die Indianer besuchen zuerst sämmtliche Händler, sobald der erste eine Preisreduction unternehmen sollte, hinterbringen sie es sofort den anderen. Dagegen kann sich der Verkäufer durch Geschenke die Häuptlinge und einflußreichen Krieger des Stammes geneigt machen und dadurch die übrigen Käufer an sich ziehen.

Sobald nun die Besichtigung der Waaren vorüber war, kehrten die Indianer mit ihren Frauen und Kindern zu ihren Zelten zurück und kamen bald darauf mit ihren Büffelfellen wieder, welche ihnen die Weiber nachtrugen. Dann suchten sie sich die gewünschten Artikel aus, und während der Händler mit einer Hand das Fell

empfing, gab er mit der anderen den Tauschartikel ab. Niemals wurden zwei Felle auf einmal herausgegeben, sondern stets einzeln nacheinander. Die Kaufsobjekte für den Indianer sind die Wintervorräthe, wie Thee, Kaffee, Zucker u. s. w. Da nun diese Artikel nicht nach dem Gewichte, sondern nach dem Kubikmaaße gemessen werden, so kaufen die Händler natürlich die leichteste, schlechteste Waare, die sie nur bekommen können, denn der Indianer hat nicht die leiseste Idee von der Qualität des Zuckers oder Kaffees, sobald nur das Maaß ein volles ist. Sind die Bedürfnisse des Hauses befriedigt und noch Büffelhäute übrig, dann befriedigt der Indianer zuerst seine eigenen Bedürfnisse. Er kauft sich Decken, Messingschmuck, Messer und allerhand Tand, mit dem er seinen Anzug bedeckt. Dem Indianer sind neue, ihm noch unbekannte Artikel am liebsten, oft giebt er eine ganze Büffelhaut für eine Schuhschnalle oder einen Soldatenknopf, sobald demselben nur ein Adler oder eine Nummer aufgeprägt ist. — Sind alle seine Wünsche erfüllt, dann kauft er Geschenke für sein Lieblingsweib oder für eine Schöne, die er zum Weibe haben möchte, oder auch für das Weib eines Anderen, deren Liebe er gewinnen will. Sollten dann noch Büffelfelle übrig bleiben, — dann gestattet er gnädig seinen Weibern sich irgend etwas dafür einzutauschen.

Bei diesem Markte, der in früher Abendstunde bereits vorüber war, hatte man so recht Gelegenheit, das kindische, läppische Gemüth des Indianers wahrzunehmen, der in dieser Beziehung den Südsee-Insulanern oder den Negern gleicht. Einer von den jüngeren Kriegern sah z. B. bei einem Händler eine Metallbüchse mit Streichhölzchen, aus welcher sich einer der Verkäufer Feuer für seine Pfeife entnahm *). Das Feuerzeug war nun der Gegenstand all' seiner Wünsche. Rasch holte er eine schön bemalte Büffelhaut herbei und trug sie dem Händler für das Feuerzeug an. Natürlich wurde der Handel mit Freuden abgeschlossen. Bald darauf sah man die einfältige Rothhaut auf einem Steine sitzend, ein Streichhölzchen nach dem andern anzünden, es so lange zwischen den Fingern haltend, bis er sich verbrannte. Dann betrachtete er sich die Finger, wie um sich zu versichern, daß es wirklich Feuer gewesen.

Der Zucker wird den Indianern in kleinen Stückchen verkauft. Einer der Händler hatte nun einen halben Zuckerhut mitgebracht; als einer der Indianer das große, noch nie gesehene Stück Zucker erblickte, bot er sofort drei Büffelhäute dafür an. Er erhielt den Zucker, biß aber davon so viele Stücke herunter, bis nur die Hälfte davon übrig blieb. Er mußte aber den Geschmack daran verloren haben, denn er wollte nun diese Hälfte gegen eine Büffelhaut abermals umtauschen. Natürlich wurde der Tausch nicht angenommen, so begab er sich denn in sein Zelt, um dort wahrscheinlich das begonnene Werk fortzusetzen.

*) Dodge, the plains.

Diese Beispiele genügen, um den Charakter des Indianers in dieser Hinsicht zu kennzeichnen. Am frühen Nachmittage war der Markt vorüber; die Händler hatten alle Buffalo-, Wildkatzen- und Pantherhäute, die aufzutreiben waren, bereits in ihrem Besitz und packten ihre Wagen, um am anderen Morgen nach der Stadt aufzubrechen. — Abend und Nacht brachten wir noch bei den Cheyennes zu, allein diese Nacht war womöglich noch schlafloser als die erste. Obgleich der Verkauf von Whiskey und anderen geistigen Getränken an die Indianer auf das strengste verboten ist, waren die letzteren doch in den Besitz von einigen Dutzend Flaschen gekommen, und es war demnach ein lustiger Abend vorauszusehen. Beim Sonnenuntergang eilten sie alle, Mann, Weib und Kind, dem nahen Flusse zu, um in dem schmutzigen, gelben Wasser, das sämmtlichen Prairieströmen eigen ist, ein Bad zu nehmen. Die Indianer sind vorzügliche Schwimmer; es war ergötzlich, ihrem Toben und ungebundenem Treiben im Wasser und an den Ufern zuzusehen. Von Abtrocknen des Körpers nach dem Bade war natürlich keine Rede, denn sie waren nackt gekommen, ebenso kehrten sie wieder zu ihren Zelten zurück, um sich an den Feuern zu trocknen.

Kaum waren sie aus dem Wasser heraus, so kamen ihre Pferde, von berittenen Indianern angetrieben, zum Flusse getrabt. Tagsüber bleiben sie auf der Weide, aber bevor sie des Abends in ihre Einzäunungen oder sogenannte „Coralls" getrieben werden, müssen sie in den Fluß, um zu trinken. Eine Heerde kam nach der anderen, während die bereits geschwemmten Thiere sich zwischen ihnen hindurch, nach den Coralls drängten.

Im Lager selbst war es mittlerweile lustig geworden. Die Branntweinflaschen wurden angezapft und während die Weiber und jüngeren Krieger bei den Klängen eines den Hirtenpfeifen ähnlichen Instrumentes wilde Tänze aufführten, spielten andere mit bemalten Karten aus Büffelleder, das beliebte „Monte" oder andere selbst combinirte Spiele. Die Indianer sind die leidenschaftlichsten Spieler; in den kalten Jahreszeiten ist dies Tag für Tag — vom Morgen bis spät in die Nacht hinein, ihre einzige Beschäftigung. Andere wieder saßen, aus ihren komischen, selbstgeschnitzten steinernen Pfeifen rauchend, um ein Feuer und tranken ihren Branntwein, bis sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig, zu Boden fielen und von ihren Weibern in die Zelte geschleppt wurden. Der gute Häuptling selbst schien heute an dieser eigenthümlichen Fallsucht zu leiden; aber seine vier Frauen luden ihn dann sanft auf eine Büffelhaut und schleiften den edlen Ritter in seinen Herrscherpalast.

Ungeziefer und der Lärm im Lager ließen uns auch diese Nacht nicht zu Schlafe kommen. Allein gegen Morgen überwandt doch die Müdigkeit unsere Sinne, und wir entschliefen im Lager der Cheyennes, um am nächsten Morgen, ohne unseren Skalp verloren zu haben, nach der Ansiedlung der „Bleichgesichter" zurückzukehren.

6. Eine Zambo-Stadt.

Wie schon im ersten Kapitel bemerkt wurde, trachtete die amerikanische Regierung, die Indianerfrage dadurch zu lösen, daß sie den Rothhäuten ein eigenes, großes Gebiet in den Prairien als ihr ausschließliches Eigenthum anwies, auf das sich sämmtliche Stämme zurückzuziehen hätten, ohne je wieder die Grenzen desselben zu überschreiten. Es ist dies das gegenwärtige Indianer-Territorium, ein an dem Arkansas und dem Red River gelegenes Ländergebiet von 69,000 Quadratmeilen Größe, im Norden von Kansas, im Westen und Süden von Texas, im Osten von Arkansas begrenzt. Hierher zog sich auch in der That schon seit Jahren eine Anzahl von Indianerstämmen zurück, nachdem sie ihre ursprünglichen Territorien an die Vereinigte-Staaten-Regierung abgetreten hatten. Jeder dieser Stämme, wie die Chocktaws, Arrapahoës, Cheyennes, Cherokees, Chickataws u. s. w. erhielt einen eigenen Distrikt des Indianer-Territoriums, in das vorzudringen, den Weißen verboten ist. Dagegen ist die Anlage von Eisenbahnen durch diese Indianer-Ländereien gestattet, jetzt schon durchschneidet die Missouri-, Kansas- und Texas-Bahn das Territorium seiner ganzen Länge nach.

Von den Erfolgen der Zivilisations-Versuche der Indianer wurde bereits im 1. Kapitel ausführlich gesprochen, es soll hier nur noch einer eigenen Menschenrasse gedacht werden, die im Indianer-Territorium durch Vermischung des Negers mit der Indianerin entstanden ist, und welche hauptsächlich in der Umgebung von Caddo wohnt.

Caddo ist ein Ort im Chocktaw-Distrikt, zweiunddreißig Meilen im Norden des Red River, eine Zambo-Ansiedlung, einer der seltsamsten Plätze auf unserer ethnologischen Musterkarte. Ein Anzahl von Blockhütten auf umzäunten Feldern umgeben eine kleine Stadt, mit Schule und Gefängniß, mit Capelle und Freimaurerloge, mit Hauptstraße und Marktplatz, mit Billardsaal und Schenkstube. Eine Bahnlinie verbindet das Städtchen mit Fort Gibson im Creekgebiet und mit Denison City in Texas. Caddo rühmt sich einer Druckerpresse und eines Wochenblattes. Aber das Sehenswertheste unter dem Sehenswerthen sind die Bewohner selbst, denn die Buden auf den Feldern, die Barracken in der Stadt sind mit einer neuen Mischblut-Rasse bevölkert, den Nachkommen von Neger-Bucks und Indianer-Squaws. Der Chino stammt vom Indianer-Vater und der Negerin-Mutter, der Zambo ist das Produkt des umgekehrten Verhältnisses. Jener ist schmutzig-roth, dieser schmutzig-braun. Eine Brut, wie sie aus derartigen Misch-Alliancen hervorgeht, dürfte an zugleich komischer wie abschreckender Häßlichkeit ihres Gleichen nirgends finden auf der weiten Gotteswelt; Mutter Natur hat wohl nie daran gedacht, mit ihrem Zauberstab solche

Blendlinge zu schaffen. Dabei sind diese Ausgeburten einer Carrikaturen-Phantasie äußerst fruchtbar, in jeder Hütte wimmelt es förmlich von Meerkatzen. Nach wenigen Generationen dürfte es nur noch Zambo-Affen in Caddo geben.

Vor Ausbruch des großen amerikanischen Krieges waren alle Neger auf indianischem Boden Sclaven, ihr Loos hatte sich zu einem furchtbar harten gestaltet. Der Fall Richmonds befreite die Schwarzen in fünfzig Lagern der Rothhäute. Aber frei mitten im Lande von Wilden, ohne Zelte, ohne Büchsen, ohne Ponies. Nicht ein Acker gehörte ihnen, mit Murren wurden sie von ihren ehemaligen Herren davongejagt. Vielen Flüchtlingen aus den Wigwams der Chocktaws und Chickataws ist Caddo eine Heimath geworden.

Das Terrain, wo die Ausgestoßenen sich ansiedelten, ist ein Gebiet, welches die Caddos verließen, ein wandernder Indianer-Stamm, der in früheren Tagen in diesen Bächen fischte, in jenen Wäldern jagte. Als die Zahl der Stammesgenossen sich minderte, zogen sie in die Gegend von Washita und überließen ihre alten Jagdgründe den Prairiewölfen. Der Bezirk liegt im Lande der Chocktaws, aber diese haben ihn nie beansprucht, und so wurde Caddo als herrenloses Land von den Negern in Besitz genommen, die sich, da ihnen schwarze Weiber fehlten, mit Squaws paarten.

Caddo ist, wie man aus der Art seiner Entstehung schließen darf, in seiner politischen Richtung radical, wenn nicht gar revolutionär. Die Neger und ihre Zambo-Sprößlinge sind keine Indianer, daher nach deren System rechtlos. Deshalb wollen sie die bestehende Ordnung der Dinge gänzlich umstürzen, die getrennte Nationalität der Rothhäute aufheben, ihre Stämme und Familien zersplittern und vertheilen, die Mauern niederreißen, welche die Fremden vom Indianergebiete scheiden, die Blutfehden, die Despotie der Häuptlinge, die Gemeinsamkeit des Grundbesitzes der Wilden abschaffen.

„Wir müssen Alles umändern," explicirte uns ein radicaler Schwarzer, „den Verkauf der Squaws verbieten, das Territorium für Arbeit und Kapital erschließen. Doch wir selbst haben auch unsere Forderungen. Wie die Sachen liegen, besitzen wir gar keine Rechte. Sie sehen uns hier in Caddo, aber nur als Geduldete; unter keinem Schutze eines Gesetzes irgend welcher Art. Jene Felder gehören uns nicht. Man kann uns jeden Augenblick vertreiben, ohne einen Cent Vergütung für alle unsere Anlagen."

„Aber die Häuptlinge der Chocktaws sagten uns, daß sie Euch in Ruhe auf Euren Fluren lassen wollten!"

„Das mag sein. Aber wer kann sie dazu zwingen! Mit bloßen Versprechungen geben wir uns noch lange nicht zufrieden. Wir verlangen das Recht zu stimmen, das Recht Aemter zu bekleiden, das Recht Grundeigenthum zu haben, das Recht als Geschworene zu tagen, das Recht unsere Kinder in die Schule zu schicken. Und

diese Rechte sollen uns durch Kongreßbeschluß sanktionirt werden, nicht durch die Verheißungen von Chocktaw-Häuptlingen."

Das sind die politischen Ansichten in Caddo, in der Presse vertreten durch den „Oklahoma-Star", das einzige und somit leitende Blatt des Städtchens.

„Das Skalpiren der Feinde."

7. Religion, Krankheit und Tod.

Weder Christ noch Mussulman noch Buddhist ist seiner Religion mehr ergeben, ein größerer Verfechter der religiösen Form, als der Indianer. Jede Phase seines Lebens ist mit seiner Religion auf das Innigste verknüpft, und er unternimmt nichts, ohne zuvor die Stimmung seiner Götter, dem Delphischen Orakel gleich, befragt zu haben.

Wie die alten Perser ihren Ormuzd und Ahriman besaßen, so besitzen auch die Indianerstämme der Prairien zwei Götter, beide gleich groß an Weisheit und Macht.

Der eine ist der „gute Gott", der Freund des Indianers, ihr in allen seinen

Unternehmungen, seien sie nun gut oder böse, nach seinen Kräften unterstützend und fördernd. Von ihm kommen alle angenehmen Dinge des Lebens: Nahrung, Kleidung, Vergnügen, die warmen Jahreszeiten, Erfolg im Kampfe, in der Jagd und — in der Liebe.

Der Andere ist der „böse Gott" — Gott des Bösen — stets der Feind des Indianers, ihm zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit Böses zufügend, sobald er vom guten Gott nicht im Schach gehalten wird. Vom Gott des Bösen kommen Krankheit, Unglück und Verderben. Er bringt die Kälte, treibt das Wild aus dem Jagdreiche des Indianers, macht ihm seine Weiber abwendig.

Zwischen diesen beiden Göttern, deren Sitz einerseits sich in den glücklichen Jagdgründen, andererseits im ewigen Winter sich befindet, besteht ein ewiger Kampf mit abwechselndem Glück, der Gegenstand dieses Kampfes ist der Indianer.

Der glückliche Prairiebewohner hat nicht das geringste Gefühl von Recht oder Unrecht oder irgend welcher moralischen Verantwortlichkeit, ob nun für die Gegenwart oder Zukunft; er schreibt alles Gute, das ihm begegnet, der einen Macht, alles Schlechte der anderen Macht zu.

Der Gott des Guten fordert für seine unaufhörliche und wirksame Beschützung und Gnade, von dem Indianer — keinerlei Opfer — weder Anbetung noch Verehrung, ja selbst nicht den leisesten Dank. Der gute Gott kann niemals und durch keine Schlechtigkeit des Indianers erzürnt werden, kann sich niemals ungnädig abwenden. Man wird dies verstehen, wenn man bedenkt, daß der Indianer, seinen Begriffen nach, kein Unrecht thun kann. Diebstahl und Mord sind ja seine Mittel, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. Fraß und Völlerei, Unkeuschheit und alle jene Laster, welche wir mit den Namen der „sieben Todsünden" belegen, sind ihm ebenso natürlich wie jedem anderen Thier, sie unterliegen keiner anderen Einschränkung, als die durch thierischen Instinkt oder durch die Furcht hervorgerufen wird. Der Indianer kann wohl für Ungehorsam oder irgend ein gegen den Häuptling im Stamme gerichtetes Verbrechen körperlich gezüchtigt werden. Er kann mitunter beordert werden, zur Sühne für den Mord eines Stammesgenossen oder die Wegnahme der Frau eines Anderen eine gewisse Anzahl von Ponies oder Büffelhäuten zu bezahlen. Aber alle diese Unthaten und Verbrechen werden vollständig in diesem Leben bestraft, es herrscht nicht der Glaube an das jüngste Gericht, zu richten die Lebendigen und Todten. Wie immer sein Charakter, was immer auch seine Verbrechen zu Lebzeiten gewesen sein mögen, sie bleiben auf Erden zurück, werden nur auf Erden gesühnt. Die Hölle, der ewige Winter, besteht nicht zur Strafe für irdische Vergehen, selbst der größte Sünder gelangt nach seinem Tode sofort in seinen Himmel, seine glücklichen Jagdgründe — ausgenommen, er wird durch äußere, von dem moralischen Leben ganz unabhängige Umstände daran verhindert.

Während so der Indianer an ein ewiges Leben nach dem Tode glaubt, so erstreckt sich doch die Macht und Herrschaft seiner beiden Götter nicht auf dieses Jenseit, sondern ist vollständig auf das Erdenleben beschränkt.

Nur in zwei Fällen wird der Indianer, seinem religiösen Glauben zu Folge, von den „glücklichen Jagdgründen" ausgeschlossen, diese Fälle haben mit der Lebensweise des Indianers nichts gemein, sondern beziehen sich auf die Todesart. So wird der Rothhaut ihr Himmelreich durch das Hängen entzogen, jeder Indianer stirbt lieber unter den schrecklichsten Martern, als daß er sich hängen läßt. Er ist nämlich in dem Glauben, daß die Seele den Körper durch den Mund verläßt, der sich im Momente der Auflösung von selbst öffnet. Da jedoch beim Hängen der Hals zugeschnürt wird, der Seele also der Austritt aus dem Körper versperrt ist, so stirbt er lieber tausendmal an dem Marterpfahl, wo es ihm wenigstens freisteht, seinen Mund im geeigneten Augenblicke recht weit aufzusperren.

Der andere Fall, durch welchen der Eintritt in den indianischen Hades verhindert wird, ist das Skalpiren. Kein skalpirter Sterblicher kann jemals des Himmelreiches theilhaftig werden. Davon stammt die grausame Begierde, jeden Feind, ob lebendig oder todt, zu skalpiren, die Sorge sich selbst und die Angehörigen des Stammes vor dem Skalpiren zu bewahren. Dieser Aberglaube ist es, welcher das Skalpiren und damit einige scheinbar räthselhafte Eigenschaften in dem Charakter des Indianers erklärt *). In den Schlachten unter sich oder mit den amerikanischen Truppen sind die furchtbarsten Angriffe, die schlauesten Ueberfälle der Indianer nur dem Wunsche zuzuschreiben, den Leichnam eines gefallenen oder ver-

*) Ueber die Art und Weise des Skalpirens spricht sich der bewährte „Plainsmann" Colonel Dodge in folgender Weise aus:

„Der Indianer erfaßt mit der einen Hand das Scheitelhaar des zu skalpirenden Feindes, hebt damit die Kopfhaut ein wenig ab, und schneidet mit dem Skalpmesser eine kreisrunde Scheibe davon heraus, die mitunter beide Ohren umfaßt. Ist der Skalp so von der übrigen Haut abgetrennt, so wird er mit einem Zuge vom Kopfe gerissen."

„Die Rothhäute sind auf die behaarten Theile des Körpers der Weißen wie versessen; sie selbst sind im Gesicht und am ganzen Körper haarlos, können sich demnach gegenseitig nur am Scheitel skalpiren. Der vollbärtige Weiße wird jedoch überall da skalpirt, wo er Haare besitzt. Selbst die kleinen Hautstückchen unter den Armen werden von den Barbaren losgetrennt. Der erwähnte Gewährsmann sah einst in einem Indianerlager einen Skalp, der aus der Haut eines Weißen, vom Nacken angefangen, das Gesicht und die Brust bis zur Theilung der Füße umfaßte. Er war sorgfältig gegerbt und erfreute sich als „große Medizin" der besonderen Sorgfalt der Indianer.

Das Skalpiren ist nicht tödtlich, und im Westen, an den Grenzen des Indianergebietes, findet man skalpirte Weiße gar nicht selten.

wundeten Häuptlings oder tapferen Kriegers den Händen des Feindes zu entreißen und vor dem Skalpiren zu bewahren (das übrigens auch häufig von den amerikanischen Truppen an Indianern ausgeübt wurde).

Niemals wird man größere Todesverachtung wahrnehmen können, als bei den Versuchen indianischer Krieger, die Körper ihrer Freunde vor dem Skalpiren zu bewahren, und so (nach dem Glauben) ihre Seelen vor dem Untergange zu retten. Homer würde unter den Indianern viele Heroen gefunden haben, die unsterblichen Ruf ebenso sehr verdient hätten, wie Achilles für seine Bemühungen den Leichnam seines Freundes zu retten.

Ist jedoch der Skalp einmal vom Haupte des Freundes gerissen, dann wird der Leichnam selbst des theuersten Freundes, des größten Häuptlings, gar nicht beachtet. Er ist ein Aas, das der Beerdigung nicht mehr werth ist.

Der Indianer glaubt nicht daran, daß er sich seine Götter durch Wohlverhalten oder Opfer gewogen machen könne. Der eine ist ihm gewogen, der andere will ihm alles Böse anthun, er selbst ist nur ihr machtloses Opfer. Deshalb sucht er bei jedem Unternehmen zuvor auszufinden, welcher der beiden Götter zu dieser Zeit die Oberhand besitzt, ob auch der Zeitpunkt zur Ausführung des Unternehmens geeignet sei. Dies geschieht in jedem Jahre einmal durch den sogenannten „Arznei-Tanz", zu welchem sich alle Horden eines Stammes versammeln, der auch gemeinschaftlich abgehalten wird. Der Indianer hat keine Priester oder Softas, sondern blos einen Arznei-Häuptling in jedem Stamme, der Bischof, Arzt und Krieger zugleich ist, dem ersten Häuptling im Range nahezu gleich steht, etwa wie die Erzbischöfe auch in früheren Zeiten den Regenten europäischer Länder. Ihn obliegt das Arrangement des „Medizin-Tanzes", der gewöhnlich in jedem Frühjahr unternommen wird, um zu sehen, ob das kommende Jahr für den Stamm günstig oder ungünstig ausfallen wird.

Der Aberglaube, welcher bei diesem grausamen Tanz entwickelt wird, ist ebenso lächerlich, wie haarsträubend. Es würde zu weit führen, alle Zeremonien des Tanzes, welche von dem „Medizin-Häuptling" geregelt werden, zu schildern, es sei der Vorgang deshalb nur in kurzen Worten dargestellt. Eine Anzahl von jungen Kriegern wird berufen, den Tanz in einem eigens erbauten Zelte, der „Medizine Lodge" unter allerhand kabbalistischen Vorgängen auszuführen. Sie müssen eine gewisse Zeit (die zwischen ein und drei Tagen variirt) unausgesetzt innerhalb eines abgesteckten Kreises tanzen, fällt einer der Tänzer vor Müdigkeit nieder, so wird er von den in wahrer Todesangst umherstehenden Weibern wieder aufgehetzt. Das Geschrei, der Lärm, das Zurufen, die Aufregung des ganzen oft nach Tausenden zählenden Stammes ist ganz unbeschreiblich, denn es wird durch den Tanz am nächsten Tage entschieden sein, ob das Jahr (nach ihrem Glauben) Glück oder Verderben über sie

bringen wird. Wohl ist die Ausdauer der jungen, sich zu Tode tanzenden Krieger unglaublich, denn sie tanzen oft einen ganzen Tag hindurch, ohne zu stürzen. Allein

Indianische Begräbniß-Stätte.

ihre Kräfte nehmen ab, und nur die Todesangst, verbunden mit dem Aufhetzen der Weiber erhält sie noch. Je näher der Ablauf der festgesetzten Frist bevorsteht, desto

ungeheurer wird die Aufregung. Allein sie ist noch nicht abgelaufen und der Tanz ist vorüber. Zwei der Krieger fielen in Folge der Aufregung todt nieder. Das ist der Zweck des Tanzes. Stirbt einer der Krieger innerhalb der festgesetzten Zeit, so bedeutet dies „schlechte Arznei", das nächste Jahr wird Unglück bringen. Dies verursacht Trauer und Wehklagen im Lager, das man in solch' wahnsinniger Uebertreibung auf keinem Schlachtfelde wiederfinden dürfte. Das „Arznei-Zelt" wird verbrannt, und der Stamm flieht in Horden getheilt, von dannen, um das ganze nächste Jahr thatenlos zu bleiben.

Läuft jedoch die Frist des Tanzens vorüber, ohne daß Jemand von den Tänzern stirbt, dann herrscht allgemeine Freude, denn dies bedeutet „gute Arznei". Das nächste Jahr wird Glück bringen, es werden dann alle Kriege, alle Kämpfe, alle Ueberfälle, alle Diebstähle gewagt.

Man kann sich denken, daß sich die Krieger nur ungerne bequemen, im Arzneitanz mitzutanzen, allein das Gebot des Arznei-Häuptlings ist ein Machtwort, dem zu widersprechen den Tod herbeiführen würde. Darum greift der vom Arznei-Häuptling bestimmte Krieger zu anderen Mitteln; er besticht denselben und lenkt das Verhängniß auf einen anderen, dessen Armuth ihm gleiche Mittel nicht erlaubten. Und da nun diese Arznei-Chefs für derartige Gaben ebenso zugänglich sind, wie türkische Provinzbeamte, so kann man sich vorstellen, welch' einträgliche Stellung der Arznei-Chef eines Stammes besitzt.

Außer diesem großen Medicin-Tanz macht der Indianer für sich selbst und seine Familie nahezu allwöchentlich noch eigene „Medicine", indem er aus allerhand kleinen abergläubischen Anzeichen auf das Glück oder Unglück der kommenden Woche, oder der nächsten Jagd u. s. w. schließt. Der Indianer hat diesen Aberglauben mit vielen anderen, auf niederer Kulturstufe stehenden Völkern gemein. Ganz gewöhnliche alltägliche Vorkommnisse, wie das Bellen eines Hundes zu gewissen Zeiten, ein Insekt am Wege, der Flug eines Vogels u. s. w. sind mystische Anzeichen, welche dem Indianer als Richtschnur für sein Tagewerk dienen. Auch der Glaube an die wächsernen Heiligen, an die heiligen Gebeine und die geweihten Rosenkränze der christlichen Völker ist ihm in gewissem Sinne eigen, denn jeder Indianer trägt am Halse ein Ledersäckchen mit geweihter Erde oder allerlei Holz, Knochen und Federn, die ihm nach seiner Meinung zum Schutz gereichen.

Wie bereits erwähnt, schreibt der Indianer alles Unglück, also auch die Krankheiten, von denen er heimgesucht wird, dem bösen Gott zu. Im Allgemeinen hat er jedoch, sofern er den von der Zivilisation noch wenig beeinflußten Stämmen angehört, von Krankheiten nur wenig zu leiden. Der stete Aufenthalt im Freien, die kräftige Fleischnahrung und die Leibesübungen härten ihn gegen Rheumatismus u. s. w. ziemlich ab. Außerdem sind die Prairie-Indianer mit ein-

fachen Naturheilmitteln wohl vertraut, ihre ganz erstaunliche Zähigkeit bringt sie über die gewöhnlichen Leiden und Verwundungen bald hinweg.

Sollten die „Hausmittel" nicht ausreichen, dann kommt der Backofen an die Reihe. Es wird aus Steinen oder Erde ein kleiner, halbkugelförmiger Ofen gebaut, in dessen Innern ein Feuer angemacht wird, das so lange brennend bleibt, bis der ganze Ofen erhitzt ist. Dann wird das Feuer erstickt, und der Kranke muß nun, seiner Kleider gänzlich entblößt, in den Ofen kriechen, dessen Oeffnung mit einer Decke verstopft wird. Hier bleibt er nun bis ihm der Schweiß in Strömen vom Körper rinnt. Dann wird er herausgezogen — denn gewöhnlich ist er zu schwach, um sich auch nur zu rühren — und in einen Wassertümpel oder einen Fluß geworfen. Häufig ist dieses Mittel von Erfolg begleitet, allein ebenso häufig gelangt der Kranke gleichzeitig mit seinem Douche-Bade auch in die „glücklichen Jagdgründe*).

Den größten Tribut fordert bei den Indianern die Cholera, der schrecklichste der Schrecken der rothhäutigen Prairiebewohner. Sie fliehen vor ihr Hunderte von Meilen weit, so lange sie die wunden Füße nur tragen können. Bricht einer oder der andere ermattet zusammen, oder wird er von der furchtbaren Krankheit am Wege befallen, dann wird er mit seiner ganzen Habe liegen gelassen, und die übrigen fliehen im größten Entsetzen von dannen. Bricht die Cholera in ihren Zeltlagern aus, so fliehen sie mitunter, ohne auch nur das Geringste von ihrer Habe mitzunehmen. Alles, ihre Zelte und Waffen und Geräthschaften bleiben zurück, während sie mit ihren Pferden davon eilen, um sich aufs neue ihren Hausbedarf zu erjagen.

Sei es nun Krankheit oder Krieg, welche den Tod eines Indianers herbeiführen, er tritt sofort in die glücklichen Jagdgründe, in seinen Himmel ein, um dort in Ewigkeit zu leben. Die Begriffe des Indianers über das Jenseit sind aber so unbestimmt wie unsere eigenen. Warum er an ein Jenseits denkt und sich die Einrichtungen desselben so ausmalt, weiß er selbst nicht. Er betrachtet das Leben in den glücklichen Jagdgründen als eine Fortsetzung des irdischen Lebens. Der Tod vermittelt diesen Uebergang, und geradeso wie er gestorben, so tritt er in das Jenseits. Der Greis, der junge kräftige Krieger, die Jungfrau, das Kind, alle gelangen in derselben Gestalt und in demselben Alter und Verstandesgrade in die Jagdgründe, um für die Ewigkeit Greis, Krieger, Jungfrau oder Kind zu bleiben. Im Jenseits giebt es kein Wachsthum, keine Veränderung. Wer in diesem Leben lahm, blind oder alt war, der ist es auch im Jenseit. Er gelangt dahin mit denselben Leidenschaften und Wünschen, die ihn zu Lebzeiten kennzeichneten, deshalb ist es auch der Wunsch jedes Indianers, in seiner vollsten Manneskraft, am Höhepunkte seines Lebens zu sterben, um sich so im Jenseits für die Ewigkeit im gleichen Zustande zu befinden.

*) Dodge, plains of the West.

Stirbt er, so wird sein Lieblingspferd erschossen, so daß er im Jenseits wenigstens sein Pferd besitzt. Ebenso werden ihm alle Dinge mitgegeben, deren er am nothwendigsten bedarf. Bogen und Pfeil, Flinte und Pistole, Decken und — Kochtopf. Alle diese zur Jagd und zum Kriege erforderlichen Dinge muß er mit sich nehmen, denn er wird im Jenseits seinen Feinden, sowie wilden Thieren begegnen, gegen die er sich zu vertheidigen hat. Er hofft, dort glücklich zu sein. Er wird alle seine Feinde erschlagen und skalpiren, viel Wild erjagen u. s. w.; allein er versucht es nicht, zu erklären, was dann mit den Seelen der im Jenseits erschlagenen Feinde oder den Phantomen der wilden Thiere geschehen wird? Dies überläßt er der Weisheit des guten Gottes, denn der böse hat auf die glücklichen Jagdgründe keinen Einfluß.

Merkwürdigerweise glaubt der Indianer, daß er, sobald er in dunkler Nacht getödtet werde, auch im Jenseits für die Ewigkeit im Dunkeln leben müsse — ein Glaube, welcher den amerikanischen Truppen im Kriege mit den Rothhäuten die unschätzbarsten Dienste leistet. Die Truppen sind nämlich auf diese Weise vor nächtlichen Angriffen fast vollkommen sicher, und wenn man bedenkt, wie schrecklich dieselben in den gänzlich unbekannten, den Indianern jedoch vollkommen vertrauten Ländern sein müßten, so wird man erkennen, wie viel Blutvergießen vermieden, wie viele Menschenleben durch diesen Glauben gerettet werden.

Der Indianer ist, wie die meisten wilden Völkerstämme, ein eifriger Anhänger der Blutrache, es ist die Pflicht jedes einzelnen, den Tod eines Verwandten mit gleichen Mitteln an dessen Mördern zu vergelten; auf diese Weise entstanden die meisten fürchterlichen Kämpfe unter den Indianerstämmen, die nicht selten mit der gänzlichen Ausrottung eines Stammes endeten. So sind beispielsweise die Sioux- und Pawnee-Indianer noch gegenwärtig in einem Kampfe auf Leben und Tod begriffen, ja der letztgenannte, einst so mächtige Stamm ist auf einige hundert Menschen zusammengeschmolzen.

Die Begräbnißstätte des Indianers ist entweder die Erde oder irgend ein Baum, auf dessen Aesten der Verstorbene in horizontaler Lage aufgebahrt wird. In der Nähe des Baumes wird sein Lieblingspferd erschossen; der Leichnam selbst wird gewöhnlich mit einem Hemde und einem alten Soldatenrocke oder ein paar Hosen bekleidet, denn an solchen fehlt es in den glücklichen Jagdgründen. Neben dem Leichnam werden Bogen und Pfeil, sowie alle jene Geräthschaften aufgehängt, welche er bedürfen könnte. Es ist rührend, mit welcher Aufopferung und Uneigennützigkeit die Verwandten und Freunde des Verstorbenen den letzteren mit ihrem eigenen Hab und Gut ausrüsten. Sie würden eher ihr Letztes hergeben und vor Hunger sterben, ehe sie dem Todten irgend etwas versagten. Wohl sehen sie die für sie so kostbaren Artikel noch wochen- und monatelang neben dem Leichnam hängen, trotzdem

doch würde es kein Indianer jemals wagen, diese Schätze der Todten zu berühren. Nicht die Waffe und der Artikel selbst, sondern blos dessen Phantom ist es, welches mit dem Verstorbenen ins Jenseit gelangt, und dadurch erklären sich auch die Indianer das Vorhandensein der Artikel bis zu ihrem Zerfallen.

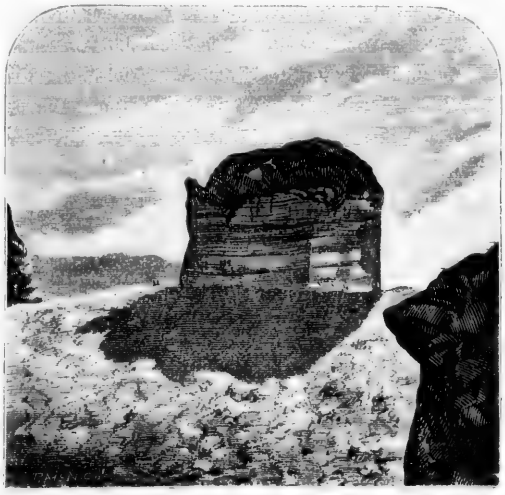
Die Begräbniß-Zeremonien richten sich je nach dem Range des Verstorbenen. War er ein Häuptling, dann wird der Leichnam sorgfältig gewaschen, bemalt und frisirt auf eine Bahre gelegt, und auf dem bestgelegenen Baume in der Nachbarschaft oder in einer trockenen Höhle an den Ufern eines Flusses unter großer Feierlichkeit beigesetzt. Den Pferden im ganzen Stamme werden die Mähnen und Schwänze abgeschnitten, die Frauen des Verstorbenen schneiden sich die Haare kurz und eine Zeit lang herrscht allgemeine Trauer. Niemals aber wird das Grab eines Häuptlings oder Kriegers gepflegt und erhalten. Es bleibt dem Zahn der Zeit und dem Wetter überlassen, so daß in wenigen Jahren jede Spur davon verwischt ist.

II. Nach Californien.

1. Auf der Pacific-Bahn zum Salzsee.

Was man kurzweg „Pacific-Bahn" zu nennen pflegt, ist ein Komplex von sieben verschiedenen selbstständigen Eisenbahn-Linien. Vier von diesen liegen östlich vom Mississippi und bestehen schon seit längeren Jahren, während die drei anderen, von denen die Western-Pacific, welche von San-Francisco nach dem Fuße der Sierra Nevada führt, ebenfalls schon älter ist, die eigentliche Pacific-Bahn zusammensetzen. Der wichtigste und schwierigste Theil dieser Linie wird von der 1680 Kilometer langen Union-Pacific durchschnitten, welche von Omaha bis zum Großen Salzsee läuft, während die Central-Pacific die Verbindung über das Große Becken und die Sierra Nevada nach Sacramento herstellt (1190 Kilometer), von wo aus dann jene ältere Western-Pacific die nur noch 217 Kilometer lange Strecke bis nach San-Francisco befährt. In den letzten Jahren ist der östlichen Hälfte der Union-Pacific eine südliche Konkurrenzlinie gebaut worden, welche als Missouri-Pacific und Kansas-Pacific vom Mississippi, und zwar dem bedeutend südlicher als Omaha gelegenen Saint-Louis aus, durch die Staaten Missouri, Kansas und Colorado nach Denver führt und von hier aus durch die nordsüdliche Verbindungsbahn Denver-Pacific in Cheyenne an die

Union-Pacific anschließt. Sie durchschneidet, gleich dem entsprechenden Theil der Union-Pacific, die ganze Breite der westlichen Prairien auf einem so langsam ansteigenden Boden, daß die fast 1600 Meter betragende Steigung zwischen Saint-Louis und Denver ohne irgend eine beträchtliche Terrainschwierigkeit ganz unmerklich überwunden wird. Erst bei Cheyenne *) beginnt, bei einer Meereshöhe von 6041 Fuß, der Anstieg ins Gebirge, der indeß nicht mehr sehr bedeutend ist, da man bereits bei 8242 Fuß die Paßhöhe (bei Station Sherman) erreicht. Der Theil des Felsengebirges, über welchen hier die Bahn gelegt ist, trägt den Namen Black-Mountains, „Schwarze Berge."



Der „Theekessel".

Bei Cheyenne ist das Land eine „rolling Prairie", ein wellenförmiges Land mit kurzem, trockenem Graswuchse, wie man ihn überall als gleichsam leicht erhöhtem Saume längs des Fußes der Felsengebirge begegnet. Die Bahn führt westwärts in fast gerader Linie auf das Gebirge zu, übersteigt oder umgeht eine Bodenwelle um die andere und begegnet höheren, je höher sie selber steigt. Plötzlich ist es aber, als zögen sie sich alle aus der welligen Flachheit zu steileren Formen zusammen, sie sind unversehens zu Hügeln geworden, Felsengrate treten aus ihren Seiten, Klippen aus ihren Scheiteln und tief aufgerissene wasserlose Thäler scheiden sie. Einige sind hoch und wild genug, um als würdige Vorberge sich den schneebedeckten Gipfeln des Longs-Peak vorzulagern, die zur linken Hand herüberragen. Vereinzelte, weitzerstreute Föhren, von gedrücktem Wuchs, der stellenweise der Form der alpinen Legföhren nahe kommt, stehen vor Felswänden, in Schluchten, Spalten und sonstigen geschützten Stellen — eine bei aller Kümmerlichkeit und Aermlichkeit erfreuliche Abwechselung

*) Siehe II. Band, Seite 139 und folgende.

nach der wüstenhaften Einförmigkeit der Hochprairie. Auch sie lehren, daß wir mitten im Gebirge sind, obwol die Prairie kaum eine Stunde hinter uns liegt.

Die seltsamen Formen der Felsgruppen drängen sich mit phantastischen Gleichnissen an die Sinne. Man kann sie nicht übersehen. Als Felsen wohlbekannter Art aus der Nähe unbeachtet gelassen — erregen und fesseln sie aus der Ferne unter zahllosen, täuschenden Formen die Aufmerksamkeit — auf den Bergen, als lange Linien rohen Gemäuers, als Burgen, als Trümmer von Kirchen und Kapellen, in fernen Thälern als Pyramiden, als Grabmäler, oft zu säulenreichen Kirchhöfen gehäuft, an Abhängen als Hütten, als dunkle Bergwerkseingänge, als Terrassen, als Bastionen. Und außer dem Zuge, der langsam bergauf dampft, ist alles ganz menschenleer, in das einförmigst graugrüne Gewand des dürren Gra-

Die Pacific-Bahn:
Der „Sentinel-Fels" im Echo Cañon.

ses gehüllt, selten von den Föhren unterbrochen, deren dunkle, verbogene Gestalten selbst wie verzaubert erscheinen.

Stunde auf Stunde fügt in langen Zwischenräumen eine geringe Zahl weiterer Erscheinungen in dieses einförmige Bild. Eine Schafheerde mit vielen schwarzen und weißen Lämmern; ein Wasserthurm, der mit langem, eisernem Arm dem Dampfkessel Nahrung spendet; verlassene Hütten, die bis ans Dach in der Erde stehen; einige Blockhäuser für Bahnbeamte; der Schäfer, ein Knabe, der mit langem Stab und Flinte zu Pferde sitzt, und sein zottiger Hund, der ihm voraus zur Heerde eilt; einige graue Erdeichhörnchen, die ein altes Bachbett herabhüpfen, bieten die einzige Abwechslung.

Weiter treten an leblosen Dingen zahlreiche Schneezäune, Schneemauern und der erste jener bedeckten, aus Balken und Brettern erbauten Gänge auf, welche später in der Sierra Nevada auf meilenweite Strecken die Bahn gegen Schnee zu schützen haben. Es sind dies einfache Einrichtungen, die aber ihren Zweck vollkommen erfüllen. Die Schneezäune sind aus Holz roh gezimmerte Zäune, welche in geringer

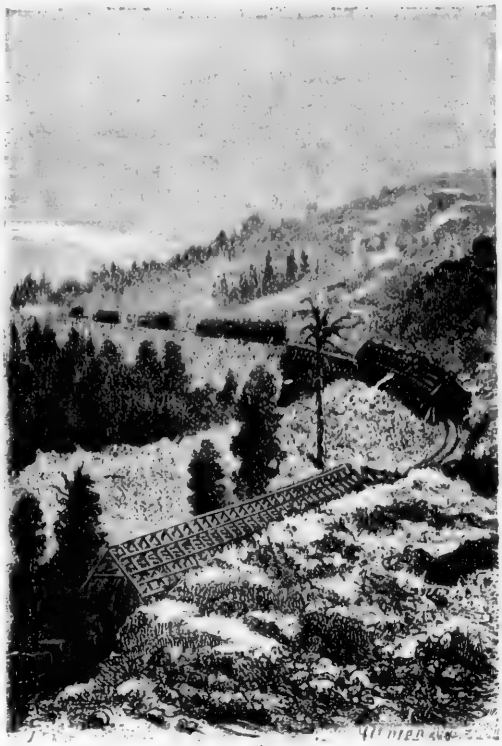
Entfernung neben der Bahnlinie, oft in mehreren Reihen hintereinander herziehen und derart schief stehen, daß sie den von der Seite heranwehenden Schneemassen eine dachartig abfallende Fläche bieten, die natürlich gegen Seitendruck wenig empfindlich ist. Die Schneemauern sind rohe Mauern aus Feldsteinen und kommen viel seltener vor als die Zäune. Die bedeckten Gänge endlich, die eigentlichen Snow-sheds, sind vollkommene, gezimmerte Tunnels, die nur an den gefährdetsten Stellen der Bahn angebracht sind, diese aber auf Meilen einhüllen. Wo dieselbe aus der Sierra Nevada in das Sacramentothal hinabsteigt, zieht sie durch ein Gebirgsland, welches die herrlichste Scenerie darbietet, welche man überhaupt von einer amerikanischen Bahn aus sehen kann. Aber gerade auf dieser Strecke ist durch diese Snow-sheds die Welt buchstäblich mit Bretern vernagelt, nur wo vielleicht zufällig eine Latte weggebrochen ist, gewinnt man ein ganz flüchtiges Augenblicksbild eines grünen Sees, der im Tannendunkel tief unten im Thale liegt, der ersten Wälder, deren Anblick auf die Kahlheit der Hochebene hin doppelt erfreulich, der Wasserfälle und Sturzbäche. Mit welcher Begier stürzt man daher ins Freie, um Umblick zu halten, sobald der Zug eine Minute hält!

Die Pacific-Bahn: Der Thurm-Felsen im Echo Cañon.

Dieser Bahnschutz ist hier nothwendiger als irgendwo zwischen Mississippi und Stillem Meer, denn jene Seite der Sierra, die westliche, empfängt die feuchten Westwinde aus erster Hand, und was im Hinterlande an Schnee und Regen zu wenig fällt, fällt hier oft zu viel. Auf der Strecke aber, welche wir jetzt befahren, dem im südöstlichen Theile des Territoriums Wyoming befindlichen Ostabhange, ist nicht die Masse des Schnees der Hauptgrund der zahlreichen Schutzmittel, mit welchen man die Bahn umgeben hat, denn es fällt davon selbst bei der Station Sherman, also auf der Paßhöhe, selten mehr als ein paar Zoll, sondern die äußerst heftigen Winde, welche ihn von den Bergen herab ins Thal tragen und ihn gerade in den natürlichen Einschnitten, welche die Eisenbahn zu passiren hat, am häufigsten zusammenwehen.

Auf der Paßhöhe, bei der nur aus wenigen Häusern bestehenden Station Sherman, kulminirt die kahle, wilde Einförmigkeit der Gebirgswüste und bleibt nun der

herrschende Zug im Bilde, bis wir an den Großen Salzsee hinabgelangen, in dessen Nähe die Natur freigebiger, auch durch eine stellenweise schon intensive Kultur ausgebeutet wird. Es gibt wohl Oasen saftigen Graswuchses und fröhlicher Weiden- und Pappelgebüsche, ja die wasserreiche, fruchtbare Hochebene von Laramie, die größte von ihnen, ist nicht weniger als 100 Meilen lang und durchschnittlich 40 Meilen breit, aber in der Ferne sieht man immer die kahlen Höhen und wo das Wasser nicht hinkommt, hat mitten in der grünen Wiese die Wüste in abschreckender Dürre wieder überhand genommen. Oft muß der Boden schon mit Salzen geschwängert sein, da selbst am Rande mancher Gewässer, die hier häufig von Süden her die Bahnlinie kreuzen, um sich in den etwas weiter nördlich nach Osten zum Missouri abfließenden North-Platteflüß zu ergießen, der Pflanzenwuchs um nichts kräftiger ist, als auf den ganz dürren erhöhteren Stellen. Freilich sind auch diese Bäche ärmlich genug, besonders in der Sommerszeit, wo sie zu kaum mehr sichtbaren Wasserfäden werden. In sehr entschiedener Weise prägt sich dieses am Bitter-Creek aus, in dessen Thale die Eisenbahn eine Zeit lang hinführt, denn sein Wasser selbst ist so salzgeschwängert, daß man es nicht genießen und selbst zur Kesselspeisung nur schwer benützen kann. Hier war eine der gefährlichsten Strecken für die vielen Einwanderer, welche vor der Vollendung der Pacific-Bahn mit ihren Familien auf Wagen und Pferden, oft karavanenweise, durch die Wüste nach den Ländern der Verheißung im fernen Westen zogen.



Die Pacific-Bahn: Schnee-Tunnels in den Felsengebirgen.

Wenn beim Herabsteigen von der Paßhöhe sich die Schneegipfel von Longs-Peak in zartesten Umrissen und tiefem Blau an den Südhorizont zeichnen, ist es bei solch ödem Charakter der nähern Umgebung eine wahre Erquickung. Der Kontrast der todten Farben mit dieser, gleichsam sanft glühenden des fernen Gebirges ist außerordentlich, und man begreift, wie eine geheimnißvolle Ahnung von Reichthum und erfreulichem Leben auch ohne alle sagenhaften Ueberlieferungen so viele über diese Oede weg nach dem Gebirge zog. Es ließ sich unendlich viel in diese blaue Ferne dichten, viel auch hineinwünschen. Scheinen doch schon die Wolken, die über ihnen hängen, eine ganz andere Fruchtbarkeit anzudeuten, als sich in den Salzkräutern und rauhen Borstengräsern dieser Hochebene kundgibt.

Einen Tag und eine Nacht sauste der Zug durch diese Wüste, die, von den Oasen abgesehen, nur in leichten Schattirungen ihr Ansehen ändert, im wesentlichen Charakter aber sammt Felsen und Föhren immer dieselbe bleibt. Die Stationen, so zahlreich sie auch sein mögen, bestehen in der Regel aus wenig mehr als einer Ausweichestelle, einer Speisepumpe und etwa einer Erdhütte. Bahnwächterhäuschen und dgl. findet man hier ebensowenig wie auf den anderen Bahnen Amerikas. Die Pumpen werden überall durch große, hoch über den Boden ragende Windmühlen getrieben, die eine Haupt-Charakteristik dieser Gegenden bilden. Die Staffage bereichert sich langsam. Einige Jäger tragen erlegte Antilopen um die Schultern, wie man auf altchristlichen Bildwerken den guten Hirten das Lamm tragen sieht. Antilopen kommen bald darauf in Heerden von zwölf bis zwanzig Stück mehrmals in Sicht und nähern sich auf weniger als Schußweite dem Zuge, suchen einigemal sogar in großen Sprüngen mit ihm Schritt zu halten. Auswandererwagen schleichen im Sande hin, von magern Pferden gezogen und mit Rindern und Ziegen im Gefolge, welche von berittenen Männern der Gesellschaft getrieben werden; die Frauen und Kinder lugen neugierig unter der Decke vor, die im Halbbogen über den Wagen gespannt ist. Wir passiren kleine und große Stationen, an denen selten ein Mensch aus- oder einsteigt, und von denen die kleinen aus vereinzelten, die großen aus zusammengehäuften Hütten bestehen. Die letzteren sind immer der Mittelpunkt des lokalen Handelsverkehrs, daher mit Waaren aller Art vollgepfropft, mit Ankündigungen und Reklamen bedeckt. Auch an Schenken ist nirgends Mangel. Die bedeutendste dieser Stationen ist die 3000 Einwohner zählende Stadt Laramie, eine industriereiche, inmitten einer eisen- und kupferreichen Gegend gelegene Ansiedlung, welche in Folge der bevorstehenden Entwicklung des Minenwesens in Wyoming großer Blüthe entgegengeht. Eine dieser Hüttengruppen heißt Como — wegen eines elenden Tümpels in der Nähe, der nach dem oberitalienischen See genannt ist und eine Unzahl großer, oft bis zu 18 Zoll langer Salamander beherbergt.

Da bei so langem Zusammensein sich mehr Geselligkeit entwickelt, als man sonst bei Eisenbahnreisen zu finden pflegt, so kann man freilich auf ein paar Stunden die Wüste vergessen, durch die man fährt. Man fühlt sich fast wie auf einem Schiffe von der äußeren Welt abgeschnitten und auf den engen Kreis der Mitreisenden verwiesen, von denen die meisten drei, viele fünf und acht Tage zusammenbleiben. Man ist zum Glück in den Salon- und Schlafwagen räumlich nicht so beschränkt, wie

Utah-Indianer.

in den Eisenbahnwagen des europäischen Systems, sondern kann von Sitz zu Sitz, von Wagen zu Wagen gehen, kann ein Tischlein zum Speisen, Lesen oder Kartenspielen vor sich hinkonstruiren, kann sich waschen und beliebig viel kaltes Wasser trinken. Das befördert das Wohlbefinden und damit die Geselligkeit. Es ist hier zu Lande nicht schwer, Bekanntschaften zu machen, und da in den Schnellzügen der Pacific-Bahn doch durchschnittlich 60—80 Personen fahren, kann jeder, der auch nur halbwegs umgänglich ist, einen oder einige Menschen finden, deren Gesellschaft ihm zusagt. —

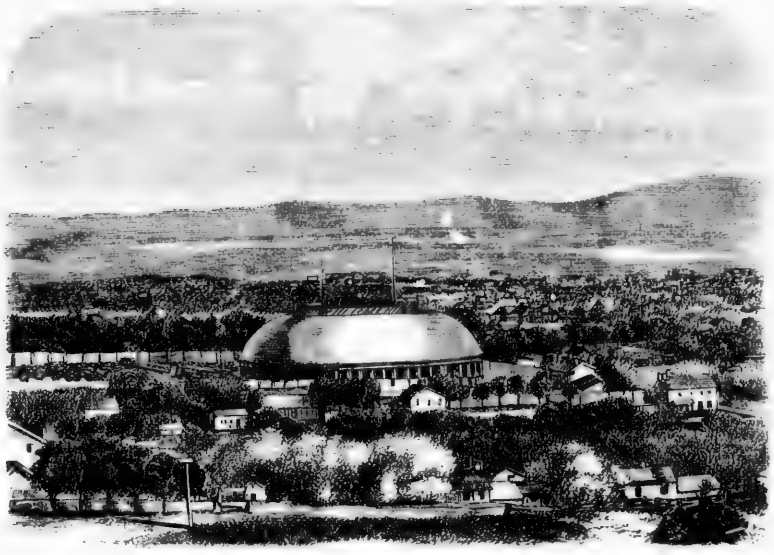
Die Mahlzeiten werden dreimal im Tage in Restaurationen eingenommen, welche von der Bahngesellschaft auf der ganzen Strecke in bestimmten Entfernungen eingerichtet wurden und gewöhnlich unter der Leitung eines Pächters stehen, der für je einen Dollar ein ganz annehmbares Mahl liefert. Der Aufenthalt in diesen, Breakfast-, Dinner- und Supper-Station genannten Restaurationen, dauert gewöhnlich eine halbe Stunde. Bis nach Salt Lake City können diese Mahlzeiten und die Fahrbillets ꝛc. in Banknoten gezahlt werden. Westlich von Salt Lake City jedoch bis zum Stillen Ozean sind Gold und Silber die gangbare Münze. Mit der Einrichtung der Restaurationen haben auch die sogenannten Hotelzüge ihren praktischen Werth verloren und stehen gegenwärtig nur noch wenig in Anwendung.

Der gewöhnliche Eisenbahnzug der Pacific-Bahn, wie er täglich einmal von San-Francisco ostwärts und von Omaha westwärts ausfährt, besteht aus einem Waggon erster Klasse, einem Waggon zweiter Klasse, einem Gepäck- und mehreren Schlafwaggons. Im Waggon zweiter Klasse befindet sich eine Raucher-Abtheilung. Ein Wagenwechsel findet von Mississippi bis zum Stillen Ozean nur zweimal und zwar in Ogden (Territorium Utah) und in Sacramento statt. Die Fahrpreise sind stetem Wechsel unterworfen, und betragen beiläufig 140 Dollars für die ganze Strecke von New-York nach San-Francisco, 100 Dollars von Omaha und 80 Dollars von Denver. Die Kosten der Benützung eines Schlafwaggons für die ganze Strecke von Ozean zu Ozean belaufen sich außerdem auf ca. 22 Dollars.

Es sei an dieser Stelle auch noch Einiges über den Charakter der von der Bahn aus sichtbaren Gegenden von Wyoming und Utah, dem Gebiete der Union-Pacific-Bahn angeführt. Die Felsengebirge stehen zwar schon wegen der vorwaltenden Dürre an Schönheit der Landschaft weit hinter den Alpen zurück, und höchstens die wilden, grotesken Felsformen und die mit ihnen auf weite Strecken erfüllten Schluchtenthäler oder Cañons können mit großartigen Scenerien aus unseren Hochgebirgen verglichen werden. Aber man kann doch nicht verkennen, daß derjenige Abschnitt, welcher von der Pacific-Bahn durchschnitten wird, das Gebirge zufällig in seiner ärmsten und einförmigsten, ja fast abschreckenden Ausbildung vor Augen führt. Da die Mehrzahl der Reisenden ohne Seitenabstecher durchs Land fährt, wird dieser einseitige Eindruck leicht verallgemeinert, und oft hört man daher die schiefsten, unglaublich unterschätzenden Urtheile, die das ganze Felsengebirge als eine solche Wüste darstellen. Wir haben bei unseren früher geschilderten Wanderungen durch Colorado bereits die Schönheit der Rocky Mountains kennen gelernt.

Jetzt besteht freilich ein großer Kontrast zwischen der Landschaft, durch welche unsere Alpenbahnen führen, mit der dieser ersten Felsengebirgsbahn. Wenn wir die Paßhöhe des Brenner mit der der Black- oder Humboldt-Mountains vergleichen, scheint uns jenes Alpenbild, das ja noch lange keins der großartigsten und schönsten

ist, das Werk einer unendlich reichen und künstlerisch gestaltenden Phantasie, während diese hier, selbst an den kühnsten Stellen, wie leere Umrisse erscheinen, wie Rahmen, die erst noch auf Ausfüllung mit Formen und Farben warten. Der gewaltige Wasserreichthum, die zahllosen Quellen und kleinen Wasserfäden der Alpen treten gerade dort so wirksam auf, während hier meistens nur ein etwas lichterer grünerer Ton in der graulichen Pflanzendecke von verborgener, spärlicher Feuchtigkeit spricht. Diese Leere und Armuth bekommt durch die vorwiegend trägen Linien der Bergumrisse und die dann und wann mit regelloser Wildheit zusammengeworfenen Felsenmeere



Salt lake City, von Westen aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

selbst etwas Rohes, Abstoßendes, das allerdings nichts als eines reicheren Pflanzenkleides bedürfte, um vielleicht selbst gefällig zu erscheinen. Nacktheit ist eben hier, ganz wie beim menschlichen Körper, eine sehr anspruchsvolle Eigenschaft, die nur da nicht abstößt, wo die schönsten Linien sie begrenzen.

Anläufe zu alpinen Bildern erscheinen doch mehreremal. Es sind indeß Anläufe. Wir steigen von der Hochebene der Black-Mountains zum Becken des Großen Salzsees durch einige Schluchtenthäler hinab, die von ziemlich wasserreichen und wilden Bächen durchrauscht sind und auf der Thalsohle und an den Abhängen grüne Wiesen und reiches Buschwerk tragen. Blaue, schneebedeckte Gipfel der fernen Uintah-

Ketten, die vor uns auftauchen, schmale Felsenthäler mit saftigem Graswuchs am Ufer ihrer Bäche, die da und dort aus den Seiten der Felsenwälle hervorbrechen, Hügel und Berge, Föhren, die wieder häufiger sich an die Felsspalten schmiegen, künden den Eintritt in das Wahsatchgebirge an, die Schranke, welche das wüste Hochland des Wyoming-Territoriums vom Becken des Großen Salzsees trennt. Die Bahn läuft durch den Echo- und Weber-Cañon, zwei Thäler, deren wilde Felszerklüftung (2000 Fuß hoch bauen sich die Sandstein-Wälle, -Thürme und -Pfeiler senkrecht weite Strecken auf) nur in der Wildniß der östlichen Felsengebirge von Colorado ihresgleichen findet.

Hier waren einst die gefährlichsten Stellen der Bahn in den ersten Monaten nach ihrer Vollendung, denn ein ähnlich schwieriges Terrain findet man nur am Westabhange der Sierra wieder, wo es nach Californien hinabgeht. Die Namen des Green River, der „Red Desert" (der rothen Wüste), der Teufelspforte bei Sweetwater u. s. w., werden in der Geschichte dieser Bahn immer in Erinnerung bleiben. Jetzt sind die Brücken längst so solid wie irgendwo auf einer westlichen Bahn, der Bahnkörper befestigt und vor abstürzenden Trümmern geschützt. Die sogenannten Trestle-Works, Viadukte, die aus scheinbar ganz leichten Balken gezimmert sind, sehen freilich noch immer gefährlich aus für den, der nicht viel von amerikanischen Bahnen kennt; aber ihre sinnreiche Zusammenfügung macht sie zu ganz zuverlässigen Trägern, und wer z. B. Gelegenheit gehabt hat, auf südlichen Bahnen zu reisen, wo man oft meilenweit die Sümpfe mit solchen Trestle-Works überbrückt hat, vertraut sich ihnen auch hier ohne Beängstigung an, selbst wenn thurmhoch unter ihnen die Tiefe gähnt.

Die Schneeberge der Uintah-Mountains, die lange vor uns standen, mit ihren trägen, höchstens flach pyramidalen Umrissen, spärlich bewaldet, vorwiegend kahl, sind nun zur Seite gerückt und wir fahren an ihren Abhängen hin. Die Felsenthäler machen Thalbecken mit herrlichen Grasmatten und stillen Wässern Platz; der Boden nährt wieder Blumen, die an die saftigen „Bottoms" der östlichen Prairien erinnern, trägt weite Wiesen und Felder hochhalmigen, goldenen Getreides, längs der Bäche Weiden- und Erlendickicht, das durch Schlinggewächse fast undurchdringlich verflochten ist. Als die Mormonen auf ihrem Zuge nach dem Salzsee aus der Wüste des Hochlandes in diese Thäler herabstiegen, verglichen sie nicht mit Unrecht das Land, das vor ihnen lag, mit dem Gelobten Lande, das den Juden nach ihrem Wüstenzuge beschcert ward. —

So gleitet nun die schwere Wagenreihe wie von ihrem eigenen Gewichte getrieben gegen den Großen Salzsee hinab, den leider die Dämmerung nur undeutlich erblicken läßt. Ehe wir ihn erreichen, wird in Ogden Halt gemacht und der Wagen gewechselt. Von hier geht die Zweigbahn nach der Mormonenhauptstadt Salt Lake City ab, die man in zwei Stunden erreicht. Von der Union-Pacific kommen wir

nun zur Central-Pacific, es ist jedem wohl, die eine Hälfte der Wüste damit überschritten zu haben. Ogden selbst ist bereits eine Mormonenstadt, wenngleich auch zum geringeren Theile. Mit seinen 6000 Einwohnern ist es die zweitgrößte Stadt des Territoriums Utah, in dessen nördlichstem Theil wir uns nun befinden.

Utah war bis zum Jahre 1847, als es die Mormonen zuerst besiedelten, ein Theil von Mexiko und wurde erst 1848 gleichzeitig mit Californien an die Vereinigten Staaten abgetreten. Das Territorium umfaßt über 84,000 Quadratmeilen, die von ca. 125,000 Seelen bewohnt werden. Der größte Theil des Landes ist eine unfruchtbare, von den Ketten der Uintah- und Wahsatch-Gebirge durchzogene und von etwa 12,000 Ute-Indianern bewohnte Alkali-Wüste und nur der nordöstlichste Winkel Utah's ist ebenso reich an Edelmetallen wie an Agrikultur-Produkten. Die Hauptstadt des Territoriums ist Salt Lake City, das Mormonenheim am Großen Salzsee, das wir nun besuchen wollen.

2. Salt Lake City und die Mormonen*).

Am 24. Juli 1847 langte Brigham Young mit seinem, von weiten Märschen über den Continent erschöpften Häuflein von „Gläubigen" am Großen Salzsee an. Es war in der That ein Kanaan, ein Land, darin Milch und Honig fließt, und für die fanatischen „Heiligen der letzten Tage" war es eine Wiederholung der alttestamentarischen Verheißungen. Sie, ein neues Volk Israel, das in der Wüste umhergeirrt, hatte hier endlich, am Jordanflusse, das gelobte Land gefunden. Vom pittoresken Weber-Cañon, den sie eben verlassen, strahlte ihnen hier ein zauberhaftes Bild entgegen. Der Große Salzsee schimmerte wie eine unabsehbare Silberfläche in den Strahlen der Morgensonne; die gewaltigen Bergspitzen der Wahsatch-Alpen, von Schnee und Wolken gekrönt, begrenzten in wunderbaren Wellenlinien den Horizont, und das Thal; obwohl damals noch eine Wildniß, erschien es ihnen so lieblich, daß sie beschlossen, hier ihre neue Heimath zu gründen. Vier Tage nach ihrer Ankunft war bereits der Grund und Boden des heutigen „Tabernakels" abgesteckt und eine zwei Meilen im Quadrat messende Stadt ausgelegt. Das heutige „Salt Lake City" ist demnach nur drei Dezennien alt und gereicht, bei so kurzem Bestande, seinen Gründern gewiß zur Ehre. Schöne weite, von Bewässerungskanälen durchzogene und von stattlichen Gebäuden eingefaßte Straßen, Gärten und Park-Anlagen in Fülle, schattige Baumalleen, mehrere elegante Hotels, ein prächtiges Theater und vor Allem die massiven Gebäudecomplexe der Mormonen, das Alles gibt dem gedeihlichen Ge-

*) Von Paul Geker.

meinwesen ein blühendes Aussehen, welches mehr an ein festgegründetes östliches Stadtbild, denn an die Wüste, in die es hinein geschaffen, gemahnt. Das bedeutendste Gebäude der Mormonenstadt ist das häßliche ovale Tabernakel mit seinem ungeheuren Käseglockendach. Das 250 Fuß lange und 150 Fuß breite Innere gewährt zehntausend Personen Sitzraum, und die Akustik ist derart gewahrt, daß man das leiseste Flüstern von einem Ende bis zum anderen deutlich vernehmen kann. Das „Endowment House", in welchem die geheimen Ceremonien der Mormonen, Taufen und vor Allem die polygamistischen Ehen vollzogen werden, ist ein niedriges, unscheinbares Adobe-Haus. Der dem Tabernakel gegenüber im Bau begriffene Mormonen-Tempel ist in großartigem Maßstabe begonnen, geht aber wegen mangelnder Geldmittel nur langsam von Statten. Das berühmteste Häusergeviert war noch vor einem Jahre „Brigham's Block", welches u. A. auch den Palast des verstorbenen Mormonenpapstes, das vielgiebligе, gelbgetünchte „Löwenhaus", sowie den „Bienenkorb" (bee-hive), das Serail des Vielbeweibten, umfaßte. Diese Herrlichkeit ist jetzt dahin, nur wenige der Wittwen Brigham's wohnen noch hier. Die meisten befinden sich in Privathäusern der Stadt, die erste Frau im „Weißen Hause" und Amalie, die Lieblingsgattin des Geschiedenen, die sich inzwischen wieder vermählte, in ihrer ererbten eigenen Villa „Amelie's Palace".

Noch öder und nüchterner erscheint aber das Löwenhaus, vornehmlich die Office des Verblichenen, in denen der Utah-Papst seine Levees abzuhalten pflegte. Das persönliche Interesse ist verschwunden, der Fremde hält es meist nicht einmal für der Mühe werth, einen Blick in diese nun historische Stätte zu werfen. Herr Taylor, der Präsident und Senior der zwölf Apostel, (und nur in dieser Eigenschaft gewissermaßen Brigham Young's Nachfolger, während jene ganze Körperschaft die eigentliche Machtbehörde und mit der Verwaltung aller weltlichen und geistlichen Angelegenheiten der Zionskirche betraut ist) hat allerdings an diesem denkwürdigen Ort sein Hauptquartier aufgeschlagen. Ohne Zweifel könnte sich die Sekte kein besseres Oberhaupt für die jetzigen Verhältnisse wünschen, um so mehr, als Taylor kein Fanatiker ist, auch der Stimmung der Zeit, wie den Beziehungen des Mormonenverbandes zur Außenwelt mit besserer Umsicht Rechnung zu tragen weiß, als es sein Vorgänger in letzter Zeit verstanden hat.

Dennoch haben die Bundesbehörden das seltsame Volk wegen seiner polygamistischen Zustände neuerdings wieder zur Verantwortung gezogen. Ja, es sind sogar einige der Gesetzesübertreter zur Strafe gebracht worden. Und dennoch dürfte es schwer halten, mit diesen Uebelständen gründlich aufzuräumen. Noch befinden sich zu viele hohe Aemter im Besitze der Getreuen, noch sind die Mormonen zu zahlreich, als daß sie so leicht nachgäben. Noch sind, übrigens im Geheimen, die Pforten des „Endowment"-Hauses geöffnet; noch finden hier die „Ansiegelungen" der irdischen und Seelen-Bräute an die von ihnen erkorenen Wahlverwandtschaften statt; noch wird

hierbei die Nachbeterei der Freimaurer-Bräuche in phantastischer, barocker Manier in Scene gesetzt; noch wandert der gewissenhafte Mormone zur gesetzten Zeit nach dem letzten Hause im Young'schen Block, um seine Zehntengebühren (tithes) zu entrichten; noch sind die Druckerpressen der „Deseret News-Co." in voller Thätigkeit um in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren die Orakel-Sprüche der großen Gründer, das Credo der Sekte ꝛc., behufs Verbreitung über die ganze Welt, zu liefern; noch geht die ganze, komplizirte Maschinerie des Wirkens im Lehren und Bekehren Erbauen, Erziehen, Bekräftigen der Auserwählten für die Kirche, ihren ruhigen, steten, energischen Gang; ziehen die Bischöfe (hier nur die Verwalter der weltlichen Angelegenheiten), Aeltesten und Missionäre über ihre Distrikte im Lande, wie in die weite, weite Welt. Bewundernswerth ist der blinde Gehorsam, da noch heute Hunderte armer, unwissender Mitglieder der Kirche in den Missionsdienst gepreßt werden, oft ganz mittellos hinaus in die weite Welt ziehen, um neue Rekruten für die Armee der Auserkorenen zu werben. Aber diese wahren Akte der Selbstverleugnung bleiben nicht unbelohnt. Wohl kommen hier und da Apostasien vor, gewöhnen sich die Gebildeteren an Monogamie, spielen sich oft etwas freigeisterisch auf — aber für Massenabfall oder Umkehr der Mormonen und Ueberhandnahme des nicht-mormonischen Elements ist wenig Aussicht vorhanden. Letzteres fühlt sich nichts weniger als gemüthlich und behaglich in Salt Lake City, sondern beklagt sich aufs bitterste über Zurücksetzung, willkürliche Rechtspflege und Stadtverwaltung zu Gunsten partikularistischer Interessen; vor Allem über die Gleichgültigkeit der Bundesregierung. Utah, das gegenwärtig noch Territorium ist, könnte mit demselben Recht wie Colorado, Nevada, Oregon, schon seit Jahren ein Staat sein. Die Mormonen widersetzen sich jedoch dieser Zumuthung aus leicht erklärlichen Gründen und haben auch Erfolg damit. In Washington hat es gewiß nicht an klingenden Ueberredungskünsten gefehlt, um die zelotischen Politiker, die dem Territorium durchaus zu jener Ehre verhelfen wollten, auf andere Gedanken zu bringen.

Utah ist das Paradies der ärmeren Klassen, und gerade diese geben die besten Mormonen. Ihr Gewissen wird von den Priestern derartig zugestutzt, daß sie mit derselben sklavischen Furcht und abergläubischen Verehrung an den Satzungen ihres Glaubens kleben, als wären sie im Beichtstuhl geschulte Katholiken. Die jetzigen Leiter der Kirche sind durchaus gewiegte, außerordentlich praktische Geschäftsleute, und da es an freiwilligen Gaben seitens der Mitglieder der Sekte nicht fehlt, so stehen Jenen mehr als genügende Mittel zu Gebote, die weltlichen Angelegenheiten der Kirche auf's glänzendste zu gestalten.

Ungeachtet all' der ungünstigen Ereignisse der letzten Jahre steht die Mormonenkirche heute noch immer fester, als man glauben möchte. Selbst in Salt Lake City hat das „Gentile"- (Nicht-Mormonen) Element nur indirekt insofern Einfluß geübt,

daß seine verfeinerten Lebensgewohnheiten von den Heiligen gern angenommen werden, ohne daß letztere dieserhalb von ihrer Weltanschauung auch nur um ein Jota abgegangen wären.

Auf dem Lande herrschen wahrhaft patriarchalische Familien-Zustände. Drei, vier Weiber und eine zahlreiche Kinderheerde sind dem Mormonenbauer ein größerer Gottessegen, als dem Städter, obwohl auch dessen verschiedene bessere Hälften selten Gelegenheit haben, die Hände müßig in den Schooß zu legen. Im Gegentheil, je vielköpfiger die Familie, je größer die Nahrungssorgen des Vaters und Versorgers, desto eifriger müssen die Mütter für den Unterhalt des Hausstandes sogar außerhalb desselben mitschaffen helfen. Das ermöglicht es selbst dem armen Einwohner von Salt Lake City sich wohlgenährten Aussehens und mit behäbigem Lächeln seiner vielherrlichen Freuden rühmen zu können. „O, dreimal und viermal glücklich!" wie der alte lateinische Dichter ausruft. Das scheint noch heutzutage das Aussehen der mormonischen Hausväter der Welt zu verkünden. „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde u. s. w.", lautete der göttliche Befehl, an das erste Menschenpaar, im Garten Eden erlassen. Joseph Smith und Brigham Young hielten die wörtliche Erfüllung dieses Gebotes auf dem eingeschlagenen Wege für unumgänglich nothwendig zur Heiligkeit, die sie für sich und ihre Anhänger beanspruchen. —

Für die Mormonen-Frauen oder die „Schwestern" ist das Mormonenthum allerdings bei weitem weniger angenehm, als für die „Heiligen der letzten Tage", für die Mormonen selbst. Es steht auf ihren Gesichtern geschrieben. Nicht etwa, daß sie alle unglücklich aussähen. Allein ein apathischer Zug, der Stempel resignirter Gleichgiltigkeit, der ihnen allen eine gewisse Aehnlichkeit unter einander verleiht, ist ein tausendmal beredterer Zeuge für das Dasein des „Kreuzes", als alle Schauergeschichten Eliza Young's und anderer weiblicher Rachheldinnen, von deren Wahrheitsliebe selbst die Gegner der „Heiligen unserer Tage" keine hohe Meinung besitzen. „Eifersucht", sagte mir ein weißhäuptiger Mormone, der vier Frauen, einundzwanzig Kinder und schon Kindes-Kindes-Kinder besaß, „dieses grünäugige Ungeheuer kennen unsere Frauen nicht, dazu sind sie viel zu vernünftig!" Doch das ist als Gemeinregel durchaus nicht zutreffend.

Im Allgemeinen ist heutzutage noch immer im ganzen Staate Utah, und sogar noch in Salt Lake City selbst, ein idyllisches Stillleben zu finden. Abgesehen von der Regsamkeit in den Minendistrikten, dem indiskreten ruhelosen Umherspähen der Touristen, trägt auch heute hier noch Alles den Anschein einer Welt für sich, einer Welt, noch jetzt verschlossen durch die chinesische Mauer eines starrsinnigen Partikularismus.

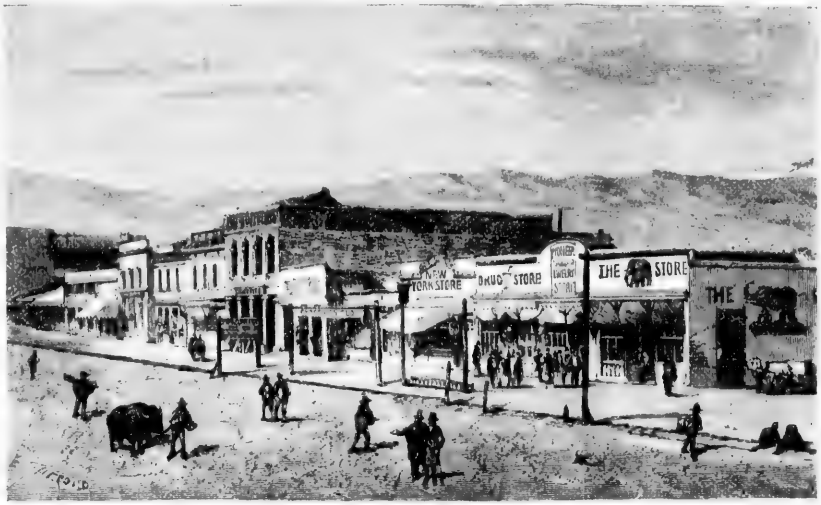
Auch die Deutschen scheinen an dem Mormonenleben Geschmack zu finden. So manchem Mormonen bin ich hier begegnet, der mit deutscher Zunge sprach. Aber

auch unter dem Gentile-Element, das meist gesinnungsvolle Opposition macht, befinden sich Landsleute, die sich durch Energie und Fähigkeiten in den Vordergrund zu stellen gewußt haben, öffentliche Aemter oder Stellungen als Lehrer, Bibliothekare u. s. w. bekleiden. Solche Männer kämpfen hier nicht auf verlorenem Posten. Die intellektuellen Schätze, die sie aufhäufen, führen für die Anschauung gesitteter Gesellschaft erfolgreicher das Wort, als Hunderte von gerichtlichen Anklagen, gelehrten Streitschriften und Missionen. —

Ich muß gestehen: inmitten all' dieses augenscheinlich modern-zivilisirten Verkehrs wehte es mich oft wie Barbarismus des Alterthums an, besonders wenn meine Augen und Ohren von den Harems-Sitten ziemlich deutliche Wahrnehmungen empfingen. Diese doppelgliederigen Häuschen mit den zwei verschiedenen Hausthüren und dem oft verstohlenen Hinterpförtchen nach einer Seitengasse, diese Separat-Aus- und Eingänge der besseren (nicht Hälften, sondern) Drittel oder Viertel des Mormonen-Hausvaters, kommen einem fast wie die Coulissenscenerie eines Ebers'schen Cultur-Romans der Vorzeit vor. Weit erbaulicher aber ist es, die Leute selbst über ihren glücklichen Zustand Betrachtungen anstellen zu hören. Und glücklich scheinen sie nach jeder Seite hin. Während ihre heidnischen Mitbürger über die schlechten Zeiten klagen, scheint es den mormonischen Geschäftsleuten an Nichts zu fehlen. Die Kundschaft und Bedürfnisse der Glaubensgenossen, insbesondere der Landbevölkerung, sind ihnen ja gewiß. Die Ausbeutung der reichen Hülfsquellen dieses gesegneten Landes wird beständig auf's energischste betrieben. Die Fortsetzung der südlichen Utah-Eisenbahn, welche in einige der herrlichsten Cañon-Regionen der Union führt, wird ein noch gesegneteres, subtropisches Eden der Einwanderung und Cultur erschließen. Die Minen scheinen unerschöpflich und reizen durch die glänzenden Ergebnisse ihren Betriebes (— die vorjährige Statistik weist einen Betrag von 5 Millionen Dollars Silber, 1½ Millionen Dollars Blei ꝛc. auf —) zu immer großartigeren Unternehmungen auf diesem Gebiete. Ueberhaupt imponirt die letzte Utaher Jahres-Statistik durch ihre Ziffern. Eine Bevölkerung von 140,000 Seelen, ein Eisenbahnnetz von 500 Meilen Schienenlänge, 10 Millionen Dollars von Ackerbauprodukten, 2 Millionen Dollars Ertrag vom Viehhandel, — im Ganzen ein Erlös aus den Erzeugnissen des Territoriums von etwa 21 Millionen Dollars! Ein solcher Stand der Dinge gereicht dem Fleiße und der Arbeitskraft dieses merkwürdigen Volkes, sowie auch dem verstorbenen Führer zur hohen Ehre.

Aber — wie durchaus unvergänglich diese Errungenschaft an sich ist, so vergänglich ist sie als Denkmal für den geschiedenen Führer! Alle fruchtreichen Gefilde ringsum, alle lieblichen Villen, duftigen Gärten, stolzen Bauten — nach Jahrzehnten wird ihre Herrlichkeit noch weiter prangen, doch das Andenken ihres Erweckers und Beförderers, Brigham Young's, wird dann nur noch ein sehr schwaches sein. Dieser Gedanke

stieg in mir auf, als ich in dem neuen, wüsten Young'schen Privat-Kirchhof stand, dessen Hügelrücken auch die Gebeine des Propheten birgt. Schon jetzt scheint man ihn vergessen zu haben. Wohl mag sich der Geschiedene jeden prunkvollen Gruftbau verbeten haben, — schlösse eine solche Bestimmung auch jedes Erinnerungszeichen der Liebe aus? Nicht eine Blume blüht zur Seite des niedrigen Grabhügels, den eine ungeheure Granitplatte, ohne Namen, ohne jegliche Inschrift, deckt. Keine liebende Hand legt hier einen Kranz nieder, oder jätet auch nur eine Staude Unkraut von dem schon verwilderten Fleck. Ueberdauert die Anhänglichkeit der Mormonen-

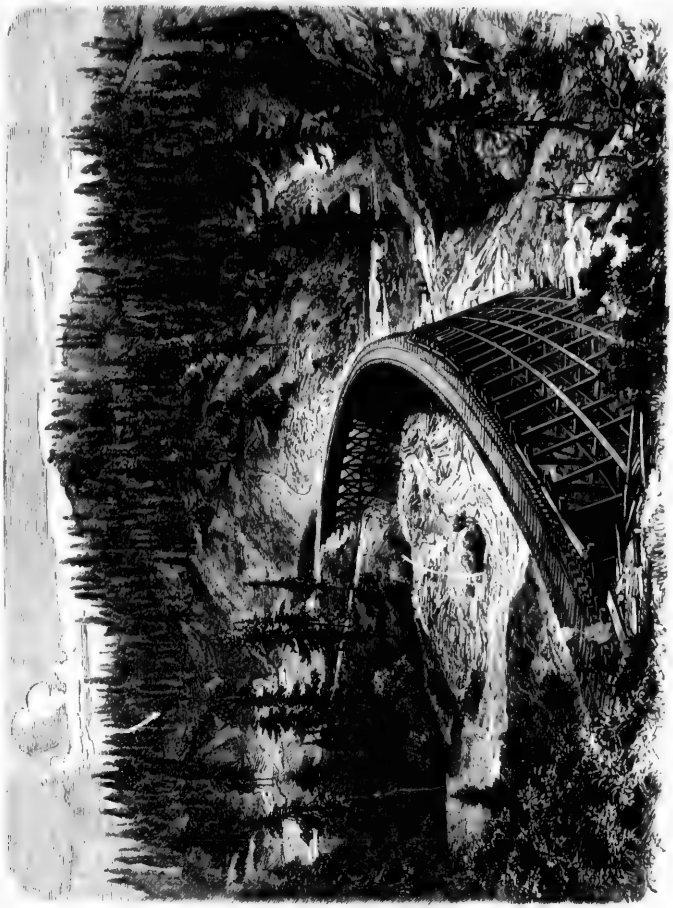


Salt Lake City: Eine Geschäfts-Straße.

Gattinnen nicht das Grab? Zu verwundern wäre es allerdings nicht, wenn das Sechszehntel Zuneigung, worauf eine jede der Frauen Young's im Herzen ihres Herrn und Meisters ein Anrecht besaß, nur einen ähnlichen Bruchtheil Erwiederung gefunden!

Dort unten eine blühende Schöpfung, umringt von einer unbeschreiblichen Frühlingspracht; von den mit weit herabfallendem Schnee-Hermelin umkleideten, königlichen Wahsatch-Alpen; in der Ferne der im Sonnenfeuer wie ein Diamanten-Meer glitzernde Salzsee; darüber ein lachender Himmel, ein ungetrübter Azur, — Alles erfüllt von einer, das Athmen zur Wonne erhebenden, gebirgsduftigen, blüthengeschwängerten Luft! Und hier oben der zerfallene, monumentlose Fried-

hof, die Ruhestätte eines Mannes, welcher der Columbus dieser ganzen schönen Welt gewesen, dessen schlimmer Ehrgeiz und unersättlicher Eigennutz ihm schon bei



Die Pacific-Bahn: Der Viaduct bei Secrettown.

Lebzeiten zu Schlangen im Paradiese wurden, in dem bildlichen Kontrast einer solchen End-Station des vielbewegten Lebens zu der Umgebung da drunten, den treffendsten Ausdruck ihrer Fluchwürdigkeit finden!

8. Durch Utah und Nevada.

In Ogden, der Hauptstation zwischen der Union- und Central-Pacific-Eisenbahn, besteigen wir den bereitstehenden Zug der letzteren Bahn, um nun durch die große amerikanische Wüste jagend, die Schneegipfel der Sierra Nevada übersteigend, nach Californien zu gelangen. Durch das Thal des Weber-Flusses kommen wir bald an den Spiegel des Großen Salzsee's. Die Eisenbahn geht einige Meilen hart an seinem Rande hin, so daß man deutlich den Schatten der gegenüberliegenden Berge im Wasserspiegel sieht, die schwärzliche Farbe des Wassers und den grünlichen Schimmer an seiner Oberfläche erkennt. Das Thal reicht mit einer einförmigen, marschigen Grasebene an den See und zieht am diesseitigen Rande hin; drüben aber scheinen die Gebirge, deren halbalpine Formen und Schneegipfel wieder an die Felsengebirge von Colorado erinnern, hart an den See zu treten. Das unbestimmte Licht des letzten blassen Abendroths geht über die weite Wasserfläche, wo nicht der Wind ein Wellengekräusel erregt, das von ferne wie mattes Silber erscheint.

Der Große Salzsee ist in vielen Beziehungen der wunderbarste der amerikanischen Seen, gewissermaßen das „todte Meer" von Nord-Amerika, welchen Namen es durch die gleichen chemischen Bestandtheile des Wassers verdient. — Wie das des todten Meeres, so enthält das Wasser des Großen Salzsees über $22^1/_2$ Prozent fester Bestandtheile, ist ebenso salzig und untauglich zum Gebrauch, während es ebenso wenig thierisches Leben aufzuweisen hat. Der See wurde vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert zufällig entdeckt. Sein Wasserspiegel liegt 4200 Fuß über dem Spiegel des Meeres, und seine Größe beträgt 80 Meilen in der Länge und 30 bis 50 Meilen Breite. Die Wasser des Salzsees werden als stärkende Bäder sehr gepriesen, und viele Badeorte sind in den letzten Jahren im Entstehen begriffen. Die spezifische Schwere des Wassers macht jedes Untertauchen unmöglich, der Badende bleibt stets ohne sein Zuthun über dem Wasser. Will man in senkrechter Lage darin verharren, so spürt man sofort das Aufwärtsstreben der Füße, während der Kopf zurück sinkt. Das einzige bis jetzt entdeckte thierische Leben erstreckt sich auf ein kleines Insekt (Atemia fertiliso), das im Sommer in ungeheuren Massen auf der Oberfläche des Sees erscheint, mitunter in Wolken, in Ringen-, Kugeln-, Schlangenwindungen u. s. w. geformt, einhertreibt. Wehe demjenigen, der in eine derartige Wolke hineingeräth.

Die große Wüste, welche [illegible] Salzsees auf mehrere Hundert Meilen ausdehnt, ist in den [illegible]ten Schicht von trockenem Lehm überzogen, auf der sich hier [illegible] da kleine Salzkrystalle angesetzt haben. Weiter westwärts zeigt diese Salzschicht die Consistenz von Melasse, durch die man gleichsam wie durch

Koth waten muß, noch weiter hin erscheint dieselbe fast zu einer blendend weißen Kruste eingetrocknet, die sich bis an die westliche Grenze der Wüste hinzieht. Unzweifelhaft war diese Wüste einstens mit einer Wasserfläche bedeckt, die einen Theil des Salzsees bildete. —

Die erste größere Station auf unserer westlichen Fahrt ist Corinne, die einzige „Gentile-" oder „Heidenstadt" im Mormonenlande, von Nichtmormonen bewohnt, und bald nach ihr kommt die Station Promontory, am Nordende des Großen Salzsees, 820 Meilen von San-Francisco entfernt. Nichts bezeichnet dort die Stelle, wo am 10. Mai 1869 die letzte Schwelle der Weltbahn niedergelegt wurde, wo die Lokomotiven „Jupiter" von der Central- und „Nr. 119" von der Union-Pacific-Eisenbahn sich zum ersten Male begrüßten, wo der weltberühmte goldene Nagel eingeschlagen wurde.

Es war ein welthistorischer Moment, der ganze amerikanische Continent war an diesem Tage in fieberhafter Aufregung. Alle Großstädte der Union harrten des Ereignisses. Der elektrische Funke blitzte über Tausende von Meilen nach Chicago, nach New-York, nach Boston, nach San-Francisco und in das Kapitol von Washington, und brachte um 2 Uhr Nachmittag die folgende Depesche: „Hüte ab, das Gebet beginnt!" — Bald darauf flog von dem Wüstenpunkte ein zweites Telegramm nach aller Welt. Es bestand nur aus drei Punkten, welche die Hammerschläge auf den goldenen Nagel repräsentirten, welche auch mit drei Schlägen auf der Glocke des Kapitols wiederholt wurden. Der Continent war in Schienen gefesselt, die Pacific-Eisenbahn war vollendet!

Hinter Promontory fahren wir in die „große amerikanische Wüste" ein, die sich von Utah und Idaho durch den ganzen nördlichen Theil von Nevada hinzieht. Die Nacht geht vorüber, am nächsten Morgen erwachend finden wir uns in einer noch wüsteren Wüste, als wir gestern verlassen haben, in einem Thale voll Sand, Felsen, Steinen, mit spärlichem graulichen Buschwerk, aus dessen wolligen Zweigen und Blättchen die klare Morgensonne einen durchdringenden Wermuthgeruch destillirt eine höchst originelle, passende Zugabe zum Wüsten-Charakter. Die Grasmatten, die Wasserfläche, die weichen Wolken, der Regen von gestern stehen bei der Wiederkehr des Wüstenbildes wie eine Fata Morgana in der Erinnerung.

Hat sich der Zug zurückgewandt? Das Alles, was vor unseren Blicken auftaucht und vorüberhuscht, das Nahe und Ferne, selbst die grauen Kräuter am Boden sahen wir doch gestern erst. Es schien gestern etwas wilder, aber der Unterschied ist gering. Wir sind wieder auf einer Hochebene, welche beiderseits von niedrigen, steinigten Hügeln und in der Ferne von Gebirgszügen eingefaßt wird. Vor und hinter uns schließen sie den Gesichtskreis ab, um bei der Annäherung hinter die Hügel zu treten, über welche auf beiden Seiten ihre flachen Gipfel hervorragen.

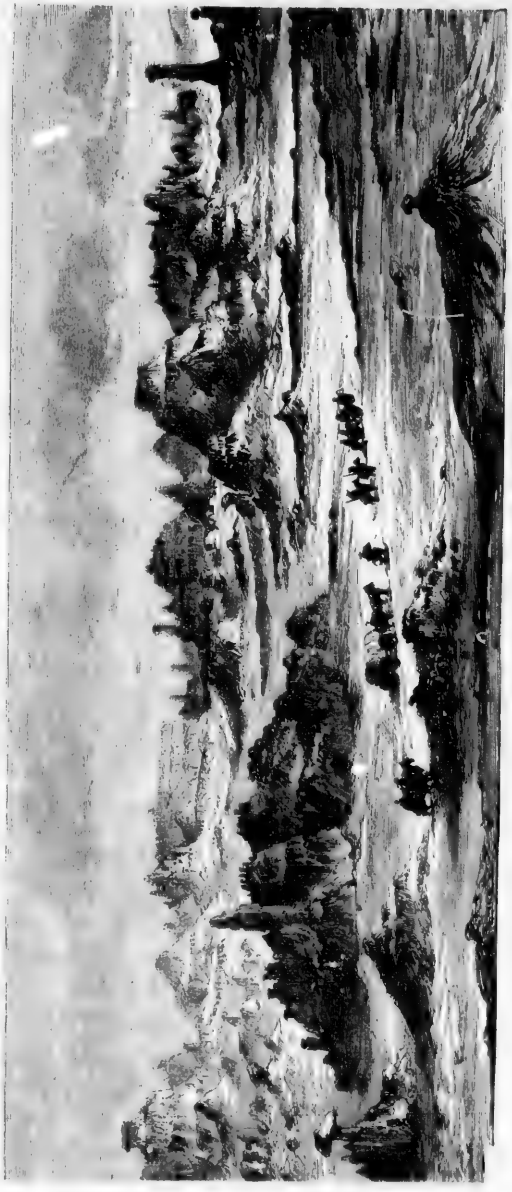
Die Gipfel sind aber, und das mag ein Zeichen sein, daß wir dem ersehnten Meere näher sind, tiefer herab mit Schnee bedeckt als in den östlicher gelegenen Ketten des Felsengebirges. Bald unterbricht eine Klippe, eine Felswand, eine Felsgruppe die Oede, bald ein dunkler Wachholderbaum, dessen kurze Zweige sich dicht an den Stamm drängen. Mehr ist nicht zu sehen, wenn es nicht der weiße Salzring um den Rand eines trockenen Tümpels ist. Und die Formen der fernern höhern Gebirge, welche nun schon der Humboldt-Kette angehören, sind kaum verschieden von allem, was wir von den Felsengebirgen kennen. Es sind vorwiegend bastionenhafte Felsmassen, die nicht sehr steil, aber auch nicht mit vielen Stufen von Vorbergen aufsteigen, von trägen, breit pyramidalen Formen. Die klar erkennbaren, vielgewundenen und zerknickten Bänder ihrer Schichten, der Mangel der Pflanzendecke geben ihnen einen etwas felsenhafteren Charakter, als auf Grund des Reliefs und der Umrisse ihnen zukommt. Doch immer rechtfertigt dieses Gebirge den Namen des Felsengebirges. Wieder kommen Burgen, Wälle, Pfeiler, Coulissenreihen unerwartet aus dem Sande der Hügel hervor. Sind keine Felsen vorhanden, so erscheinen die Hügel wie grandiose Sandhaufen. Der Pflanzenwuchs ist äußerst gering; es würde kaum den Charakter der Landschaft ändern, wenn auch der Sand von der Sonne und Trockniß zu Felsen zusammengebacken wäre.

An wenigen Stellen, wo Feuchtigkeit genug sich sammelt, ohne zur Bildung von Salz- und Sodatümpeln zu führen, sind Oasen grüner Wiesen in den Verlauf des endlosen Wüstenbildes geschaltet. Sofort zeigt hier der Boden seine Fruchtbarkeit und bringt das ganze Jahr hindurch Massen von Heu hervor, von denen wir viele Tausende gepreßter Ballen an einigen Stationen aufgestapelt sahen. Dasselbe wird nach nahen und fernen Minendistricten versandt, die hier in Nevada noch häufiger als in Utah und Colorado in den allerunwirthbarsten Gegenden gelegen sind. Sie würden ohne künstliche Fütterung von Californien und den paar Oasen her völlig lebensunfähig sein. Bei Argentea durchschneidet die Eisenbahn eine solche Oase, welche unerwarterweise sogar das Bild eines sumpfigen, pflanzenreichen Marschlandes hereinzaubert. Höchst erfreulich sind dort die weiten dunkelgrünen Felder der Binsen, die ihre braunen Köpfchen in gleicher Höhe wiegen, wie das Getreide seine Aehren, die Tümpel und trägen Bäche, vor deren Wasserspiegel die Schleier blütenreicher Schwimmpolygonen und dichtgedrängter Schleimgewächse gezogen sind, die Weidenbüsche endlich mit den saftigen Sonnenblumen in ihrem Schutze. Aber kaum erfreuten wir uns des neuen Bildes, so hat sich der Boden zu heben angefangen, ist dürr und salzig geworden, trägt wieder Artemisien und Fettsträucher — bittersalziges, graues, holziges Gewächs.

Bei der Station Humboldt — dieser Name kehrt hier in Gebirg und einzelnem Berg, in Fluß, See, Ansiedelung und berühmten Quellen wieder — sind sogar Mais-

und Kleefelder, die prachtvoll stehen, sowie ein unerwarteter Blumengarten zu sehen, aber man sieht sich nicht lange nach der Ursache des überraschenden, höchst seltenen Phänomens um. Vor dem Stationshause sprudelt eine große Quelle auf und ist als Springbrunnen gefaßt, der das herrlichste Bergwasser in hohem Bogen wirft. Selbst Obstbäume gedeihen in der Feuchtigkeit. Die Quelle ist die größte Sehenswürdigkeit zwischen Utah und Summit, dem Gebirgsscheitel der Sierra Nevada. Uns Neulingen sind übrigens auch kaum minder sehenswerth die Söhne des Himmlischen Reiches, die gelben, gemessenen, grinsenden Gesichter, welche im Speisesaale dieser Station das Abendbrot serviren.

Ein herrlicher Sonnenuntergang setzt diesem letzten Reisetage in der Wüste ein gutes Ende. Gleich der Morgenröthe und dem Heraufkommen des Mondes und der Sterne gewinnt er eine ganz andere Bedeutung in



Terrainformationen im südlichen Utah.

dieser Einöde, wo so Weniges den Durst des Auges zu sättigen vermag, welches an reichere Bilder gewöhnt ist. Es ist ein doppelter Sonnenuntergang, vielmehr eine doppelte Abendröthe, denn tief am Westhorizont liegen Wolkenmassen, die just sich zu heben beginnen, als die Sonne hinter ihnen unterging. Die erste Abendröthe ist fast überall verblaßt, als sich die Wolken lösten und im Abendhimmel, der alsbald wieder golden wird, wie Goldschiffe mit Purpursegeln dahinschwimmen. Diese ganze Tagereise brachte uns nur wenig des Interessanten: eine traurige Salbei- und Alkali-Wüste, welche der fünfhundert Meilen lange, wasserarme Humboldt-Fluß träge durchströmt, um sich dann in einer großen sumpfigen Niederung, dem „Humboldt-Sink" zu verlieren.

Die Städtchen Reno, Winnemucca, Pallisades und Elko, die Depots der reichen Silberminendistricte von Washoe, Owyhee, Eureka und White Pine, sind die einzigen Ortschaften von Bedeutung, welche wir auf dieser Strecke passiren. Dieselben sind aber nichts weniger als malerisch gebaut und bestehen zum größten Theil nur aus Reihen von nahe an der Bahn angelegten Holzhäusern und Baracken, in denen sich eine Bevölkerung von Minern, Schenkwirthen, Kaufleuten, Spielern und schlechten Subjekten aller Art herumtreibt, welche für ihre Existenz auf den Verkehr mit den reichen Minendistricten angewiesen sind, denen jene Ortschaften ihre Entstehung zu verdanken haben. Der Staat Nevada, welchen wir heute durchfliegen, führt mit Recht den Namen der „Silberstaat". Für die Central-Pacificbahn sind die zahlreichen Silberminen, welche in seinen öden Bergen zerstreut liegen, von vorwiegender Bedeutung, da der Hauptverkehr und die größten Waarentransporte über ihren Schienenweg von und nach jenen Dorados gehen. Betrug doch der Ertrag der Silberminen an der weltberühmten Comstock-Ader allein seit dem Jahre 1861 voll 200 Millionen Dollars an edlen Metallen! Alle Maschinerien, alles Bauholz ꝛc. zum Bearbeiten der Gruben, die ganzen Bedürfnisse der Minenstädte und das edle Metall selbst, müssen über die Central-Pacificbahn transportirt werden.

Für den Fremden bilden während der Fahrt durch den berühmten Silberstaat nebst den allerorten sich zeigenden bezopften Chinesen, die zu dem Stamme der Piutes gehörenden Indianer, ein interessantes Studium. Diese edlen Rothhäute sind eher Zigeunern als Cooperschen Heldengestalten ähnlich. Fast ohne Ausnahme sind sie in Lumpen gehüllt, dabei bunt bemalt und mit Hahnenfedern geputzt, die Weiber tragen ihre auf Bretter geschnallten Kinder (Papooses) wie ein Bündel Stroh auf dem Rücken, alle glotzen den Reisenden mit nichtssagenden Blicken an, oder betteln wie das ärgste Vagabunden-Volk. Mitunter steigt eine Gesellschaft dieser Kinder der Wildniß, welche auf allen Eisenbahnen hier zu Lande das Privilegium freier Fahrt genießen, in einen Waggon, um von dieser nach jener Station zu fahren, was manchmal zu einer interessanten Unterhaltung in possirlicher Zeichensprache, untermischt mit barbarischem Englisch und indianischen Gurgellauten Anlaß giebt.

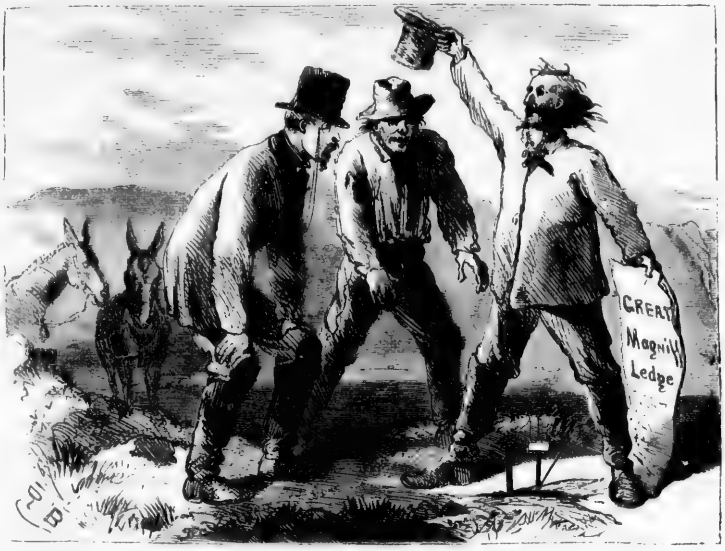
Wir waren die Nacht weiter im Thale des Humboldt-Flusses emporgestiegen und sind nun am Morgen nahe der Paßhöhe der mährchenhaften Sierra Nevada, die bei der Station Summit die Höhe von 7017 Fuß erreicht. Eine wilde Gebirgsnatur ist an die Stelle der Wüste getreten. Schneefelder sind unter den Gipfeln der nächsten Berge ganz nahe zu sehen, wilde Bäche kreuzen die Bahn, Tannen- und Fichtenhaine stehen an steinigen Abhängen hinauf und in den Klüften, die zwischen Felswänden ins Gebirge dringen. Wir sehen in Thäler hinab, wo ein Meer von dunkeln Wipfeln, blauen Seeen und hellgrünen Matten, auf deren Abhängen Heerden weiden. Der Zug saust durch meilenweite Schneetunnels, die den Ausblick beschränken, er überholt alle die wilden Bergbäche, den Yaba-, den Bear-, den American-River, die von hier zum Sacramento-Fluß hinabrauschen. Tiefer hinab kommen Wälder fremdartiger Eichen, langnadelige Föhren mit riesigen Zapfen, Cedern unbekannter Art, und eine hohe, weiße Lilie, unserer Gartenlilie sehr ähnlich, steht häufig in ihren Schatten. Dies ist nun californische Natur, die Wolken, die über uns ziehen, kommen vom Stillen Meere. Die letzte große Gebirgskette ist nun überschritten, nicht lange mehr, so sind wir in der Metropole des Stillen Ozeans, in San-Francisco. Bevor wir jedoch das gesegnete Californien betreten, wollen wir zuerst die Gold- und Silberminen des Staates Nevada besuchen.

4. Virginia-City und das Silberland Washoe.

Die Station Reno der Pacific-Bahn, am östlichen Abhange der Sierra Nevada nahe der Grenze zwischen den Staaten Californien und Nevada gelegen, bildet den Mittelpunkt eines der in jeder Beziehung interessantesten Länderstriche der Welt. Wohin man auch von hier aus seine Schritte lenkt, überall stößt man auf niegesehene Wunder der Natur oder Menschenhand. Der Pyramiden-See, der Schlamm-See, der romantische, wunderliebliche See Tahoe, der bekannte Truckee River liegen rings um die Stadt innerhalb weniger Stunden Entfernung. Allein der berühmteste von hier aus mit einer Zweigbahn leicht zu erreichende District ist das Minenland Washoe mit seiner Hauptstadt Virginia City.

Die Virginia-Truckee-Eisenbahn führt bei einer Länge von ca. 37 Meilen mitten durch das wildeste Minenland. Jede einzelne der zahlreichen Stationen entstand und besteht nur durch die Minen, die sich allerorts auf Berg und Thal, in Schluchten und auf Abhängen erschließen, und „Silber" ist das mächtige Zauberwort der ganzen Region. Carson City, auf der Hälfte des Weges zwischen Reno und Virginia City gelegen, ist mit seinen viertausend Einwohnern die größte dieser Stationen. Von hier

aus bis zu der letztgenannten Stadt führt die Bahn den Beinamen die „krumme", in Folge der zahllosen und unglaublichsten Serpentinen, Steigungen, Tunnels und sonstigen Terrainschwierigkeiten, die sich bei jedem Schritte der Bahn entgegenstellen. Die uns auf dieser Bahn umgebenden graugelben, nur mit spärlichem verdorrten Salbei-Gestrüpp und vergilbten Grasbüscheln bewachsenen Berge sehen aus, als ob Gottes Fluch auf ihnen läge. Erst wenige Meilen von Virginia City kommt einiges Leben in die Gegend. In der Ferne zeigen sich die Häuser von Silver City und



Im Silberlande Washoe: Eine neue Mine.

später auch von Virginia City, auch die allen Silberminen charakteristischen hellen Schutthaufen an den Bergabhängen, wodurch sich die Oeffnungen von Schachten und Tunnels erkennbar machen, werden immer häufiger. Endlich erreichen wir den in einer tiefen, von einem Wildbach durchströmten Schlucht sich hinziehenden Minenort „Gold Hill", wo sich die reichen Silberminen „Crown Point und „Belcher" befinden.

Immer großartiger wird jetzt das Bild der Minen. Ansehnliche Holzbauten erheben sich an allen Seiten, Hunderte von Fuß hohe Treſtle-Brücken überspannen wi Spinnengewebe die von Wasser und Menschenhand zerrissenen und zerwühlten Schluchten. Auf der am Bergabhang oben entlang laufenden Eisenbahn schleppen die Lokomotiven lange Frachtzüge herbei, welche mit dem zum Betriebe der Gruben

nothwendigen Holz beladen sind; die mit gewaltiger Kraft arbeitenden Dampf-Elevatoren (hoisting works) heben das Erz aus den Minenschachten und prasselnd fällt es aus luftiger Höhe auf die Schwarzhalden hinab; die Pochwerke rollen und rumoren, der Dampf pfeift grimmig dazwischen; riesige mit sechzehn bis zwanzig Pferden und Maulthieren bespannte, mit Silbererz schwer beladene Frachtfuhren begegnen uns jeden Augenblick; in den offenen Hausthüren stehen rauchende und trinkende Minenarbeiter, während andere schaarenweise als Ablösung nach den Gruben

Im Silberlande Washoe: Ein Hôtel in neu entdeckten Minen-Regionen.

eilen und eine wahre Fluth von Schmähungen und Flüchen auf die Chinesen schleudern, die hier und da auftauchen.

Endlich ist das berühmte Virginia City erreicht. Zur Linken erhebt der gerade über der Stadt emporsteigende, gegen 8000 Fuß hohe Mount Davidson sein graues Haupt. In der C-Straße, dem Hauptgeschäftstheile des wüsten Ortes, liegen Kaufläden, Kneipen, Restaurationen, Spiel-, Trink- und Billard-Salons und Häuser von noch schlechterem Gewerbe, nach amerikanischen Baustyl alle mit vorgebauten Schutzdächern versehen, in bunter Abwechslung neben einander.

Die meisten Straßen sind für den geschäftlichen Verkehr viel zu eng. Die Gebäude wurden, nachdem einzelne Stadttheile wiederholt abbrannten, endlich aus

Ziegeln aufgeführt, und tragen mit ihren drei bis vier Stockwerken ein solides Ansehen, würden nicht zahllose Annoncen und Firmatafeln mit den schreiendsten Insignien und Farben dieses solide Aussehen mit einem Schlage vernichten. Die Annoncen sind eine charakteristische Eigenthümlichkeit in dem rastlosen Leben der Stadtbewohner. Straßen, Hügelabhänge, Häuser, Felstrümmer, Wagen, alles ist mit auffallenden Anzeigen überklebt, die allen nur erdenklichen Vergnügungen, Verkaufsartikeln und Arzneien gewidmet sind.

Endlich hält die schwerbeladene Kutsche, die uns von der Bahn nach der Stadt gebracht, vor dem mit seinen eisernen Fensterläden wie ein großes Gefängniß aussehenden „International Hôtel", Koffer und anderes Gepäck werden unsanft vom Wagen heruntergeworfen, Chinesen, Miner, Damen zweifelhaften Charakters, Kaufleute ꝛc. tummeln sich durcheinander, und wir treten in das düstere Gasthaus, wo wir für $4^1/_3$ Dollars Gold pro Tag ein auf bescheidene Ansprüche berechnetes Unterkommen finden.

Virginia City, welches mit seiner Schwesterstadt Gold Hill zusammen jetzt zwischen 8000 und 10,000 Einwohner zählt, bietet immer noch ein reiches Feld für den Sittenbeobachter. Namentlich bei Nacht ist im erstgenanntem Orte eine tolle Wirthschaft. Man braucht nur der dort: sage sechshundert Köpfe zählenden Demi Monde zu erwähnen, um dem Fremden einen Begriff von der laxen Moral jener Silberlandbewohner zu geben. Auf den Trottoirs der C-Straße ist bis spät nach Mitternacht ein solches Gedränge von auf- und abmarschirenden vergnügungssüchtigen Bummlern und Nichtsthuern, daß man sich nur mit Mühe einen Weg durch die Menge bahnen kann. Die Besucher der Spielhöllen und Trinksalons strömen in jenen Locales fortwährend in solcher Zahl aus und ein, daß die Eingangsthüren sich nur selten ganz schließen und stundenlang in den Angeln ununterbrochen hin- und herdrehen.

Betrachten wir einmal etwas näher den größten dieser Vergnügungstempel, den fashionablen Magnoliasalon! Ehe wir an dem von einer dichten Schaar Virginier belagerten Trinkstand (Bar) vorbeipassiren können, müssen wir verschiedene Cocktails und Punsche zu uns nehmen; ein Fremder, der nicht allein trinken mag, fordert uns auf, in seiner Gesellschaft ein Gläschen zu versuchen, natürlich müssen wir uns revanchiren, so daß ein paar Dollars im Handumdrehen Eigenthümer wechseln. Es ist nämlich hier, wie in jedem Minenlande verpönt, per se einen hinter die Binde zu gießen. Keinem anständigen Virginier wird es einfallen, sich allein mit einem Trunk zu erfrischen. Sieht er keinen Bekannten in der Nähe, so fordert er den ersten besten Fremden auf, ihm Gesellschaft zu leisten, schlimmstenfalls stehen an jeder „Bar" stets einige durstige Stammgäste da, die sich ein Geschäft daraus machen, einerlei wie oft, umsonst mitzutrinken.

Der Spielsaal des „Magnolia" ist gedrängt voll von Besuchern. Fast Jeder

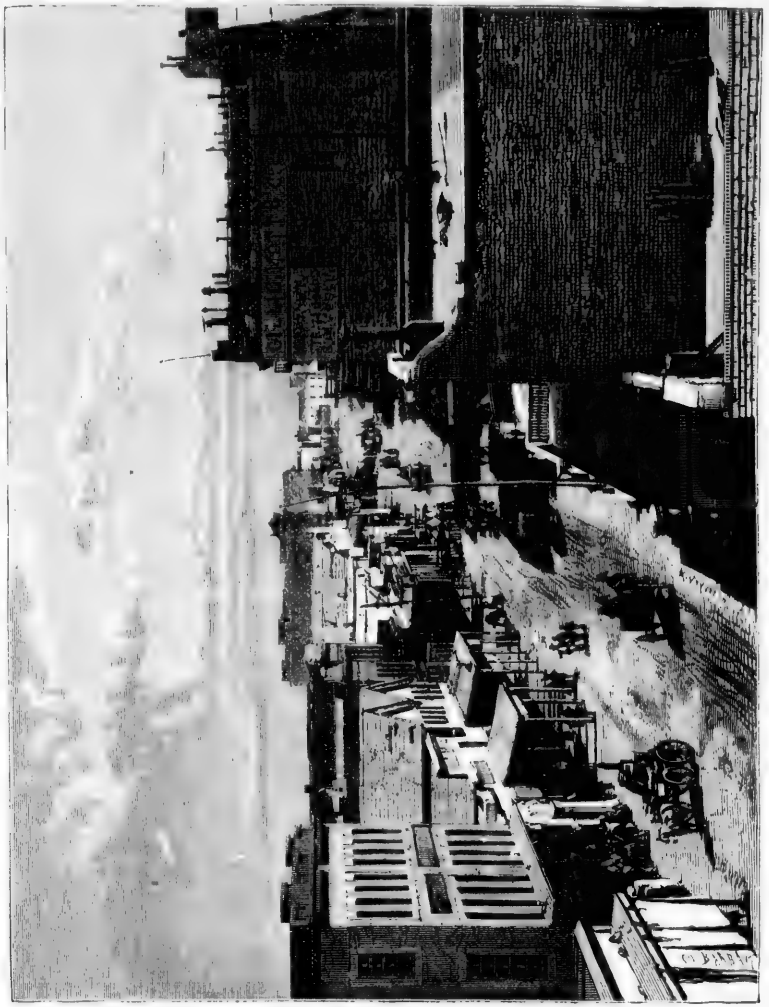
der dort Anwesenden raucht eine feine Havannacigarre, die hier 1/4 Dollar kostet, und erquickt sich etwa alle 20 Minuten an der „Bar" — gleichfalls zu 1/4 Dollar das Gläschen. Im Allgemeinen bewegt sich aber das Publikum innerhalb der Grenzen des Anstandes, nur wenn gelegentlich eine Schlägerei oder Schießerei im Local entsteht, ist es da drinnen nicht geheuer. Von verzweifelten Mienen wegen erlittener Spielverluste ist bei Keinem der Anwesenden eine Spur zu bemerken, die mit lächerlicher Eleganz aufgeputzten Stutzer und Spieler von Profession harmoniren mit den hinterwäldlerisch gekleideten Minern ganz vortrefflich. Rings an den mit schauderhaften Bildern behängten Wänden stehen Spieltische, an denen die Besucher ihr Glück im Karten- und Würfelspiel, in Keno, Diana, Roulette, Casino, Chuck-a-Luck, Old Sledge, Pocker und dem classischen Pharao versuchen. Namentlich das letztgenannte Spiel übt auf die „Gäste" eine große Anziehungskraft aus, und der lange Tisch mit den festgeklebten, unsauberen Karten darauf ist stets dicht belagert. Und welche Bankhalter! Diese pockennarbigen Croupiers, welche mit fabelhafter Gewandtheit das „Geschäft hantiren", wären eine Acquisition für den Fürsten von Monaco! Ein Priemchen Taback im Munde, kauend und spuckend, in Hemdsärmeln, den Hut auf dem Kopfe, die Finger voll von Ringen, mit riesigen Diamant-Brustnadeln, fingerdicken Goldketten und geschmückt mit Manschettenknöpfen so groß wie deutsche Fünfmarkstücke, einen oder gar zwei fußlange geladene Revolver an den Hüften, rufen sie ihr Jargon mit monotoner Stimme aus, klappern fortwährend mit den Gold- und Silbermünzen, äußern gelegentlich einen Fluch und halten das Spiel im Gange. In einer Ecke des „Saloons" sitzt auf einem erhabenen Tritt vor einem hackbrettartigen Instrumente ein wild aussehender Pianospieler und trommelt in Begleitung eines Violinkratzers haarige Melodien ab. Auf dem Clavier liegt für eventuelle Fälle ein geladener Revolver; sollte es z. B., wie es nicht selten vorkommt, einem ehrenwerthen Miner, der des Weines zu viel genossen hat, einfallen, zum Spaß selber mal eins aufspielen zu wollen, so würde der Künstler ihm mit der Pistole bald den Standpunkt klar machen. Oeffentliche Spielhöllen, wie den eben beschriebenen „Magnolia-Salon", gibt es in Virginia City mehr als ein Dutzend, und das wüste Leben, welches sich allnächtlich dort entfaltet, sucht in der Welt seines Gleichen. Namentlich beim Beginn jedes Monats geht es in diesen Kneipen und Spielhöllen wild her. Die Minenarbeiter erhalten dann ihren ganzen Monatslohn von 120 Dollars Gold (4 Dollars pro Tag) auf einmal ausbezahlt, und den in Washoe besonders zahlreichen Irländer ist es Ehrensache, ihr Geld stets so schnell als nur irgend möglich zu verjubeln. —

Daß der Minenschwindel in einem Platze wie Virginia City in höchster Blüthe steht, ist natürlich leicht erklärlich. Hier wird an Ort und Stelle, in den Minen selbst, der Grund zu den Börsenmanövern gelegt, wodurch den Speculanten an der

Californiastraße in San-Francisco oft die Haare zu Berge getrieben werden. Mancher Besitzer von Shares (Minenactien), der die Rapporte von den Millionen liest, welche aus den Comstock-Minen unabläßig zu Tage gefördert werden, begreift nicht, warum der Preis seiner Werthpapiere plötzlich einen Marsch nach rückwärts macht, und zwar nicht selten mit einer seine Millionärträume beängstigenden Geschwindigkeit. Statt reiche Dividenden zu erhalten, muß er vielleicht riesige „Assessments" (Schatzungen zum Betrieb einer Mine) zahlen, oder er verliert ganz sein eingezahltes Capital. Die Minenmakler (stock brokers) gestatten nämlich den Speculanten mit dem fünf- oder gar zehnfachen Betrage einer eingezahlten Summe, welche als Reservefond gegen etwaige Verluste von jenen allemal zurückbehalten wird, zu speculiren, eine Versuchung, um bei günstigen Conjuncturen schnell reich zu werden, welcher nur Wenige zu widerstehen vermögen. Hat nun ein solcher Speculant, in der Hoffnung, daß die Preise von Actien bei dem reichen Ertrage einer Mine steigen werden, für den fünf- oder zehnfachen Betrag einer eingezahlten Summe „Shares", die er an einem festgestellten Termin nehmen oder gut machen muß, gekauft, so fallen jene plötzlich auf eine erschreckende Weise und er muß, statt so und so viele 10,000 Dollars zugezahlt zu erhalten, die Differenz decken, oder seinen Bankerott erklären; verkauft er dagegen Minenpapiere, die er selbst noch gar nicht besitzt und in einer bestimmten Zeit liefern muß, in der Hoffnung, der Cours werde zum Falltermine heruntergehen, so steigen die „Shares" plötzlich wie eine Rakete in die Höhe, und er ist ein ruinirter Mann, ehe er recht weiß, weshalb.

Das Steigen und Fallen der Minenactien ist ein Problem, welches ein Uneingeweihter selten und in der Regel erst zu spät zu lösen vermag. Die Eingeweihten, „insiders" genannt, haben die „outsiders", d. h. die außerhalb der Minensphäre befindlichen, meistens ganz in ihrer Gewalt und spielen mit dem großen, in Californien unglaublich speculationssüchtigen Publikum, wie die Katze mit der Maus. Mit Hülfe der Mineningenieure und anderer Sachverständigen sind sie fast zu jeder Zeit im Stande, die Actienpreise hinaufzuschrauben oder fallen zu lassen. Durch ein Nichtauszahlen von Dividenden, einerlei ob Baarvorrath da ist oder nicht, durch das Anschaffen werthloser aber theurer Maschinerien und das Errichten kostspieliger Bauten, durch neue chemische Versuche beim Bearbeiten des Erzes, welche schlechte Resultate liefern, oder ähnliche Manipulationen kann der Marktpreis von wirklich reichen Minen mit Leichtigkeit herabgedrückt werden. Wollen dagegen die Besitzer einer werthlosen Mine ihre Actien schnell zu guten Preisen los werden, so brauchen sie nur einige gute Dividenden von geborgtem Capital auszuzahlen, oder gefälschte Certificate über die Productionsfähigkeit ihrer Mine zu veröffentlichen, und die Sache macht sich von selber. Wenn dem Publikum nachher die Augen aufgehen, so haben die biederen „Eingeweihten" ihr Schäfchen längst im Trocknen. Wohlhabende

Minenspeculanten sehen immer darnach, mehr als die Hälfte von den Actien einer Gesellschaft zu erwerben (to get a controling interest), wodurch sie beim Abstimmen,



Im Silberland Washoe: Virginia City.

das allemal durch die Zahl der repräsentirten „Shares" geschieht, den Betrieb und die geschäftliche Führung einer Mine ganz und gar in ihre Gewalt bekommen.

Wollen sie nun minder begüterte Actienhalter zwingen, ihre Werthpapiere zu verkaufen, so geschieht dies in der Regel dadurch, daß man die Mine jahrelang ganz still liegen läßt, oder daß schnell nach einander hohe Abgaben, angeblich zum Bearbeiten der Mine erhoben werden, um durch die ewigen Geldprellereien die ärmere Classe der Actionäre mürbe zu machen. Dieser nur selten erfolglose Proceß wird mit dem technischen Namen „ausfrieren" (to freeze out) bezeichnet.

Ein beliebter Kniff, um den Preis von Minenpapieren schnell herabzudrücken, damit dieselben billig aufgekauft werden können, besteht in einem hohen „Assessment", ohne anzugeben, wofür das Geld nöthig sei, spaßhafter Weise eine „irländische Dividende" genannt. Die Actionäre der Savage-Mine mußten z. B. am 7. April d. J. 160,000 Dollars für „Verbesserungen" zahlen, die von der nur ein Viertel so großen Imperial-Mine sogar 100,000 Dollars. — Die Actien der zuerstgenannten Gesellschaft, welche Tags zuvor von 40 auf 60 gestiegen waren, fielen in Folge des „Assessments" plötzlich wieder auf 36. Gegen Ende des April standen sie wieder auf 98, Anfang Mai auf 69. Sollen die Actien einer Mine wieder hinaufgehen, um sie mit Nutzen losschlagen zu können, so kommen verschiedene Manipulationen zur Anwendung. Es wird z. B. rapportirt, daß ein ungeheuer reiches Erzlager entdeckt sei, welches sich in noch unerforschte Tiefe erstrecke. Besuchern, denen man absichtlich Zutritt in die Gruben verschafft, wird das Erz gezeigt; das Gerücht von der neuen Entdeckung geht von Mund zu Mund und vergrößert sich natürlich in aufsteigender Proportion. Da nun solche Actien oft um 50 und mehr Dollars an einem Tage steigen, so wird die Aufregung im Publikum bald eine kolossale; Jeder will kaufen, um rasch ein Millionär zu werden, bis auf einmal das Kartenhaus zusammenbricht. Es heißt nämlich plötzlich, man habe nur eine „Erztasche" entdeckt, das reiche Erz sei alle geworden! Absichtlich hat man einen Stollen in das todte Nebengestein des Ganges geleitet, und die Mine, heißt es, sei schlechter als je; man müsse, um wieder gutes Erz zu finden, 100 Fuß tiefer nach rechts oder nach links hin, durch festen Fels bohren, und das werde enorm viel Geld kosten. Den Actieninhabern fährt der Schreck in die Glieder, jeder will verkaufen, zu irgend einem Preise, und die Werthpapiere sausen auf der Coursliste herab. Jetzt ist die Zeit für die „Eingeweihten" gekommen, um die Actien zu Spottpreisen wieder zurück zu kaufen! Auf diese Weise haben sie dreimal geschoren: zuerst kauften sie zu niedrigen Preisen, dann verkauften sie zu hohem Cours und zuletzt kaufen sie zu niedrigen Preisen — immer dieselben Actien. Wird mitunter in einer Mine ein außerordentlich reiches Erzlager entdeckt, dessen Vorhandensein verheimlicht werden soll, so ist es schon vorgekommen, daß die Arbeiter gezwungen wurden, wochenlang drunten zu bleiben. Man schloß sie in der Mine ganz von der Welt ab, schlug Betten für sie 1000 und mehr Fuß tief unter der Erde auf, regalirte sie dort mit Champagner und feinen Gerichten und ließ sie in

Saus und Braus leben, bis das Geheimniß der Welt offenbar werden sollte. Wie dem Leser wohl klar geworden sein wird, befinden sich die Actieninhaber einer Mine, welche nicht „im Ring" sind, ganz und gar in den Händen der reichen Speculanten, und es ist keineswegs der absolute Werth einer Silbermine, welche den Preis ihrer Actien bestimmt.

Die Minenspeculationen haben sich in den letzten Jahren jedoch meistens mit den anerkannt reichsten Gruben des Comstock-Ganges beschäftigt, deren Cours in beständigen fast unglaublichen Schwankungen begriffen ist, und oft um 10 Mill. Dollars im Monat variirt. Die Actien der sogenannten „Wilde-Katze-Minen", d. h. solcher Minen, die nie in Wirklichkeit existirten, welche vor zwei Lustren den californischen Markt überschwemmten, sind alle verschwunden. Die früheren „Füße" (d. h. Bergwerksactien, von denen jede Mine so viele enthält, als ihr Minengebiet laufende Fuß im Erzgang) sind längst in „Shares" getheilt worden. Bei den größeren Minengesellschaften geschah dies zu wiederholten Malen, um die Actien leichter manipuliren zu können, indem z. B. ein „Share" von der Crown-Point-Mine zu 80 bis 120 Dollars leichter gekauft und verkauft werden kann, als ein „Fuß" derselben Mine zu 15,000 bis 20,000 Dollars. In der Crown-Point-Mine gehen jetzt $166^2/_3$ „Shares" auf einen „Fuß", in der Belcher 104, in der Empire sogar $666^2/_3$ ꝛc. Um einen klarern Begriff von den Schwankungen im Werthe der Actien in den Comstock-Minen zu geben, mögen folgende Angaben dienen, welche ich der Einfachheit halber auf „Fuß" reducirt habe. Am 1. Nov. 1871 standen die Actien der Crown-Point-Mine auf 55 Dollars, im Mai 1872 auf 39,000 Dollars, am 1. Mai 1873 auf 20,000 Dollars. Die Actien der Belcher-Mine waren im October 1870 zu 10 Dollars notirt, im Mai 1872 zu 15,250 Dollars, am 1. Mai 1873 zu 8800 Dollars; die der Savage-Mine standen im November 1870 auf 500 Dollars, im April 1872 auf 15,000, später auf 1400 Dollars. Gould- und Curry-Actien waren 1862 von 5000 bis 6000 Dollars pro Fuß werth, heute bringen sie etwa 40 Dollars pro Fuß. Und solchen Coursschwankungen sind die Actien der Comstock-Minen mehr oder weniger alle ausgesetzt.

Der Comstock-Gang (Comstock-Lode) welcher den Namen seines Entdeckers führt, und den ganzen unermeßlichen Reichthum des Washoe-Districtes bildet, wurde vor zwanzig Jahren aufgefunden. Die Ader läuft am östlichen Abhang des Washoe-Distriktes am Fuße des Mount Davidson hin und umfaßt bei 300 bis 400 Fuß Breite eine Länge von fünf Meilen. Die Städte Virgina und Gold Hill liegen direct über den Minen, und die Schachtmündungen befinden sich zwischen den Häusern. Durch die Comstock-Lode zieht sich in wellenförmiger Linie eine Erzmasse, die sich stellenweise bis an die Oberfläche erhebt, dann wieder 400 Fuß, 1000 Fuß bis zur höchsten erforschten Tiefe unter der Erde gefunden wird und eine Breite von wenigen bis zu mehreren hundert Fuß hat. Dazwischen liegen breite Zonen

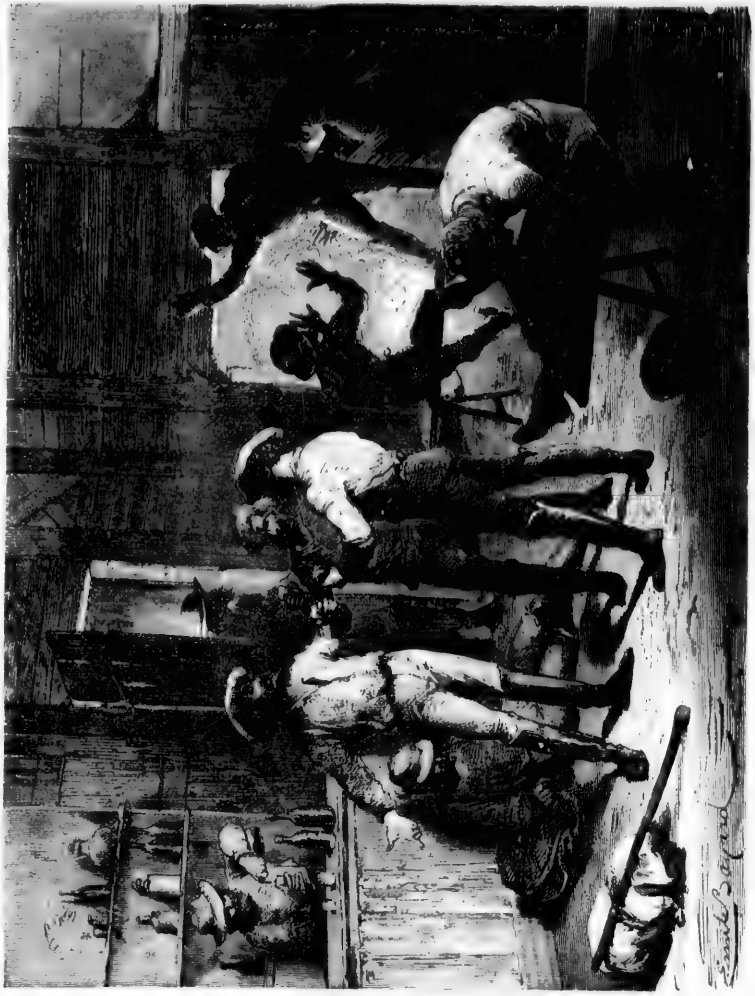
von Quarz, mit Porphylit und Porphyr versetzt, welche wenig oder gar kein edles Metall enthalten.

Der zu Zeiten so ganz verschiedene Ertrag der großen auf der Comstock-Ledge liegenden Minen hat seine Ursache besonders in dieser allen Regeln spottenden Vertheilung der reichen Erzmassen. Diese zu finden ist das stete Bestreben bei allen derartigen Bergbauarbeiten, und oft sind unermeßliche Summen erfolglos dabei verschwendet worden. Das reichste Erzlager (Bonanza) im Comstock-Gang ist in einer Tiefe von 1100 Fuß angetroffen und erstreckt sich, die ganze Ledge ausfüllend, bis zu einer Tiefe von 1400 Fuß und weiter, und hinüber nach den angrenzenden Minen. Solche „Bonanza's", deren reiches Erz leicht zerbröckelt, sind allemal mit einer viel Wasser enthaltenden Lehmschicht umgeben. Wird eine Lehmschicht in der Ledge gefunden, so weiß der erfahrene Miner, daß das reiche Erz nicht mehr weit entfernt sein kann. Der Comstock-Gang wird, soweit derselbe verfolgt worden ist, von Minengesellschaften, deren es dort ursprünglich einige vierzig gab, als Eigenthum beansprucht; doch sind gegenwärtig nur funfzehn große Minen auf der Ledge im Betrieb. Eine jede dieser Minengesellschaften besitzt eine Anzahl von Längenfuß der Erzader als ihr Eigenthum. Die ergiebigsten Minen befinden sich zur Zeit bei Gold Hill, am südlichen Ende des Comstock-Ganges. Die Hauptmine ist in Virginia-City die „Consolidated Virginia" (1160 Fuß), die reichste aller bisherigen Silberminen der Welt, die schon seit mehreren Jahren eine monatliche Dividende von über einer Million Dollars abwirft und noch immer kein Zeichen der Erschöpfung zeigt.

Der Reingewinn (Dividende), welcher den Actionären der verschiedenen Minengesellschaften aus diesen kolossalen Summen zugeflossen ist, hat von jeher außerordentlich geschwankt. Während viele Minen einen enormen Profit abwarfen, haben andere gar nichts erübrigt. Der Gewinn wird durch die nothwendigen, kostspieligen Maschinen, den hohen Preis von Brenn- und Baumaterial, Transportkosten und Arbeitslohn, namentlich aber durch die früher beschriebenen Manipulationen der Speculanten, Schwindler und „in den Rummel Eingeweihten" arg beschnitten. Die „Assessments", welche selbst von anerkannt reichen Minen erhoben werden, belaufen sich oft auf ungeheure Summen; die der Bullionmine z. B. in zehn Jahren auf 1,144,500 Dollars, und hat diese Mine während dieser ganzen Zeit ihren Actionären nie einen Cent Dividende eingebracht. Enorme Dividenden dagegen haben in letzter Zeit neben der oben erwähnten „Consolidated Virginia" die Belcher- und Crown-Point-Mine erklärt.

Der enorme Verbrauch von Bauholz zu Stützbalken 2c. in den Minen ist ein Hauptkostenpunkt beim Bergbau auf dem Comstock-Gang. Das Bauholz muß mit großen Unkosten aus den 25 bis 30 Miles entfernten Tannenwäldern auf der Sierra Nevada herbeigeschafft werden, da die Umgebung von Virginia City ganz und gar

baumlos ist, es kostet an Ort und Stelle bei den Minen 22 Dollars pro 1000 Fuß. Jährlich werden an 16,000,000 Fuß Bauholz in den Gruben verbraucht, was einen



Im Silberlande Washoe: „Ein Saloon".

Werth von 350,000 Dollars repräsentirt. Wo die Minengänge durch festes Gestein führen, ist der Verbrauch von Holz gering, aber an solchen Stellen, wo große Erz-

massen gefördert werden müssen, ist derselbe ein enormer und verschlingt so zu sagen ganze Wälder. In den Lehmschichten verfaulen die Balken erstaunlich schnell und müssen zwei bis drei Mal im Jahre ausgebessert oder durch neue ersetzt werden. Durch Wasser wurde das Abbauen der Minen mehr in den oberen als in den unteren Theilen der Gruben beeinträchtigt, da dasselbe nicht so sehr als Grundwasser auftritt, sondern meistens von der Oberfläche durchsickert. Die Gesammtkosten, um alle Comstock-Minen von Wasser frei zu halten, werden auf jährlich circa 150,000 Dollars veranschlagt. Die Temperatur in den Gruben beträgt in den unteren Gallerien 20 bis 30 Grad Reaumur, welche Hitze stellenweise bis über 110° steigt, und nimmt dort jede 53 Fuß um einen Wärmegrad zu. Demnach wären 3—4000 Fuß wohl die größte Tiefe, in welcher es Arbeiter auszuhalten vermöchten. Die größte auf dem Comstock-Gang erreichte Tiefe haben bis jetzt die in Virginia City liegenden Minen aufzuweisen, nämlich 1700 Fuß unter der Oberfläche. Die Ventilirung der Minen geschieht vermittelst Dampfkraft, womit die Luft in hölzernen Kasten hinuntergetrieben und in der Tiefe durch Metallröhren vertheilt wird. Die durch einen Schacht gedrückte Luft findet aus einem anderen mit demselben verbundenen wieder ihren Ausgang.

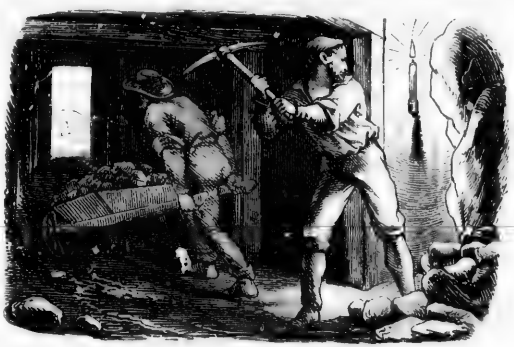
Placer-Miniren.

Was die Zukunft der Comstock-Minen arg beeinträchtigt, ist der daselbst in hoher Blüthe stehende Raubbau. Anstatt reiche und ärmere Erze mit einander zu fördern, beschränkt sich nämlich die Ausbeute fast allein auf die reichere Sorte. Eine Entschuldigung für ein solches selbstmörderisches Verfahren giebt nur der mit dem Bergbau in Washoe verbundene enorm hohe Kostenpunkt. Erze unter einem Ertrage von 20 Dollars pro Tonne können nicht nutzbringend gemacht werden, indem das Pochen und Verarbeiten derselben allein 12 Dollars für die Tonne beträgt, wozu die Ausgaben für den Grubenbau kommen. Ungeheuere Massen ärmerer Erze (low grade ore) sind in allen Theilen sämmtlicher Minen unangetastet verblieben, oder wurden als todtes Gestein benutzt, um die ausgeleerten „Bonanzas" wieder zu füllen.

Die meisten Erze aus den Comstock-Minen läßt man jetzt in den großen Pochwerken am Carsonflusse, in einer Entfernung von etwa 15 englischen Meilen von Virginia City verarbeiten. Der Transport dorthin findet auf der „Virginia- und Truckee"-Eisenbahn statt. Dieses geschieht namentlich deshalb, weil das in den Stampfmühlen in Menge nöthige Wasser am Carsonflusse, im Vergleich mit der ausgedorrten

Umgegend von Virginia City im Ueberflusse zu haben ist. Auch ist das Brennholz dort in der Nähe der dicht bewaldeten Sierra weit billiger als in Virginia, wo es contractlich 13½ Dollars pro Klafter kostet. Freilich besitzen die meisten Minengesellschaften heute noch Pochwerke in der Nähe ihrer Gruben, aber diese Mühlen sind in kleinerem Maßstabe angelegt. Eine der bedeutenderen jener Pochwerke ist die „Rhode-Island-Stampfmühle" mit 25 Stempeln, worin täglich etwa fünfzig Tonnen Erz aus der Crown-Point-Mine verarbeitet werden.

Das von mächtigen Eisencylindern zu feinstem Mehl zerstampfte Erz kommt von den Stempeln zunächst in 2000 Pfund schwere große flache Eisenkessel, worin 3000 Pfund Erz mit einer Beimischung von 250 Pfund Quecksilber und anderen auflösenden Mineralstoffen mit einer Geschwindigkeit von neunzig Drehungen per Minute ein paar Stunden lang geschlämmt werden. Alsdann wird das mit Silber und Gold versetzte Amalgam abgelassen und das edle Metall in Retorten von dem Quecksilber geschieden. Mehr als die Hälfte (etwa 60%) des aus den Comstock-Minen gewonnenen edlen Metalls (Bullion) ist Gold, welches in der Zweigmünze in Carson City und in den Läuterwerken in San-Francisco vom Silber getrennt wird. Gegenwärtig betreibt man den Proceß des Ausscheidens der edlen Metalle aus den Erzen weit sorgfältiger als früher. Es gibt Quarzmühlen, welche den Abfall (tailings) von den alten Pochwerken nochmals verarbeiten, womit noch große Summen gewonnen werden. Die in früheren Jahren als werthlos fortgeworfenen Quarzmassen, welche in riesigen Schuttbergen (dumps) angehäuft sind, sowie das vom Carsonflusse fortgeschwemmte in förmlichen Sandbänken abgelagerte Quarzmehl enthalten Millionen an Gold und Silber, welche zu gewinnen einer späteren Zeit bestimmt ist. Der gegenwärtig übliche Proceß des Gewinnens der edlen Metalle aus diesen Erzen hat einen sehr bedeutenden Verlust herausgestellt, den man aber bis jetzt noch nicht zu verhindern gewußt hat. Der Verlust an Gold beträgt 23 1/19, der an Silber 44 Procent. Das verloren gehende Gold besteht meistens aus diminutiven Goldblättchen (floot gold); das verloren gehende Silber ist in den „Sulphurets" (Schwefel-

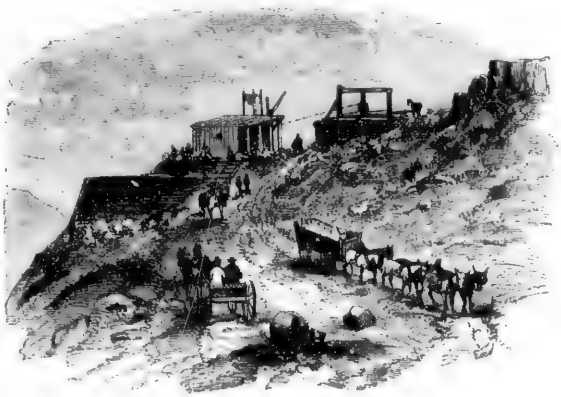


In der Silber-Mine.

und Arsenverbindungen) enthalten, welche man nicht erschöpfend im Großen chemisch zu bearbeiten versteht.

Um die bergmännischen Arbeiten auf dem Comstock-Gang in größeren Tiefen zu erleichtern und die Herausschaffung des gewonnenen Erzes, sowie den Betrieb sämmtlicher Minen daselbst zu vereinfachen, wird gegenwärtig an einem nahe $2^1/_2$ Meilen langen Tunnel, dem Sutro Tunnel, gearbeitet, der von dem früher erwähnten Carson Thale in horizontaler Richtung eindringend, die Minen in einer Tiefe von 2000 Fuß treffen wird. Trotz allem Widerstande und Intriguen schreitet dieser Riesenbau mit einer Geschwindigkeit von täglich 90 Fuß vorwärts, und ist er einmal vollendet, so wird der Ertrag der Comstock-Minen noch um ein Bedeutendes steigen.

Aber wir wollen den Comstock-Silberminen und den wüsten Zwillingsstädten Virginia und Gold Hill Lebewohl sagen. Mancher, der uns im Geiste auf unseren Wanderungen durch jene wilden Regionen über und unter der Erde gefolgt ist, wird wohl zu der Einsicht gekommen sein, daß auch dort nicht Alles Gold ist, was glänzt. Liest es sich freilich recht hübsch von den Millionen ꝛc., so hat doch nur ein verschwindend kleiner Theil der Bürger jener Städte einen respectabeln Antheil an denselben. Die große Menge der Bewohner jener buchstäblich mit Silber gepflasterten Ortschaften muß, wie ja überall in der Welt, für die wenigen Auserwählten ein hartes Dasein führen. An neuen und überraschenden Lebensbildern jedoch bietet Washoe dem Beobachter ein Feld, wie nur wenige Punkte auf diesem Erdball, die Erinnerung daran wird bei seinen Besuchern niemals erblassen.



Die Außenwelt der Minen.

5. In Californien!

Hoch oben in der schneebedeckten Sierra, zwischen den Städtchen Reno und Truckee, sind wir in Californien eingefahren, in das Land, das seit zwanzig Jahren zu einem der blühendsten, reichsten und schönsten Staaten Amerika's geworden ist!

Die Pacific Bahn: Der Bloomer Durchstich bei Auburn.

Kein Zeichen verräth uns, daß wir uns in Californ.. befinden. Dieselben Berge, dieselben Wälder, derselbe Schnee wie in Nevada; aber wir haben dennoch die höchste der Sierra's überschritten und fahren nun langsam den westlichen Abhang derselben hinab. Die Gegend ist feenhaft schön. Der Schnee wird spärlicher und macht allmählich den Wäldern Platz. Ueber thurmhohe Treſtle-Brücken und durch riesige Durchstiche donnert der Zug. Hie und da saust er durch meilenlange Schneetunnels, sobald sich in diesen eine kleine Spalte oder Unterbrechung befindet, da erblickt das Auge herrliche Wälder, Triften, Schneegipfel, Schluchten und Seen. Doch den schönsten Anblick gewährt der im Schooße prächtig bewaldeter Berge tief unter dem Bahngeleise schlummernde Donnersee.

Der Krystall-See ist nicht minder reizvoll, als der genannte. Die Klarheit und Reinheit seiner Gewässer rechtfertigen seinen romantischen Namen. Er ist in der Nähe des Yuba-Flusses gelegen, und man begiebt sich von der Station Cisco aus an seine Ufer.

Wir überschreiten wieder eine Reihe von eleganten, kühnen, luftiggebauten Brücken und erreichen in der Höhe von 5300 Fuß Emigrant Gap, Blue Cañon 4700 Fuß, Alta 3600 Fuß. 67 Meilen von Sacramento fahren wir an der Station Dutch Flat vorbei, die 3400 Fuß über dem Meere gelegen und eines der bedeutendsten Minenlager der Sierra ist. Einen interessanten Anblick gewährt das in dieser wilden Umgebung im waldigen Thalkessel eingenistete Städtchen gleichen Namens, das nicht weit von der Station gelegen.

Die in seiner Nähe befindlichen von waldigen Höhen umkränzten riesigen Schutthaufen, die von unten nach oben gewühlten, mit entwurzelten Stämmen überstreuten gelben Sandberge sehen aus, als ob sie das Schlachtfeld von Titanen gewesen wären. Zahlreiche Dampfsägemühlen schnarren und lärmen seitwärts im Walde, fein geschnittene Balken, Dielen und Bretter liegen in kleinen Bergen auf den Lichtungen.

Dutch Flat ist einer der Hauptorte für das „Placer" und „hydraulische" Miniren und mehrere Kanäle bringen das hierzu nöthige Wasser aus den von Flüssen durchströmten Cañons der Umgegend. Das „Placer" Miniren besteht in dem Auswaschen der goldhaltigen Erde in hölzernen Schüsseln, in früheren Zeiten wurden auf diese einfache Weise mehrere hundert Millionen Dollars gewonnen. Als jedoch die Oberfläche der Golddistrikte erschöpft war, begann das hydraulische Miniren, das in dem Abspritzen der goldhaltigen Abhänge mittelst großer Wasserstrahlen besteht, die durch eiserne Röhren geleitet werden und ihre Kraft durch die Pressung der hoch liegenden Wassermassen erlangen, aus welchen sie gespeist werden. Die californischen Mineure bezeichnen diese ebenso einträgliche Methode mit dem Worte „Hydraulicking". Die abgespritzten Erdmassen werden von dem abfließenden Wasser durch lange hölzerne Leitungen geschwemmt, wo das schwere Gold liegen bleibt und dann eingesammelt wird. Das schmutzig-gelbe trübe Aussehen aller Ströme vom Westabhange der Sierra Nevada rührt von diesem „Hydraulicking" her. Drei Meilen weiter, bei der Station Gold Run, 3200 Fuß über dem Meere, liegt ein altes berühmtes Minenfeld und das wüste Durcheinander von Schutthaufen, aufgewühltem Boden, tiefen Schluchten, Gräben, Goldwasch-Rinnen und schiefen Mineurhütten zeigt sich hier in nächster Nähe. Es ist, als ob ein böser Geist dort seine Fußstapfen in Gottes schöner Natur zurückgelassen hätte! — Eine Wasserleitung, auf hohen Holzblöcken ruhend, läuft, etwa 75 Fuß über dem Boden, quer über die Bah

Immer tiefer donnert der Zug hinab, durch den majestätischen American Cañon mit seinen mehrere Tausend Fuß hohen Wänden, durch den künstlichen Cañon von Auburn, einem tiefen Eisenbahndurchschnitt, und endlich fahren wir zwischen den niedrigen Vorbergen der Sierra Nevada hindurch in das Thal des Sacramento-Flusses ein.

Der letzte Höhenzug ist überschritten. Die Hauptstadt Californiens liegt vor uns, schon erscheint die prachtvolle Kuppel des Staats-Kapitols vor unseren Blicken.

Wie in den meisten Staaten des Ostens, so wurde auch in Californien nicht die eigentliche Hauptstadt des Staates zum Regierungssitze gewählt, sondern das etwa 20,000 Einwohner zählende Sacramento. Viele Dampfer liegen auf dem gleichnamigen Strome, am Ufer ziehen sich die Bahngebäude der Central-Pacific-Eisenbahn

Im Goldlande: Goldwäscher.

hin. Rechts laufen die Hauptstraßen der Stadt, besetzt mit Baumreihen, rechtwinkelig zum Fluß hinunter. Sie sind nach den fortlaufenden Buchstaben des Alphabets benannt, während die Querstraßen Nummern tragen. Die Häuser sind etwa zur Hälfte aus Holz gebaut und mit reizenden Blumengärtchen umgeben, deren Vegetation

das südliche Klima verräth. Das schönste Gebäude der Stadt ist unstreitig das majestätische Kapitol, von dessen 220 Fuß hoher Kuppel man die herrlichste Aussicht auf die beiden Hauptthäler von Californien, das Thal des Sacramento im Norden und jenes des San Joaquin im Süden genießt. Die beiden Flüsse könnten Pendants genannt werden. Der erstere im Norden, der letztere im Süden des Staates entspringend, münden sie beide unmittelbar neben einander in die Bai von San Pablo, die eine Fortsetzung der Bai von San-Francisco bildet. Beide durchfließen in entgegengesetzter Richtung jene ungeheure Thalsenkung, die sich westlich der Sierra Nevada zwischen dieser und der Coast Range (dem Küsten-Gebirge) in einer Breite von 40 bis 120 Meilen und einer Länge von über 500 Meilen ausdehnt, und die fruchtbarsten Gebiete des Goldstaates enthält. In diesem Thale, besonders um Sacramento herum, befindet sich auch der größte Theil der 600,000 Einwohner des Staates. Der dritte Theil dieser Einwohnerzahl besteht aus Chinesen. Von Indianern sind in Californien nur noch ca. 25,000 übrig, sie gehen rasch ihrem gänzlichen Aussterben entgegen. Einzelne Stämme irren frei umher, wie jene von Murphy, Nevada, Borax See u. s. w., andere leben auf Reservationen, von denen drei (im Round-Thal, Noopa-Thal und am Smith River) im Norden und die vierte (jene des Tule-Flusses) im Süden Californiens liegen.

Eisenbahnen durchziehen bereits den ganzen 189,000 Quadratmeilen großen Staat. Dampfschiffe befahren den oberen Sacramento bis zu dem 240 Meilen weit entfernten Red Bluff, sowie den San-Joaquin, den Feather-Fluß und andere. Die wichtigste Dampfschiff-Verbindung ist jedoch die zwischen Sacramento und dem 108 Meilen entfernten San-Francisco durch die Reihe von Meerbusen, die tief in das Land bis unweit Sacramento einschneiden. Sie bilden die direkteste Verbindung zwischen den beiden Städten, während die Eisenbahn nach San-Francisco um einige 30 Meilen länger ist. Auf dieser Fahrt sehen wir uns bereits in einer anderen, uns neuen Welt. Ueberall kleine Städtchen, überall Leben, Ackerbau, Industrie, Reichthum. 91 Meilen vor San-Francisco erreichen wir Stockton, die Hauptstadt des San-Joaquin-Thales, wie Sacramento jene des Sacramento-Thales ist. Stockton, obschon zwei Meilen vom San-Joaquin entfernt, ist durch den sogenannten Stockton Slough doch für größere Seeschiffe zugänglich. Reiche Eisen- und Kohlengruben liegen in der Umgebung der 12,000 Einwohner zählenden Stadt, die sich am leichtesten zu einem Pittsburg der pacifischen Küste entwickeln könnte. Hier, wie in den meisten größeren Städten Californiens, findet man zahlreiche Kirchen und vortreffliche Schulen, Tempel von Freimaurern, Odd Fellows, Pythia-Rittern u. s. w. — Wir fliegen in unserem „Overland Expreß" an Stockton vorüber, fahren über die Brücke des San-Joaquin und nicht lange, so befinden wir uns in Oakland, dem Brooklyn von San-Francisco, dessen Häusermeer wir jenseits der prächtigen Bai von San-Francisco erblicken.

Wir hatten bisher auf unserer Ueberland-Route nur Gelegenheit, den unglaublichen Früchte-Reichthum und die herrliche Vegetation Californiens wahrzunehmen.

Heiße Quellen im nördlichen Californien.

Die mineralischen Reichthümer des Staates, zu denen außer den Edelmetallen auch Quecksilber, Kohle, Eisen, Kupfer, selbst Borax und Schwefel zählen, sind in den nördlichen und südlichen Gegenden zu finden.

Um den Borax-See zu besuchen, müssen wir uns in dem schönen, in die Bai von San-Pablo mündenden Napa-Thale gegen Norden begeben. Die Eisenbahn bringt uns bis Calistoga, wo sich eine Zahl interessanter, siedender Schwefelquellen befindet. Während der schönen Saison ist dieser Ort das Rendezvous der eleganten Welt von San-Francisco, er wuchs in der letzten Zeit zu einem sehr besuchten Badeorte heran. Des Morgens entströmen der Erde jene weißen mineralischen Dämpfe, die Zeugniß geben von der hier unterirdischen vulkanischen Thätigkeit, welche von Zeit zu Zeit der ganzen Küste entlang heftige Erdbeben zur Folge hat. — In dem benachbarten Sonoma County, bei Healdsburg, befinden sich auch die berühmten californischen Geyser, die hier aus tausend Oeffnungen dem Boden entströmen, und besonders des Morgens das ganze Thal in Dampfwolken hüllen. Die Bewohner Californiens gaben den größten dieser Geyser bezeichnende Namen wie: Proserpinequelle, Plutonbach, Teufelsmühle, Hexenkessel u. s. w. Einer der Geyser, dessen Wasserstrahl mit bedeutendem Zischen und Pfeifen aus der Erde emporschießt, führt den Namen „Dampfschiff".

Eine Reise von 42 Meilen nordwärts von Calistoga führt uns zu dem sogenannten Borax-See, einem erloschenen, mit Wasser gefüllten Krater, in dessen Mitte die Borax-Krystalle gefunden werden. Die ganze Gegend hier wie um den nebenan befindlichen Clear Lake ist reich an Mineral- und heißen Quellen aller Art und Temperatur, die im Vereine mit den herrlichen Scenerien und dem angenehmen Klima hier gewiß bald reizende und vielbesuchende Badestädtchen entstehen lassen werden. Der Bau der Eisenbahn hierher wie nach dem an Californien grenzenden Staat Oregon, nach der Umgebung des sagenhaften Mount Shasta wird auch in kurzer Frist den Touristen dahin lenken.

Es seien nur noch einige Bemerkungen über den erstaunlichen Früchtereichthum des südlichen Californien gestattet, das hierin gewiß unerreicht dasteht: Orangen, Lemonen, Citronen, Feigen, Oliven, Weintrauben, Aprikosen, Nectarinen u. s. w. werden im Ueberfluß gezogen. Die Ernte an Orangen und Lemonen ist eine ungeheure und sehr werthvolle. Im Jahre 1874 zählte der Staat nicht weniger als 90,000 Orangenbäume, wovon auf Los Angeles County allein 34,700 entfielen. Gegenwärtig ist ihre Zahl eine viel höhere. Die Bäume sind je 40 bis 50 auf einen Acker gepflanzt, von denen jeder an 1000—3000 Orangen ergiebt, welche schon beim geringsten Preise (zu einen Cent per Stück) ein recht hübsches Einkommen vom Acker gewähren. Aber es gehört hinlänglich Kapital dazu, einen Orangengarten anzulegen; denn Bäume aus dem Samen gezogen, tragen erst in zwölf Jahren, und Bäume aus Treibhäusern sind zu kostspielig. Der Zitronenbaum trägt das ganze Jahr und manche Bäume geben eine jährliche Ernte im Werthe von 100 Dollars, obgleich auch sie, wenn sie aus Samen gezogen werden, erst im sechzehnten Jahre

Früchte tragen. Die Olive, welche von spanischen Missionären eingeführt wurde, giebt ebenfalls eine reichliche Ernte, man zählt 12,000 Bäume im Staate, die eine ausgezeichnete Qualität Frucht produciren. Auch die Mandel, Pomegranate und die englische Wälschnuß werden mit Erfolg gezogen. Die leitende Industrie jedoch in dieser Richtung, welcher die glänzendste Zukunft offen steht, ist der Weinbau. Die hauptsächlichsten Varietäten unter den Weinreben sind: die Mission, weiße Muscat, glänzende Tokayer, Rose von Peru und schwarze Marocotraube. Los Angeles County ist der Hauptsitz des californischen Weinbaues, denn es zählt jetzt 4,250,000 Stöcke und erzeugt jährlich 1,500,000 Gallonen Wein und Brandy oder 37 Procent der ganzen Production des Staates. Und doch befindet sich dieser Industriezweig in diesem Lande erst im Zustande der Kindheit und viele Quadratmeilen von Weingärten können noch angelegt werden. Die Ernte ergiebt pro Acker von 7000 bis zu 15,000 Pfund Trauben, die weiße Muscatrebe giebt schon im zweiten Jahre ihrer Anpflanzung eine lohnende Ernte. Diese Varietät wird auch mit Erfolg in Rosinen verwandelt, es giebt ein Acker, der 12,000 Pfund Trauben producirt, 4000 Pfund Rosinen, von denen das Pfund 10 Cents kostet.

Schon aus diesen Verhältnissen kann man den ungeheuren Reichthum Californiens in jeder Beziehung entnehmen, auch daraus auf die große Zukunft dieses Landes schließen, das schon nach einer kaum zwanzig Jahre alten Kultur zu solchen Resultaten gelangte.

6. San-Francisco*).

Wohl über keine Stadt auf dem Erdboden sind so viele falsche Berichte von sensationssüchtigen Schriftstellern in die Welt hinaus gesandt worden und finden die fabelhaftesten Beschreibungen so leicht ein gläubiges Publikum, wie über San-Francisco. Schon der Name des Goldlandes Californien webt einen Nimbus des Außerordentlichen, des romantisch-halbbarbarischen um Alles und Jedes, was auf diese Stadt Bezug nimmt. Daß sich in San-Francisco die Leute in rothe Hemden à la Garibaldi kleiden, daß Jedermann hier einen geladenen Revolver im Gürtel und ein fußlanges Dolchmesser in den Stiefelschäften trägt, welche Waffen er bei der geringsten Veranlassung in Anwendung bringt, daß es in dieser Stadt zahllose öffentliche Spielhöllen giebt, in denen sich eine bestialische Rohheit breit macht, daß auf den Straßen eigentlich Niemand seines Lebens sicher und die Lynchjustiz hier eingebürgert ist, daß das Gold in San-Francisco sozusagen in den Gossen liegt — alle diese und noch abenteuerlichere Vorstellungen spuken noch heute in den Köpfen von Tausenden in Europa.

*) Von Theodor Kirchhoff.

Sogar in den älteren Staaten der Union herrschen immer noch die sonderbarsten Ansichten über diese Stadt und es ist durchaus nichts Seltenes, Artikel in den angesehensten Zeitungen des Ostens zu finden, worin hiesige Zustände auf eine Weise geschildert werden, die einem Münchhausen zur Ehre gereichen möchten. Die Welt kann sich eben noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das San-Francisco von heute nicht mehr „die große Goldgräberstadt" ist, wie sie in Romanen verherrlicht zu werden pflegte. Versuchen wir jetzt, San-Francisco mit kurzen Federstrichen so zu schildern, wie dasselbe heutzutage in Wirklichkeit aussieht.

Die Stadt San-Francisco steht, was materiellen Aufschwung anbelangt, auf diesem Continente nur hinter Chicago zurück. Vor dreißig Jahren lag an der Stelle, welche jetzt die Königin des Pacifischen Ozeans einnimmt, ein armseliges spanisch mexikanisches Dorf, Yerba Buena genannt. Da ging die Kunde von den Golderntdeckungen in Californien durch die Welt. Zu Zehntausenden strömten Abenteurer aus allen Zonen hierher, das elende spanische Dorf wurde in San-Francisco umgetauft und aus den wilden ungeordneten Anfängen bildete sich schnell ein blühendes civilisirtes Gemeinwesen, eine Großstadt, deren Seelenzahl heute bereits 300,000 übersteigt. Mit ungeheurem Kostenaufwande und enormer Arbeit wurden die dem Hafen zunächst liegenden Dünen und Sandberge abgetragen und in die Gewässer der Bai geschafft und neue Straßen auf dem so gewonnenen Boden angelegt. Als sich die Stadt mit Riesenschritten vergrößerte, erweiterte man ganze Straßen, die für den Verkehr zu eng geworden waren, wie es z. B. mit der Kearnystraße, jetzt der schönsten Straße in der Stadt, geschehen ist. Alle Hauptstraßen sind in den letzten zehn Jahren durch prächtige Neubauten verschönert worden, und heute reiht sich die californische Handelsmetropole vollständig ebenbürtig an die Hauptstädte des Ostens, ja übertrifft sogar manche derselben an Eleganz und großstädtischem Aeußern.

San-Francisco hat jedoch seinen rapiden Aufschwung seiner günstigen geographischen Lage fast mehr noch als den californischen Golderntdeckungen zu verdanken. An dem einzigen größeren und sicheren Hafen an einer Tausende von Meilen langen Küste, auf dem direkten Verbindungswege zwischen Ostasien, Nord-Amerika und Europa gelegen, bietet es dem Handel Vortheile, die kaum zu überschätzen sind. Außerdem finden die zahlreichen und produktiven Thäler Californiens, welch letzteres sich in den letzten Decaden aus einem Minenlande mehr und mehr in ein reiches Agrikulturland umwandelt, hier ihren natürlichen Ausweg auf die Weltmärkte.

Der prächtige Hafen bildet ein großartiges, lebendiges Bild. San-Francisco liegt bekanntlich auf einer Halbinsel zwischen dem Stillen Ozean und der sich an zehn deutsche Meilen weit in südlicher Richtung in's Festland hineinschiebenden großen Bai, welche von der Stadt ihren Namen nimmt und ihre Verbindung mit dem Meere durch das weltbekannte „goldene Thor" (golden gate) findet. Wer auf der Pacific-

bahn das San-Francisco gegenüber liegende Ufer der Bai, bei der malerisch gelegenen Stadt Oakland erreicht hat und alsdann auf einer der großen Dampffähren die hier

San-Francisco: Die Montgomery-Straße.

an sechs englische Meilen breiten Gewässer durchschifft, hat eine überaus prächtige Rundschau. Zur Rechten des goldenen Thores liegt der langgestreckte dunkle Bergzug

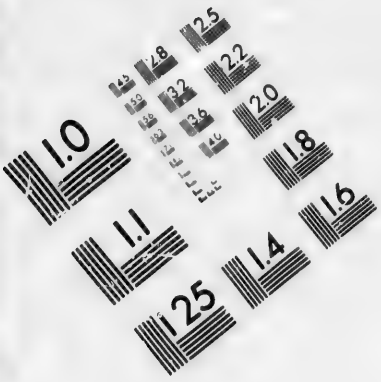
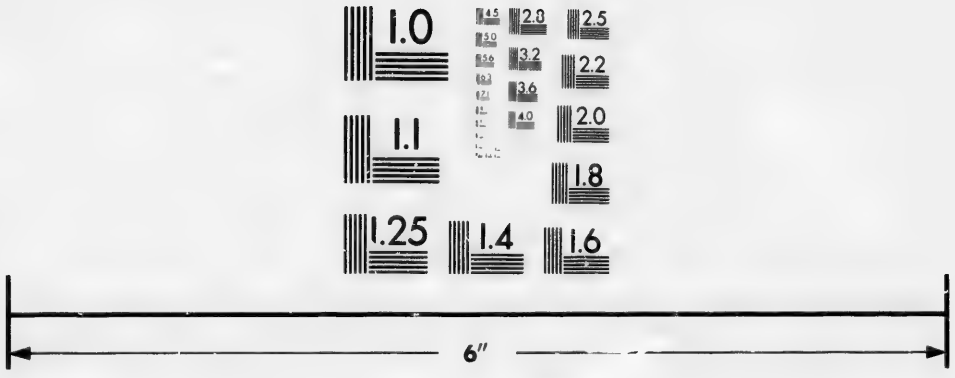
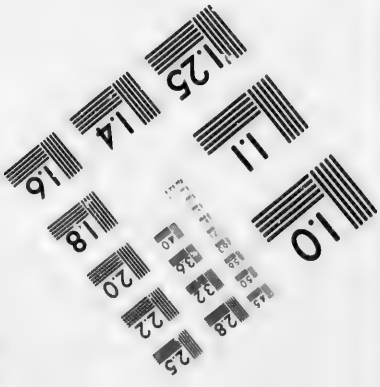


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

des 2597 Fuß hohen Tamalpais, im Hintergrunde der inmitten einer Menge von immergrünen Eichen liegenden Städte Oakland und Alameda bauen sich die malerischen Höhenzüge von Contra Costa empor, in weiter Ferne übergipfelt von der dunkelblauen Doppelkuppe des 3856 Fuß hohen Monte Diablo. In den breiten Gewässern der Bai liegt, als natürlicher Schutz der Hafeneinfahrt des goldenen Thores, die kleine Felseninsel Alcatraz, bedeckt mit Festungswerken, deren rothe Mauern in der Sonne schimmern; auf halbem Wege zwischen Oakland und San-Francisco die größere aber kahle Insel Goat-Island.

Ein zwei englische Meilen langer Holzquai erstreckt sich von Oakland in die Bai hinaus, der westliche Ausläufer der Pacificbahn, welche von hier aus ihre prächtigen Dampffähren nach der californischen Handelsmetropole hinübersendet. Diese erstreckt sich amphitheatralisch am gegenüber liegenden Ufer, an welches ihre Straßen fächerartig hinunter laufen. Eine ganze Flotte von hochmastigen Klippern ankert zerstreut auf der Bai, welche von hin- und herkreuzenden Dampffähren und von Segelböten belebt ist, an den Werften der Stadt liegen zahlreiche See-Dampfer, welche den Verkehr mit China, Japan, Australien, den Inseln der Südsee, Panama, Mexiko, den californischen Küstenstädten, Oregon und British Columbia vermitteln. Würden die an die Ufer sich lehnenden kahlen Höhenzüge mit grünem Baumwuchs geschmückt sein, so könnte kein Hafen in der Welt den von San-Francisco an malerischer Schönheit übertreffen. Aber auch ohne eine solche Zierde bildet derselbe ein überaus prächtiges Rundbild. Man vermißt bei den mit einem bläulichen Dufte bedeckten fern gelegenen Höhenzügen nicht die Waldungen, während ein wahrhaft italienischer Himmel das lebendige Hafen- und Städte-Panorama und die weiten Gewässer der herrlichen Bai überwölbt.

Betrachten wir jetzt das Innere der Stadt. An der Grenze des Occidents liegend, seine goldene Pforte den Völkern Ostasiens weit öffnend, bildet San-Francisco, dessen Bevölkerung etwa zur Hälfte aus Fremdgeborenen, zur Hälfte aus Amerikanern besteht, mit seinem Völkergemisch einen höchst interessanten Beobachtungsort für den Ethnologen, wo die uralte stagnirende Civilisation des Reiches der Mitte mit dem frisch pulsirenden europäisch-amerikanischen Leben in enge Berührung tritt.

Für den Fremden ist die etwa 30,000 Köpfe zählende chinesische Bevölkerung von San-Francisco jedenfalls das Interessanteste in diesem kosmopolitischen Hafenplatze. In allen Straßen sieht man die bezopften Söhne des Himmlischen Reiches in Menge auf- und abwandern, in jedem Stadttheil kann man chinesische Waschhäuser wahrnehmen, wo die in weiße, lose Gewänder gekleideten Asiaten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht thätig sind, um die Wäsche der Weißen zu reinigen. Wer die hiesigen Fabriken besucht, findet dort die Asiaten zu Hunderten thätig und muß über ihren unermüdlichen Fleiß und das Geschick, womit sie alle Industriezweige

bemeistern, staunen. Aber nur im engeren Chinesenviertel vermag man die Zopfträger in ihrer charakteristischen nationalen Gesammtheit zu erblicken. Dasselbe setzt mit seinen wunderlichen asiatischen Bestandtheilen, den mit chinesischen Schriftzeichen bemalten und mit großen bunten Laternen behängten Häusern, den Tempeln und Theatern, den Spiel- und Opiumhöhlen, den unbeschreiblich schmutzigen Kellerwohnungen, wo die bezopften Himmlischen wie eine gewisse Gattung Rüsselthiere zusammengepfercht hausen, den Läden voll mit tartarischem Krimskram, den unappetitlichen Schlächterbuden und der in den Gassen und Höfen sich drängenden ausländischen Bevölk ung jeden Fremden in Erstaunen.

In jenem unsauberen Stadttheil herrscht stets ein Gedränge, als befände man sich auf einem Jahrmarkt. Eine unbeschreibliche Atmosphäre herrscht in diesem Quartier. Wer die Chinesen als fleißige Arbeiter, als saubere Dienstboten kennen gelernt hat, möchte kaum seinen Augen trauen, wenn er sie hier in Massen zusammengeschaart wieder schaut. Wie eine Pestbeule vergiftet das Chinesenquartier diese blühende Goldstadt. Seine Bewohner bilden eine Kolonie für sich, wie kein Seitenstück dazu in irgend einem anderen Platze Amerika's gefunden werden kann. Die gemeinsten Laster und ein bienenartiger Fleiß, sonst die heterogensten Gegensätze, finden sich bei diesem Volk auf eine Weise vereint, die den Begriffen von einer europäisch-amerikanischen Civilisation geradezu entgegen laufen.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dem unsauberen Chinesenviertel bilden die Hauptgeschäftsstraßen und diejenigen Stadttheile, wo die wohlhabendere Klasse der weißen Bevölkerung ihre Privatwohnungen hat. Die Straßen sind nach amerikanischem Stil geradlinig angelegt. Die breite Marketstraße durchschneidet die Stadt in schräger Linie, wodurch zahlreiche Straßen entstanden sind, welche in einem spitzen Winkel in jene einmünden; von der entgegengesetzten Seite laufen die Straßen wieder rechtwinklig in die Marketstraße, welche einem großen Strome ähnlich sieht, dem die Seitengassen das lebendige Menschengewühl zuführen. Diese Straße wird mit der Zeit ohne Frage die Hauptgeschäftsstraße von San-Francisco werden und einige Theile derselben machen schon jetzt der Kearny- und der Montgomerystraße Concurrenz. Die von der Hafenfronte in die Stadt führenden Straßen steigen eine quer durch dieselbe laufende ansehnliche Hügelreihe empor, von deren höheren Punkten man eine entzückend schöne Aussicht über die Stadt und die weiten Gewässer der Bai bis nach Oakland hinüber genießt. Fuhrwerke aller Art und prächtige Pferde sind in San-Francisco sehr zahleich und geben dem Getriebe in den Straßen ein außerordentlich mannigfaltiges Bild. An der Kearnystraße ist zu jeder Tageszeit bis spät in die Nacht ein Leben, wie in einer Weltstadt ersten Ranges. Die breiten Asphalttrottoirs dieser Straße sind der Lieblingsspaziergang der schönen Welt. Interessant ist es, inmitten des Sommers neben Damen, die in Sammet und Seide einher-

rauschen, andere zu sehen, welche mit Jacken aus kostbarem Pelz bekleidet sind, was in dem sich hier fast an jedem Tage unangenehm fühlbar machenden starken Witterungswechsel seine Ursache hat.

Durch die meisten Straßen der Stadt führen mehrgeleisige Schienenwege, deren elegante durch Pferde gezogene Waggons bei der großen lokalen Ausdehnung des Platzes für den Personenverkehr unschätzbar sind. Außer diesen, überall in Amerika eingeführten Straßenbahnen wurden in San-Francisco in den letzten zwei Jahren drei Drahtseilbahnen eröffnet, welche die bereits erwähnten, im Innern der Stadt liegenden bedeutenden Höhenzüge erklimmen, eine ganz neue Art Lokomotive, die in keiner anderen Stadt der Welt bis jetzt zur Verwendung gekommen ist und sich auf dem hiesigen hügeligen Terrain als sehr praktisch bewährt hat. Die Triebkraft von den auf diesen Bahnen laufenden Waggons liegt in einem unter der Erde hinlaufenden doppelten ununterbrochenen Stahlkabel, das von einer mächtigen Dampfmaschine in Bewegung gehalten wird. Vor jedem Waggon befindet sich ein offener Triebwagen, der auch von Passagieren benutzt wird, und in dessen Mitte ein eisernes Drehwerk aufgestellt ist. Durch eine gerade über dem Drahtseil an der Oberfläche der Bahn befindliche Rinne faßt der auf dem Triebwagen aufgestellte Mechanismus das im Boden fortlaufende Kabel, wodurch sich selbstverständlich der Wagen in derselben Geschwindigkeit mit dem festgeklammerten Seil fortbewegt. Läßt das Triebwerk den Draht wieder los, so kommt der Wagen durch Bremsen fast augenblicklich zum Stillstand. Ein Mann versieht den Dienst am Triebwerk mit der größten Leichtigkeit. Die den Berg hinauf- oder herabfahrenden Wagen werden an beiden Enden der Kabelbahn durch eine Weichenstellung oder Drehbrücke auf das andere Geleise gebracht. —

Diese Art Wagen laufen an dem in einer Länge von mehreren englischen Meilen stetig fortlaufenden Kabel ruhig bergauf und bergab, und nur das gedämpfte Rauschen des im Boden sich stetig fortbewegenden Stahlkabels deutet das Vorhandensein der bewegenden Kraft an. Für Solche, die auf den mehrere hundert Fuß ansteigenden Hügeln der Clay- und Californiastraße wohnen, auf welch' letzteren die Paläste der hiesigen Eisenbahnfürsten erbaut sind, haben sich diese Drahtseilbahnen als eine außerordentlich bequeme Einrichtung bewährt, da man jetzt von dort aus die unteren Geschäftsstraßen zu jeder Zeit binnen wenigen Minuten erreichen und ebenso schnell wieder heim gelangen kann. Die Kabelbahn an der Claystraße beförderte im ersten Jahre nach ihrer Eröffnung nahezu 2 Millionen Passagiere.

Die Gebäude in den Geschäftstheilen der Stadt sind meistens aus Stein, die Privathäuser dagegen aus Holz erbaut. Neben vielen Prachtbauten gewahrt man oft unansehnliche Holzbaracken, die Ueberbleibsel des alten San-Francisco, welche aber von Jahr zu Jahr mehr und mehr verschwinden und soliden Bauten Platz machen

San-Francisco aus der Vogelschau.

müssen. Die aus Holz errichteten Privatwohnungen der Reichen sind von außen so bemalt und cementirt, daß sie eleganten Steingebäuden täuschend ähnlich sehen. Das Innere solcher Wohnungen ist oft mit verschwenderischer Pracht eingerichtet. An der Van Ness Avenue, wo viele der in San-Francisco lebende reichen jüdischen Kaufleute wohnen, reiht sich ein solch' prächtiges Heim an das andere. Die in früheren Jahren übliche Bauart von niedrigen Häusern, welche in der Furcht vor Erdbeben ihren Grund hatte, ist in letzter Zeit, seit man in San-Francisco die Erdbeben als einen überwundenen Standpunkt betrachtet, in das Gegentheil umgeschlagen. Neue, vier und mehr Stockwerk hohe Gebäude, viele davon mit eisernen Fronten, sieht man jetzt in Menge in allen Stadttheilen.

Besonders hervorzuheben sind die prächtigen Bankgebäude an der California-straße und die an der Montgomerystraße liegende Nevada-Bank, welche letztere ein eingezahltes Kapital von fünfzehn Millionen Dollars Gold repräsentirt; das Safe Deposit-Gebäude, dessen Herstellung eine Million Dollars gekostet hat und welches inmitten eines riesigen Stahlgewölbes über viertausend einbruchssichere Eisenkassen zum Aufbewahren von Gold, Kostbarkeiten und Werthpapieren enthält; die im griechischen Stil erbaute neue Münze, wo die Schätze Californiens und Nevada's in Gold- und Silbermünzen umgewandelt werden; die neue Minenbörse, das Hauptquartier der nach Tausenden zählenden Spekulanten in Minenaktien u. s. w.

Unter den vielen prächtigen Privatwohnungen nimmt die von Leland Stanford, dem Präsidenten der Central-Pacific-Eisenbahn, den ersten Rang ein. Dieser aus Holz erbaute Palast steht auf dem California-Hügel, er hat dem genannten Eisenbahnfürsten eine Million Dollars gekostet.

Die zahlreichen Hôtels in San-Francisco, worunter das Occidental-, Lickhouse-, Cosmopolitan-, Grand-, Baldwin's- und Palace-Hôtel die bedeutendsten sind, stellen sich den berühmten Hôtels in den östlichen Unionsstaaten vollkommen ebenbürtig zur Seite. Baldwin's-Hôtel, dessen Herstellung anderthalb Millionen Dollars gekostet hat, enthält 500 Zimmer, auch eins der schönsten Theater San-Franciscos innerhalb seiner Mauern. Das Palace-Hôtel hat dreieinhalb Millionen Dollars gekostet und ist eins der größten Hôtels der Welt. Dieser fast ganz aus Stein und Eisen konstruirte Palast erhebt sich mit sieben Stockwerk zu einer Höhe von 113 Fuß und hat eine Façade von 350 Fuß Länge, bei einer Tiefe von 275 Fuß. Vier „Elevators" machen den in den oberen Stockwerken logirenden Gästen den Zutritt zu ihren Zimmern so bequem, als wohnten sie zu ebener Erde. Vom Dache des Riesengebäudes genießt man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Bai. Der innere mit einem Glasdach bedeckte Hofraum ist von sieben, über einander wie die Ränge in einem Theater rings herum laufenden Gallerien eingefaßt. Es befinden sich außer den vielen, mit wahrhaft fürstlichem Luxus ausgestatteten Parlors, 755 Zimmer im Palace-Hôtel,

und ist für die Unterkunft und Bewirthung von 1200 Gästen Sorge getragen. Schön ist der Bau, mit seinen in langen Linien ringsherum gleichsam angeklebten Vorbaufenstern, freilich nicht zu nennen; aber er imponirt durch seine riesigen Verhältnisse und durch die ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt entfaltete Eleganz von seinen kolossalen Räumlichkeiten. Das Hôtel dient vielen reichen Familien zum ständigen Aufenthalt, welche für eine Reihe prächtiger Zimmer und allen nur denkbaren Luxus und Comfort lieber tausend Dollars Miethe pro Monat zahlen, als sich in eigenen Wohnungen mit unzuverlässigen irischen und chinesischen Dienstboten abzuplagen. Als Kuriosität sei noch erwähnt, daß sich in diesem Riesenhôtel stets an 200 Pianos befinden, welche von hiesigen Pianchändlern den Gästen leihweise überlassen werden.

Unter den im Bau befindlichen Gebäuden nimmt das neue Stadthaus (New City Hall) den ersten Platz ein. Dasselbe hat eine Länge von 800 Fuß und wird eine Anzahl von ca. 250 Fuß hohen Thürmen und Doppelreihen von korinthischen Säulen erhalten. Mit diesem Gebäude, dessen Herstellung mindestens sechs Millionen Dollars kosten wird, hat sich die Stadt im Uebermuthe ihres Reichthums einen Elephanten angeschafft, der für die hiesigen Steuerzahler noch auf viele Jahre eine nichts weniger als angenehme Acquisition ist. —

Die Einwohner San-Francisco's haben bis auf den heutigen Tag dieselbe leidenschaftliche, leicht erregbare Natur in ihrem ganzen Denken, Thun und Handeln beibehalten, wie sie sich bei den Bewohnern von neuen Ländern kennzeichnet. Im geschäftlichen Leben herrscht hier ein rastloser Eifer, der nicht vor den gefährlichsten Wagnissen zurückbebt. Die Sucht zum Spekuliren ist dem ganzen Volke sozusagen in das Blut übergegangen. „Stocks" (Minenactien) sind das Alpha und Omega der Gedanken von 99 Procent dieser Bevölkerung. Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, hoch und niedrig Gestellte, selbst verheirathete Frauen, Dienstmädchen u. s. w. spekuliren in „Stocks". Die fast unglaublichen Differenzen im Preise, welche diese von Tag zu Tag erreichen, gießen nur Oel in das Feuer der Leidenschaft, indem Jeder hofft, es werde dasselbe Glück ihm heute oder morgen zu Theil werden, welches diesen oder jenen von seinen Bekannten gleichsam über Nacht zum reichen Manne gemacht hat. Obgleich sich Jeder bewußt ist, daß die den Actienmarkt controllirenden Millionäre die Werthpapiere nach Belieben hinauf- oder heruntertreiben können, schreckt dies doch nur die Wenigsten davon zurück, ihre Ersparnisse bei diesem gefährlichen Spiel zu wagen. An der Pine- und Californiastraße ist tagtäglich ein Gedränge von Stocksspeculanten, daß daselbst kaum durchzukommen ist; in den verschiedenen Minenbörsen herrscht zur Börsenzeit stets ein Lärmen, als befände man sich in einem Tollhaus. —

Ein schöner Charakterzug der Bewohner von San-Francisco ist ihre Gastfreundschaft, welche nicht minder wie ihre Freigebigkeit sprichwörtlich geworden ist. Es

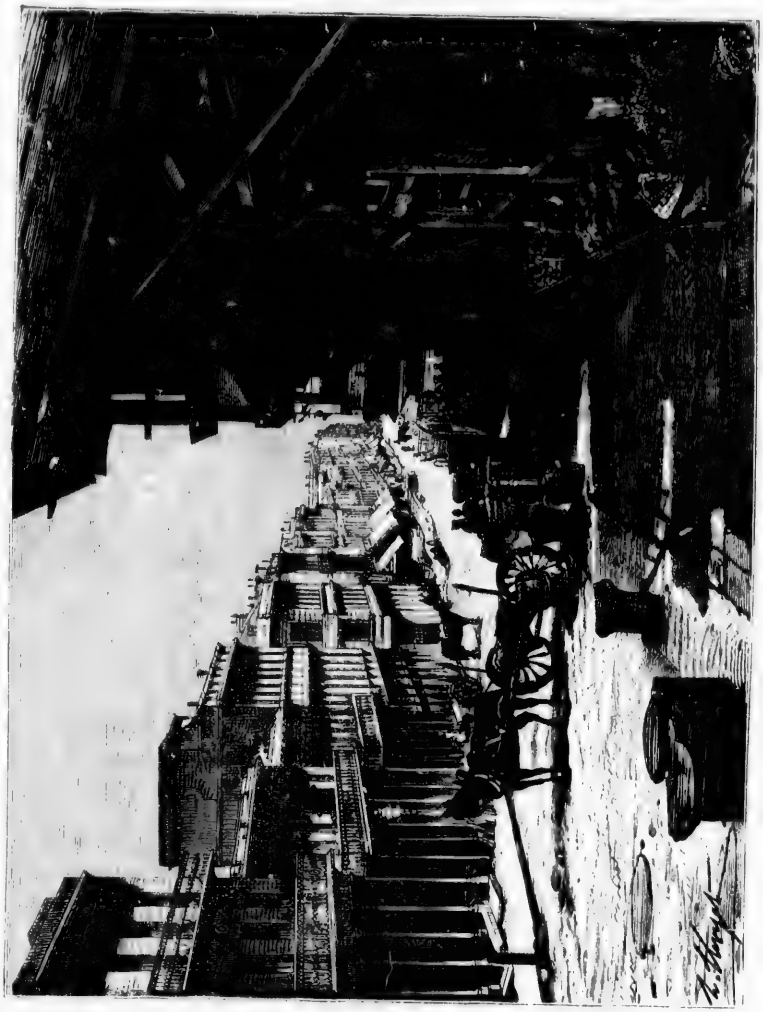
scheint etwas in der hiesigen Luft zu liegen, was selbst den verstocktesten Murrkopf veranlaßt, gesellig zu werden und dem Leben die heitere Seite abzugewinnen. Die europäischen Bewohner San-Francisco's zeigen eine ebenso große Anhänglichkeit an ihre neue Heimath wie die Eingeborenen, nur in seltenen Fällen entschließt sich Jemand dazu, wieder von hier fortzuwandern. Das freilich im Sommer windige Klima behagt immer mehr, je länger man hier ansässig bleibt. Es giebt weder Frost noch große Hitze, und die Regenzeit, der californische Winter, ist im Allgemeinen die angenehmste Jahreszeit.

Das gesellschaftliche Leben kann in einer kosmopolitischen See- und Handelsstadt, wie San-Francisco, natürlich nur ein außerordentlich mannigfaltiges sein. Selbstverständlich fehlt es hier nicht an Theatern und Concertsälen und jedes derselben erzielt als Regel allabendlich volle Häuser. Im schönen California-Theater spielt jeden Sonntag Abend eine deutsche Truppe, nächst der vom Germania-Theater in New-York wohl die beste deutsche Schauspielergesellschaft in Amerika. Die Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung betrachtet den Sonntag als einen Tag der Erholung und Freude, ja selbst in den englischen Theatern und Opernhäusern wird jetzt auch am Sonntag Abend gespielt, was sonst in Amerika nirgends geschieht.

Jede der verschiedenen Nationalitäten hat hier ihre Clublokale, ihre Feste und Picknicks für sich, und alle leben friedlich neben einander. Selbst während der aufregenden Tage, zur Zeit des letzten deutsch-französischen Krieges, blieb es hier bei unschuldigen Neckereien zwischen den erhitzten antagonistischen Parteien. Die etwa 30,000 Köpfe zählenden Deutschen sind im Goldland den geselligen Freuden der alten Heimath treu geblieben. Sie haben Gesang- und Turnvereine und eine ganze Anzahl von prächtig eingerichteten Clublokalen. Im Frühling und Sommer ziehen die deutschen Gesellschaften und Militärcompagnien allsonntäglich mit klingendem Spiel und wehenden Bannern durch die Hauptstraßen nach den großen Dampffähren und fahren über die Bai nach den reizenden Landstädten Oakland, Alameda, Saucelito u. s. w. um dort im Freien Picknicks abzuhalten und sich sonst nach vaterländischer Sitte zu erheitern. Gesellschaften anderer Nationalitäten stehen darin nicht zurück, und Tausende, welche nicht über's Wasser gehen wollen, besuchen die idyllischen Parks an der südlichen Pacificbahn und andere Vergnügungsorte in der Stadt, worunter Woodward's Garten der beliebteste Tummelplatz für die Deutschen ist.

Der interessanteste Vergnügungsplatz in der Nähe von San-Francisco ist das Cliff House, welches nahe beim Goldenen Thor und dicht am Ocean liegt. Eine chaussirte Straße führt aus der Stadt nach dem neu angelegten, eine halbe englische Meile breiten und drei englische Meilen langen Golden Gate-Park, aus dessen sandigem Boden bereits eine üppige Vegetation emporschießt. Auf vortrefflichen Kieswegen kutschirt man durch den Park nach dem Cliff House, dessen Hauptanziehung in einer

dort auf Felsen im Meere angesiedelten Seelöwencolonie besteht. Frühmorgens und am Sonntag ist die Klifthausstraße förmlich lebendig von leichten Fuhrwerken und



San-Francisco: Die Sacramentostraße.

Reitern. In mondhellen Nächten dort hinaus zu kutschiren, ist die verwirklichte Poesie!

Von der breiten Veranda des Klifthauses aus kann man das Familienleben der fremdartigen Meeresbewohner trefflich beobachten, die sich kaum hundert Schritt ent-

fernt auf einer Anzahl von nackten und zerklüfteten Felseninseln niedergelassen haben. Es wimmelt dort förmlich von Seehunden und Seelöwen, deren weinerlich klingendes Brüllen und Gekläff oft das Rauschen der nahen Brandung übertönt. Die größeren von den Thieren, welche an zweitausend Pfund wiegen, sind gleichsam die Patriarchen in der Kolonie. Sie halten die kleineren in guter Zucht und leben mit den oft ungenirt unter ihnen umherspazierenden langbeinigen Meeresvögeln in bester Freundschaft. Die Thiere schleppen ihre riesigen Leiber entweder höchst unbeholfen auf den Felsen hin und her, oder halten ein Schläfchen in der Sonne, oder sie sitzen gemüthlich da und kratzen das Haupt mit den großen Schwimmflossen. Setzt sich ein großer Seelöwe mit hoch erhobenem Haupte hin und reckt die mächtigen Schultern, so ist seine Aehnlichkeit mit dem Könige der Wüste einigermaßen treffend. Außerordentlich unterhaltend ist es, ihrem Treiben zuzusehen. Hier und da spielen die Alten mit den Jungen, die kaum zwei Fuß lang sind; andere versuchen es, mit ihren plumpen tatzenähnlichen Flossen aus dem Wasser auf die Felsen zu klimmen, was ihnen nur mühevoll gelingt; wieder andere stürzen sich von oben herab in die hochaufspritzenden Wogen oder schwimmen im Wasser umher.

Nie wird man müde das Kliffhaus zu besuchen, welches in seiner Art kein Seitenstück in der Welt hat. Die Seelöwen-Colonie dicht vor den Thoren von San-Francisco ist der Stolz jedes Bewohners dieser Stadt. Ungestört erfreuen sich die Thiere auf den sogenannten Seehundsfelsen (seal rocks) ihrer Freiheit. Niemand darf sie dort belästigen oder gar tödten, denn der Staat Californien schützt sie durch strenge Gesetze gegen jegliche Unbill.

Die Aussicht von der Veranda des Kliffhauses ist herrlich. Zum Horizonte erstreckt sich der schwellende große Ocean, mit zahlreichen weißen Segeln darauf, hochmastigen Klippern, kleineren Schiffen und mitunter einem mächtigen Dampfer. Rechts, nahe dem „Kliffhause", liegt das geöffnete Bergportal des „goldenen Thores", der westlichen Eingangspforte von Amerika; an seiner Südseite Point Lobos und drüben im Norden Point Bonita mit dem weißen Leuchtthurm. Zur Linken zieht sich der von der schneeigen Brandung umrauschte Meeresstrand hin. Nach einem Sturme ist der Aufenthalt im Kliffhause namentlich über die Maßen anziehend, denn dann schlagen die Wogen des großen Oceans haushoch über den nahen Felsenklippen zusammen, unter dem Donner einer gewaltigen Brandung. Aber die schönste Zeit zu einem Besuche ist eine windstille, mondhelle Nacht. Wem es gelingt, alsdann in dem von Gästen leider stets überfüllten Hause ein einsames Plätzchen auf der Veranda am silberschillernden Meere zu finden, der wird sich bei dem fremdartigen Gebrüll der Seelöwen und dem ewigen Rauschen der nahen Brandung eines seltsamen, romantischen Gefühls nicht erwehren können, welche dort selbst das prosaischste Gemüth erfaßt. —

Hiermit wollen wir Abschied nehmen von dem jüngsten Kinde unter den Großstädten auf der westlichen Hemisphäre, dem äußersten Vorposten amerikanischer Cultur an dieser Seite des Continents. Es ist noch ein junger Riese, voll von Uebermuth, der frisch und fröhlich in die Welt hinausblickt, dessen Manieren freilich mitunter noch etwas rauh sind, der aber ein offenes, warmes Herz hat und Jedem ein gastfreundschaftliches Willkommen bietet. Ein gesegnetes Klima, eine großartige Umgebung sind sein Erbtheil, seine Zukunft, als Gebieter des Stillen Meeres und eines der gesegnetsten Länder der Erde winkt ihm im rosigsten Lichte, ja er möchte das, was ein gütiges Geschick ihm bereits gegeben hat, gewiß nicht mit den Errungenschaften irgend eines Rivalen in der weiten Welt vertauschen.

7. Die Chinesen in Californien*).

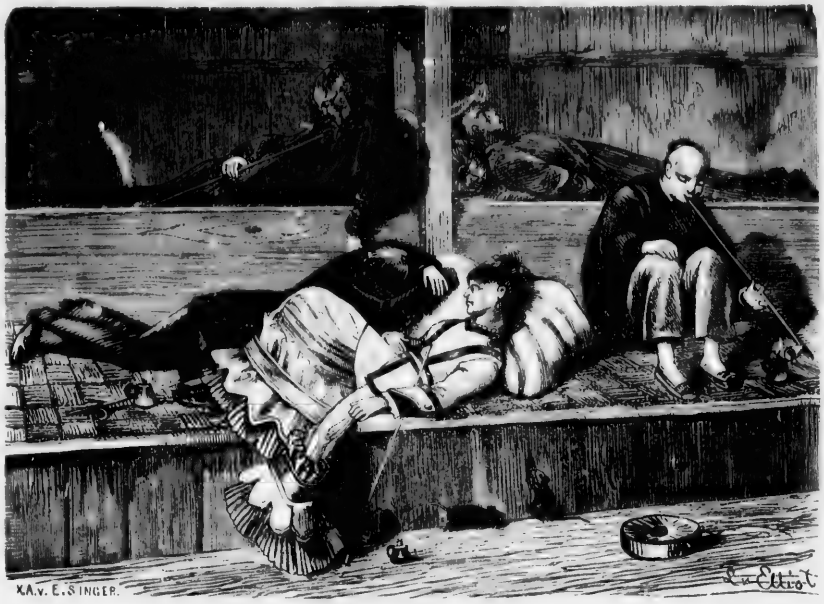
Neben der aus geborenen Amerikanern und fast allen Nationen Europas zusammengesetzten, außerordentlich zunehmenden weißen Bevölkerung der westlichen Küstenländer Nordamerikas, welche im Allgemeinen auf's Beste mit einander harmonirt und sich schnell zu einer speciell californischen assimilirt, bilden die Chinesen, wie allgemein bekannt, einen bedeutenden Bruchtheil der Gesammtbevölkerung, der eine Kaste für sich ausmacht.

Die chinesische Einwanderung nach Californien, welche zuerst durch die Entdeckung des Goldes in's Leben gerufen wurde, steht ganz unter der Controle von sechs großen chinesischen Handelsgesellschaften, welche die Namen Sam Yup-, Yung Wo-, Bong Chow-, Wing Yung-, Hop Wo- und Yan Wo-Compagnie führen. Die Art und Weise, wie die genannten sechs Corporationen die Einwanderung ihrer Landsleute — früher aus Macao, jetzt aus Hongkong — vermitteln, ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, welches zu lüften selbst dem vom Staatssenat des Staates Californien in jüngster Zeit zur möglichst genauen Erforschung der Chineseneinwanderung eingesetzten Comité nur theilweise gelungen ist. Doch sind durch die Bemühungen jenes Comités manche neue Einblicke in die dunklen Wege der mit absoluter Gewalt über ihre Landsleute herrschenden Compagnien gewonnen worden, wodurch sich Schlüsse auf den Thatbestand mit ziemlicher Genauigkeit machen lassen.

Die Chinesen, welche nach Californien auswandern, kommen fast alle aus der Provinz Canton und gehören zu den niedrigsten Volksklassen der Bewohner des himmlischen Reiches. Die Annahme, daß die sechs Compagnien den Auswandernden das Reisegeld vorschössen, um diese dadurch in eine abhängige Stellung zu sich zu

*) Von Theodor Kirchhoff in San-Francisco.

bringen, wird von den Compagnien entschieden in Abrede gestellt. Sie behaupten, daß fast ohne Ausnahme die Angehörigen der Auswanderer das Reisegeld in China aufbringen, um es einem ihrer Verwandten zu ermöglichen, in Californien ein Vermögen zu machen, (in China vermag Jemand mit 500 Dollars als Rentier zu leben!) um dereinst als reicher Mann in ihre Mitte zurückzukehren. Jede Compagnie vertrete einen District von der Provinz Canton, und jeder hier ei[illegible] andernde Chinese



San-Francisco: Eine Opium-Hölle.

stelle sich sofort nach seiner Ankunft in Californien freiwillig unter die Botmäßigkeit derjenigen Compagnie, welche den District seiner engeren Heimat repräsentire. Sie, die sechs Compagnien, wären weiter nichts als die Rathgeber ihrer armen einwandernden Landsleute, denen sie zugleich eine hülfreiche Hand reichten, um hier ein Fortkommen zu finden. Ohne irgend einen Zwang ausüben zu wollen, wäre ihnen doch die Schlichtung aller Streitigkeiten unter ihren Landsleuten einmüthig von diesen übertragen worden; eine Entscheidung, welche das Siegel der sechs Compagnien trüge, würde allemal als endgültig angenommen.

Hiergegen läßt sich einwenden, daß das erforderliche Reisegeld von 43 Dollars Gold im Zwischendeck für einen armen Chinesen eine fast unerschwingliche Summe

ausmacht, daß der ganze Raum in den Dampfern oft auf Monate im Voraus für chinesische Auswanderer belegt ist, daß die Abhängigkeit der nach Californien einwandernden Chinesen gegen die Compagnien während der ersten Jahre eine solche ist, daß sie einer Sclaverei vollständig gleichkommt. Auch verweigert die Pacific-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, in Folge eines erst vor kurzem bekannt gewordenen Vertrags mit den sechs Compagnien, jedem Chinesen, selbst gegen das Anerbieten

San-Francisco: Verpackung von Chinesenleichen.

eines erhöhten Reisegelds, die Rückfahrt nach China, wenn derselbe nicht zuvor einen Erlaubnißschein mit dem Siegel der Compagnie, zu welcher er gehört, vorweist, und durch ein solches Schriftstück den Beweis liefert, daß er alle seine Schulden an sie bezahlt hat. Ein solcher Erlaubnißschein kostet dem Zurückwandernden fünf Dollars Gold. Hiervon machen nur solche Chinesen eine Ausnahme, welche zum Christenthum übergetreten sind. Es giebt etwa tausend Chinesen in San-Francisco, welche dem Namen nach Christen sind.

Die Zahl der in San-Francisco lebenden Chinesen wird von den Compagnien auf 30,000, der im Staate Californien, außerhalb von San-Francisco wohnenden, auf ebenfalls 30,000 angegeben. Diese Zahlenangabe ist, soweit sie Californien

betrifft, entschieden falsch, da mindestens 100,000 Chinesen in diesem Staate leben. Nach den statistischen Einwanderungsberichten sind bis jetzt 190,000 Chinesen nach den Vereinigten Staaten eingewandert und 50,000 nach China zurückgekehrt; also 140,000 im Lande. Da die von Südamerika und von anderen nicht chinesischen Häfen kommenden Chinesen hierbei nicht mitgerechnet sind, so kann jene Statistik aber auf Genauigkeit keinen Anspruch machen. Eine Volkszählung im Chinesenviertel von San-Francisco gehört leider zu den Unmöglichkeiten, wie Jeder, der das dortige Treiben und Menschengewoge mit angesehen hat, zugeben muß. Die Unzuverlässigkeit der statistischen Einwanderungsberichte hingegen läßt sich am leichtesten dadurch erklären, daß die Anzahl der einwandernden Chinesen von der Pacific-Dampfschifffahrts-Gesellschaft stets zu niedrig angegeben worden ist.

Alle Thatsachen sprechen gegen eine freie Chineseneinwanderung, so sehr die Sclaverei auch von den sechs Compagnien bestritten wird. In San-Francisco werden die Neuankömmlinge so lange von jenen unterhalten, bis sie Arbeit finden. Dadurch gerathen sie immer tiefer in Schulden, werden von den Compagnien, die den ganzen Arbeitslohn einziehen, ausgemiethet und sind *jahrelang weiter nichts als Sclaven*. Sterben die Kulis im Auslande, so sind die Compagnien verpflichtet, deren Gebeine zur Beerdigung nach China zurückzusenden. Nachdem die Leichen im temporären Grabe verwest sind, werden die Knochen wieder hervorgeholt, hübsch abgeputzt und in Bündeln, mit dem Namen des Betreffenden darauf, zusammengebunden nach China zurückbefördert. Den Arbeitsmarkt controliren die Compagnien vollständig, so daß es eine schwierige Aufgabe ist, einen chinesischen Arbeiter anders als durch ihre Vermittlung zu bekommen. Sie liefern auf Verlangen jede beliebige Zahl von Fabrik- oder Minenarbeitern, Köchen, Hausdienern u. s. w. und geben einer größeren Abtheilung allemal einen Aufseher mit, der alles Geschäftliche besorgt und die Kulis unter Aufsicht hält. Longt ein Dampfer von China an, so sendet jede von den sechs Compagnien sofort einen Agenten an Bord, der die Einwanderer nach dem Chinesenviertel befördert, wo sie ein Unterkommen finden. Tausende werden in großen Karavanserais — namentlich im berüchtigten, über alle Beschreibung schmutzigen Globe-Hôtel, wo in jedem der acht bis zehn Fuß großen Zimmer acht bis fünfzehn Chinesen logiren — untergebracht und dort auf Kosten der respectiven Compagnien so lange unterhalten, bis sie Beschäftigung finden.

Die californischen Behörden sind mit Recht von jeher der Ansicht gewesen, daß die hier einwandernden Chinesen als eine Art Kulis von den sechs Compagnien importirt werden und daß jene eine absolute Gewalt über die Immigration ausüben. In Folge dessen wird den chinesischen Einwanderern bei ihrer Ankunft in San-Francisco durch einen Dolmetscher erklärt, daß alle etwa in China von ihnen eingegangenen Contracte hier durchaus rechtlos seien. Diese Bekanntmachung hat jedoch nie

den geringsten Einfluß ausgeübt, indem die Einwanderer sich stets gleich nach ihrer Ankunft unter die Botmäßigkeit von einer der sechs Compagnien stellen. Selbst solche, welche sich im Laufe der Zeit eine selbstständige Stellung erringen und für eigene Rechnung Geschäfte machen, sind stets der Oberhoheit der chinesischen Gerichte unterthan geblieben.

Die nach Californien kommenden chinesischen Frauen werden dagegen ganz offen als Sclaven betrachtet. Man kauft und verkauft sie gleich nach ihrer Ankunft, für 400 bis 600 Dollars auf eine Reihe von Jahren, zu den schamlosesten Handelszwecken, und die Chinesen finden dies so natürlich, als ob sich das von selbst verstünde. Ist ihre Zeit abgelaufen, so sind sie doch immer noch der Gefahr ausgesetzt, aus irgend einem nichtigen Grunde auf's Neue verkauft zu werden. Die Frauen lassen diesen schändlichen Handel mit ihrer Person mit einem stoischen Gleichmuth über sich ergehen und beanspruchen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen den Schutz der amerikanischen Gerichte. Ein Familienleben existirt unter den Chinesen San-Francisco's fast gar nicht. Höchstens hundert verheirathete Chinesen befinden sich daselbst; alle anderen Frauen sind Prostituirte, unter denen die furchtbarsten Krankheiten in einer Menge und Intensität herrschen, die grauenerregend sind. Man muß diese Geschöpfe gesehen haben, um einen Begriff von der grenzenlos sittlichen und körperlichen Verkommenheit zu bekommen, deren ein menschliches Wesen fähig ist! Werden sie alt, krank oder hülflos, so werden sie von ihren Herren einfach auf die Straße geworfen, damit die Polizeibehörde sie ins Spital bringe; oder man schafft sie in ein abgelegenes Zimmer, stellt eine Schale voll Reis neben ihr Schmerzenslager und verläßt sie dann, um sie dort sterben zu lassen.

Die sechs chinesischen Compagnien von San-Francisco bilden, im buchstäblichen Sinne des Wortes, einen Staat im Staate. Sie haben hier ihre eigenen Gesetze und Gerichte, erheben Steuern, strafen u. s. w., wie es ihnen beliebt, und die amerikanischen Behörden sind, theils aus Unkenntniß der fremden Sprache, theils weil die große Masse der Asiaten ihre Oberhoheit gar nicht anerkennt, ganz machtlos dagegen. Es ist hier schon öfters vorgekommen, daß, im Falle sich ein Chinese geweigert hat, den Mandaten der Compagnien nachzukommen, an allen Straßenecken im Chinesenviertel Mordplacate in chinesischer Sprache im Namen der geheimen Vehme des „Hip Yee Tong" angeschlagen worden sind, worin so und so viele hundert Dollars für die Tödtung des Betreffenden geboten wurden. Von den professionellen chinesischen Spielern werden häufig ähnliche Placate angeschlagen, worin Jeder, der es wagen sollte, vor Gericht gegen sie zu zeugen, mit dem Tode bedroht wird! Die reichen Chinesen sind sonst im Vergleich mit ihren Unterthanen die wahren Gentlemen; ihre Höflichkeit und ihre feinen Manieren lassen nichts zu wünschen übrig; sie sind die liebenswürdigsten Wirthe und dabei ausgezeichnete Geschäftsleute. Bei einer Unter-

haltung mit ihnen fühlt man sofort, daß sie sich uns Weißen als vollständig ebenbürtig dünken. Daß sie ihre Herrschaft über ihre armen Landsleute inmitten des ihnen feindlichen weißen Elements bis jetzt so trefflich gewahrt haben, ist den Behörden gegenüber gewiß ein Meisterstück!

Betrachten wir das chinesische Volkselement in seiner engeren hiesigen Heimat, dem Chinesenviertel der californischen Handelsmetropole, etwas genauer, so werden wir ein Bild finden, wie etwas Aehnliches in keiner zweiten vorwiegend von Weißen bewohnten größeren Stadt auf dieser Erde anzutreffen ist.

Ein Spaziergang durch das Chinesenviertel in San-Francisco ist genügend, um Jeden, der für chinesische Einwanderung geschwärmt hat, zum energischsten Widersacher derselben zu machen. Unsere Freunde im Osten, welche gelegentlich einmal ein paar Dutzend Chinesen zu sehen bekommen, die dort in Fabriken angestellt sind, begreifen nicht, was wir Californier an den charmanten Arbeitern auszusetzen haben, die so fleißig und so sauber sind! Könnten sie dieselben Asiaten an Plätzen sehen, wo sie wie hier in Menge wohnen, so würde ihnen unsere Abneigung gegen die Herren Zopfträger wohl ohne weiteren Commentar begreiflich werden! — Der Schmutz in den Wohnungen, den düsteren Kellerlöchern mit ihrer verpesteten Luft, wo oft ein halbes Hundert und mehr Chinesen in einem Raume zusammen leben, der den bescheidensten Ansprüchen *einer* einzigen weißen Familie nicht genügen würde (die Lagerstätten sind weiter nichts als übereinander an den Wänden festgenagelte Bretter, ja es befinden sich unter den Straßen und Trottoirs Löcher von 6 Quadratfuß Bodenraum, in welchen *sechs* Asiaten ein recht gemüthliches Unterkommen finden); die mit betäubendem Dunst angefüllten Zimmer mit rußigen Wänden und schmierigen Fußböden, wo die ganz verthierten Opiumraucher auf den Pritschen daliegen und im Genusse der narkotischen Pfeife das Elend der Gegenwart zu vergessen trachten; die 200, sage zweihundert, scheußlichen Locale, mit zwei bis vier und mehr Prostituirten in jeder schmutzigen Kammer, die kaum groß genug ist, um sich darin umdrehen zu können; die Spielspelunken, in denen die Geldgier allnächtlich ihre wüsten Orgien feiert, kurz, das ganze Ensemble der unsauberen Gassen und Wohnungen ist genug, um jeden civilisirten Weißen die Nerven erschüttern zu können. Das Hazardspiel namentlich ist ein chinesisches Nationallaster. Nach Angabe eines hiesigen Geheimpolizisten giebt es mit Einschluß der chinesischen Waschhäuser, wo überall Lotterieloose feilgeboten werden, nicht weniger als 500 chinesische Spielhöllen in San-Francisco. Im Chinesenviertel befinden sich nach Angabe des Senatscomités wenigstens 150 öffentliche chinesische Spielhäuser, über deren Thüren die Worte „Friede und Glückseligkeit" — „Reichthum und Zufriedenheit" in tartarischer Schrift paradiren, und in deren Räumlichkeiten Tag und Nacht Hazard gespielt wird. Allnächtlich versammeln sich die Chinesen aus allen Theilen der Stadt in

jenen Spielspelunken, in denen alsdann ein ganz unbeschreiblicher Bedlamsskandal herrscht. —

Das Getriebe in den Gassen und Gängen ist echt asiatisch. Wer aus der eleganten Kearnystraße in die Jackson- und andere Straßen des Chinesenviertels geräth, möchte wähnen, er sei plötzlich aus San-Francisco nach Canton versetzt. Ein ganz unbeschreiblicher Geruch liegt dort stets in der Luft — eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen und verfaultem Obst geschwängert! — Das Chinesenquartier ist eine fortwährende Drohung von Epidemien für diese Stadt, und wir haben das Glück, bis jetzt davon verschont gewesen zu sein, nur den beständigen atmosphärischen Strömungen zu verdanken, welche hier die Luft das ganze Jahr hindurch reinigen. — Schwärme von bezopften Asiaten wandern die Gehwege (wo vor fast allen Thüren Lebensbedürfnisse für die Himmlischen ausgeboten werden) auf und ab und schnattern ihr Kauderwälsch; fast alle sind sie in vaterländischer Tracht, mit Holzpantoffeln, Zopf und blusenartigem Gewand — nur der Filzhut und hier und da eine Hose oder ein Paar Stiefel sind von solchen Chinesen, die längere Zeit hier gelebt haben, als bequeme Neuerung adoptirt worden —. Die Frauen tragen große Porzellanringe an Knöcheln und Handgelenken, sie nehmen sich in den oft fein gestickten Gewändern, den Pumphosen, dem zusammengekleisterten Schmetterlings-Haarputz 2c., höchst seltsam aus.

Die Häuser sind bunt von rothen und goldenen chinesischen Schriftzeichen und Schildern; in den Läden sitzen die Bezopften an jedem Fenster, schieben mit ernster Miene die Knöpfe auf den Rechenbrettern hin und her, lesen oder malen ihre Correspondenzen; aus den Theatern, wo dasselbe Stück mit Fortsetzung Wochen lang spielt, schallt der betäubende Lärm von Gongs und Tantams; vor den Joschhäusern (Tempeln) brennen bunte Wachskerzen, und drinnen sitzen die dickleibigen Götzen, in ihrem Staat von Pfauenfedern und vergoldetem Krimskram, unter Drachen- und Ungeheuerköpfen, und schauen gar grimmig mit den schiefen Augen aus den rothen, mit riesigen Schnurrbärten gezierten Gesichtern den „Barbaren" (nämlich Weißen) an, der etwa die Frechheit hat, im Heiligthume herumzubummeln und dort (was öfters vorkommt) ungenirt seine Cigarre weiter zu rauchen. Und dann diese Schlachthäuser mit ihren in toto gebratenen, mit braunem Firniß überzogenen Schweinen, den Haufen von daumenlangen Fischen und unappetitlichen regenwurmähnlichen Würsten, dem oft halb verfaulten Gemüse und Obst, den schmierigen hellgelben Kuchen, die Torten vorstellen sollen, und allerlei unbeschreiblichen Gerichten, die den Gedanken an Rattenschwänze und Hundefricassées wach rufen! — Die Kellerlöcher, in denen ein chinesischer Barbierkünstler die Köpfe seiner Kunden bis zum Scheitel glatt rasirt und ihnen elegant die Ohren ausspritzt; die Waschhäuser mit ihren fleißigen weißgekleideten Hemdenbüglern; die unterirdischen Gewölbe, wo Schaaren von Cigarren-

und Pantoffelmachern thätig sind, und andere, wo an Hunderten von Nähmaschinen das Anfertigen von Kleidern fabrikmäßig betrieben wird: — das wogt und arbeitet und schnattert durcheinander und drängt sich in den schmutzigen Straßen und Gängen; die Johns mit stets grinsendem Lächeln, die Frauenzimmer mit den bemalten Gesichtern jeden ihnen begegnenden Weißen mit den Mandelaugen verschmitzt anblinzelnd. — Interessant ist es, nach dem Landen eines Dampfers den Transport der Neuankömmlinge nach dem Chinesenviertel zu beobachten. Durch die Hauptstraßen der Stadt fährt ein offener Wagen nach dem anderen, jedes Gefährt mit einem Dutzend bis zu zwanzig Chinesen voll gepackt die zwischen und auf den Bündeln, Bambusrohren und unnennbaren Gepäckstücken hocken und erstaunt die ihnen fremde Umgebung anstieren. Diese Neuimportirten haben alle den tartarischen Champignonstrohhut oder Zeugkappen, die den Studentenmützen auffallend ähnlich sind, auf, tragen hellblaue, an den Knöcheln zusammengebundene Beinkleider aus Baumwollenzeug und sind von den hier Einheimischen leicht zu unterscheiden. Stundenlang passirt fast in jeder Woche einmal eine solche mit Chinesen bepackte Wagenkarawane die Stadt, wird von den Einwohnern mit verhaltener Wuth betrachtet und bildet einen Gegenstand des Erstaunens für jeden Fremden.

Inmitten der Stadt liegt das Chinesenviertel und breitet sich nach allen Richtungen fortwährend, wenn auch langsam, aus. Keiner anständigen weißen Familie ist es zu verargen, wenn sie nicht in unmittelbarer Nähe einer Chinesenwohnung leben mag. Sobald als möglich wird sie die unliebsame Nachbarschaft verlassen, der Hauseigenthümer wird gezwungen sein, sein Eigenthum an Asiaten zu vermiethen, oder es leer stehen zu lassen. Sobald der schlaue Mongole eingezogen ist, — der aus je einem Zimmer sofort vier, mit mehreren Etagen darin, macht, worin statt einer Familie an fünfzig Bezopfte ein Unterkommen finden, die nie ausfegen oder die Farbe der Wände renoviren, die auf offenen Eisenschalen auf den Korridors kochen, auch eine Aversion gegen Licht, Reinlichkeit und Schornsteine zu haben scheinen, — wird sein nächster weißer Nachbar, dem der Gestank und der Schmutz, wie der kreischende Lärm von chinesischen Geigen und das Geschnatter nebenan bald ganz unleidlich werden, Reißaus nehmen. Und so wiederholt sich dies, — die Chinesen drängen die Weißen Haus bei Haus zurück. Ganze Straßen, in denen früher gar keine Chinesen wohnten, haben diese gleichsam erobert, sie dringen bereits in die Hauptstraßen der Stadt vor. Ein ganzer Stadtdistrict (der nördlich gelegene) ist durch das ekelhafte Chinesenquartier von den Hauptstraßen abgeschlossen worden. Anständige Familien, die durch das Chinesenviertel gehen müssen, um nach den Geschäftsstraßen der Stadt zu gelangen, verlassen täglich ihre Wohnungen und siedeln nach anderen Stadttheilen über, wo sie von der mongolischen Nachbarschaft vorläufig befreit sind.

Betrachten wir jetzt die Kehrseite dieses Bildes. Man gehe in die Privatwoh-

nungen der wohlhabenderen Weißen, und man wird dort vielfach Chinesen als Hausarbeiter angestellt finden. Sie sind sauber gekleidet. Fleißig, ohne Widerrede und ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten pünktlich nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit. In der Küche dienen sie als Köche, bei Tisch warten sie auf, sie putzen und reinigen Haus und Hof, sie sind mit einem Worte ganz vorzügliche Dienstboten. Geht man durch die verschiedenen Stadttheile, so wird man fast in jedem Häusergeviert ein chinesisches Waschhaus finden. Man mag dort vorbeigehen wenn man will, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein sieht man die Chinesen fleißig beim Bügeln beschäftigt. In diesen Locales sieht es sauber und nett aus, es ist unbegreiflich, daß dies dieselben Menschen sind, die im Chinesenviertel, wo sie massenweise zusammenhocken, in Schmutz und Unrath fast verkommen. In den Fabriken, namentlich in den Wollenwaaren-, Cigarren-, Schuh- und Stiefel-, Kleider-Fabriken, 2c. überall, wo leichte Arbeit im Großen gethan wird, sind sie zu Tausenden thätig und als fleißige, zuverlässige und namentlich billige Arbeiter geschätzt. In den Agrikulturdistrikten ist es ebenso. Zur Erntezeit sieht man die Chinesen schaarenweise auf allen Feldern thätig, viele Landwirthe erklären, ebenso wie die Fabrikbesitzer, daß sie ohne die billige und zuverlässige Chinesenarbeit gar nicht fertig werden könnten. Beim Eisenbahnbau, in den Goldwäschereien findet man die Asiaten überall an dieser Küste in vorwiegender Zahl als fleißige Arbeiter thätig.

Aber es ist nicht Alles Gold, was glänzt; Niemand traue der Ehrlichkeit der Chinesen zu viel zu! — Es ist eine traurige Erfahrung, daß der scheinbar ehrlichste Chinese, nachdem derselbe jahrelang treu in einer Familie gedient hat, plötzlich mit den silbernen Löffeln, mit Geschmeide u. s. w. verschwindet. Die Fabrikbesitzer machen wo möglich noch unangenehmere Erfahrungen. Mancher von diesen, der für Chinesenarbeit schwärmte, hat es bitter bereut, die Asiaten beschäftigt zu haben. Sobald diese nämlich ein Handwerk erlernt haben, verlassen sie ihre Arbeitgeber und fangen dasselbe Geschäft erst im Kleinen, dann im Großen (in Genossenschaften) an, hausiren ihre Waaren von Thür zu Thür, verkaufen billiger als es den Weißen möglich ist und ruiniren die Preise. Schritt vor Schritt erobern sie so das Land und monopolisiren einen Handelszweig nach dem andern. Die Fabrikation von Cigarren, die Waschanstalten, das Herstellen von Schuhen und Pantoffeln und von billigen Kleidungsstücken, das Anfertigen von Kisten, von Blechwaaren, Drechslerarbeit, Verfertigen von Tauen, Fußmatten, Frauen- und Kinderkleidern, Unterzeug u. s. w. ist ganz in ihren Händen. Fast alle leichte Handarbeit haben sie monopolisirt. Dagegen scheinen sie sich vor harter Arbeit zu scheuen, welche hier zu Lande meistens die Irländer versehen. Beim Häuserbau, in Quarzminen 2c. finden die Chinesen noch keine Beschäftigung. Vor Pferden haben sie eine kindische Furcht, so daß die Kutscher

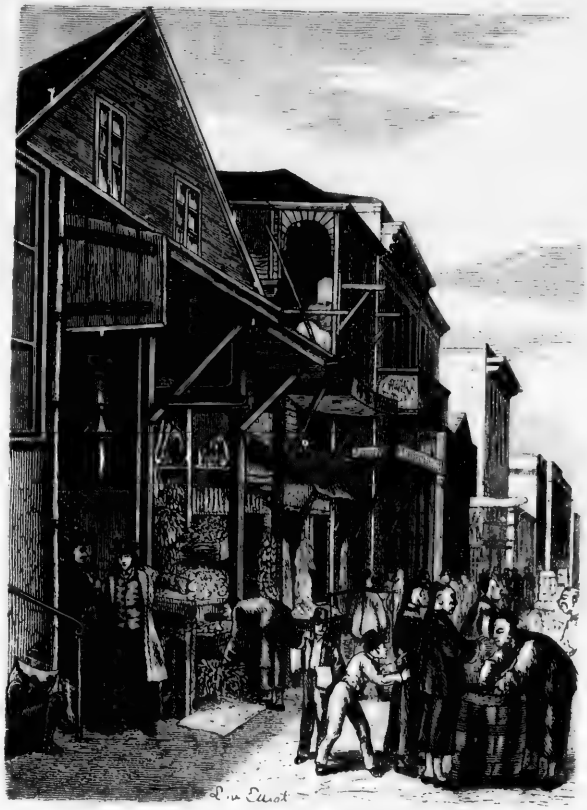
und Fuhrleute vor der Concurrenz der Asiaten ziemlich sicher sind. Ihr im Allgemeinen schwächlicher Körperbau verhindert sie, es bei harter Arbeit den kräftigen Irländern gleich zu thun. Besäße der Chinese die physische Kraft des Weißen, so könnte hier überhaupt kein weißer Arbeiter mehr Beschäftigung finden.

In den Landdistricten sind die Mongolen in Schaaren beim Pflücken der Erdbeeren, beim Einheimsen von Obst, beim Weinbau u. s. w. beschäftigt. Aber auch hier verstehen sie es, ihren Vortheil zum Schaden ihrer Arbeitgeber wahrzunehmen. Erst machen sie sich unentbehrlich und drängen dann die Farmer aus ihrem Besitzthum. Im Santa Clara-Thale haben sie z. B. das profitable Erdbeerengeschäft selbst in die Hand genommen. Sie ziehen die Beeren gegen Abgabe des halben Gewinns an die Bodeneigenthümer und überschwemmen den Markt mit billigen Obst, dort kann bereits kein Weißer mehr mit ihnen concurriren.

Volkstypen: Chinesische Wäscher.

In den Placerminen waschen die Chinesen das Gold aus, wovon ein großer Theil nach China geht — sie haben uns in 25 Jahren an hundert Millionen dorthin entführt, wovon nur ein Minimumantheil hierher zurückgekehrt ist! — In feinen Netzen fangen sie die jungen Fische aus den Baien und Strömen weg und verhindern den Nachwuchs der jungen Brut (wird doch der Werth der von ihnen im vergangenen Jahre nach China gesandten Fische, die dort meistens als Dünger verwandt werden, allein auf fast eine Million Dollars geschätzt). — Ihren ganzen Erwerb senden sie nach China. Alles, was sie zum Lebensbedarf nöthig haben, beziehen sie von dort. Ihre Kleidungsstücke, Reis 2c., alles importiren sie selbst und kaufen von den Weißen fast gar nichts. Die geringen Abgaben, welche man ihnen abzwingen muß, belaufen sich nicht einmal auf so viel, um die Polizei, die sie unter Controle halten soll, damit besolden zu können. Nach Angabe des Steuereinnehmers der Stadt San-Francisco haben sämmtliche hier wohnenden Chinesen kaum 600,000 Dollars Eigenthum zu versteuern, worunter nur 100,000 Dollars Grundbesitz, während das gesammte Steuercapital unserer Stadt 300 Millionen beträgt. Für das allgemeine Wohl, für öffentliche und wohlthätige Anstalten, für Verbesserungen und Verschönerungen

in Stadt und Land, für alle höheren Zweige der Wissenschaft, Kunst und Industrie thun die Chinesen factisch gar nichts. Sie setzen kein Geld hier in Circulation, fast ihr ganzer Verdienst kommt China zugut, wohin sie den Ueberschuß ihres Baargeldes entsenden. Allerdings empfängt Californien den Nutzen ihrer



San-Francisco: Im Chinesen-Viertel.

billigen Arbeit, aber der ganze Verdienst der Arbeitenden bleibt diesem Lande auf immer verloren.

Und hier kommen wir auf den Kern der Chinesenfrage, auf ihre ernsteste Seite — die Concurrenz der freien weißen und der asiatischen Sklavenarbeit: denn weiter als dies ist die Chinesenarbeit im Großen und Ganzen in den pacifischen Staaten Nordamerikas nichts. Die freie Arbeit als solche wird durch die Mitbe-

werbung der Kuliarbeit degradirt, der Verdienst so weit herabgedrückt, daß der Arbeiter nach und nach allen höheren Ansprüchen an das Leben entsagen muß. Die europäische Immigration der asiatischen gleichstellen zu wollen, ist absurd. Die europäischen Einwanderer sind von derselben Race und haben dieselben Lebensbedürfnisse wie der Amerikaner, dieser fürchtet nicht ihre Concurrenz; im Gegentheil, er befürwortet die europäische Immigration aus ganzem Herzen. Die afrikanische Sklavenwirthschaft im Süden der Union war gewiß schlimm genug, sicher aber war sie zehn mal besser für dies Land, als die jetzige Kulieinfuhr; denn was die Neger erwarben — für sich oder für ihre Herren — blieb im Lande und mehrte den Nationalreichthum, wogegen bei den Kulis gerade das Gegentheil der Fall ist, — ganz abgesehen davon, daß die Neger Familien erziehen und Amerika als ihre Heimat betrachten, wogegen die Chinesen dieses nur als eine fette fremde Weide ansehen, die sie abzugrasen hergekommen sind.

Das bewegende Moment bei dem Chinesen ist die alles Meßbare übersteigende Gier nach Geld. Das ist das Seil, an welchem derselbe die höchsten Berge von Hindernissen zu übersteigen vermag, dies der Antrieb, welcher ihn vor keiner Mühe und Plage zurückschrecken läßt. Die heiligsten Interessen, das, was anderen Menschen als das Liebste und Theuerste gilt, opfert er der baaren Münze. Ist es doch bekannt, daß chinesische Mütter ihre eigenen Kinder für Geld verkaufen.

Sicher ist, daß der Chinese absolut nichts thut, keinen Finger rührt, wenn er nicht vorher sich überzeugt hat, daß er dabei auch seine Rechnung findet. Profit muß überall sein, und wo nicht Profit zu ersehen, da tritt an die Stelle des Thuns das Lassen. Man nennt dieses Vortheilnehmen bei Allem und Jedem „Squizen" und dasselbe übt in seiner Handhabung auf den Europäer einen geradezu abstoßenden Eindruck aus. Man braucht nicht Idealist zu sein und zu glauben, daß bei uns in der Masse der Fälle vom eigenen Interesse abgesehen und nur das des Anderen im Auge behalten wird; aber auf die Form kommt es an, und in dieser Hinsicht scheut sich der Chinese nicht und läßt den geschilderten Charakterzug in ekelerregender Weise hervortreten.

Zu solchem Beginnen kommen ihm seine natürlichen Anlagen sehr zu statten. Der Chinese ist nämlich das verschmitzteste Individuum auf dem ganzen Erdenrund. Sein hölzernes Gesicht ist im geschäftlichen Verkehre zu keiner Verzerrung, zu keiner Aeußerung von Lust, Freude oder Schmerz, Enttäuschung, Ueberraschung oder Zorn zu bringen. Unbeweglich bleibt er von Anfang bis zu Ende, und da mag sich der Europäer anstrengen, wie er will, es wird ihm doch nicht gelingen, aus der chinesischen Façade herauszulesen, was hinter derselben sich abspielt.

Dieselbe Verstellung tritt auch in seinem Handeln und seinen Reden zu Tage. Der Chinese leugnet mit einer Gelassenheit und lügt mit einer Geläufigkeit, die

Einen vor Staunen und Verwunderung nicht zu Zorn und Entrüstung gelangen läßt. Es ist ein verledertes Volk.

Daß es bei so bewandten Eigenschaften auch an gemeinem Betruge im geschäftlichen Verkehre nicht fehlt, braucht wohl kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Wie schon bemerkt wurde, vermögen die weißen Arbeiter, die als freie Menschen leben wollen, nicht mit den Chinesen, deren Lebensbedürfnisse lächerlich gering sind, zu concurriren; die Frauen und Kinder finden aus demselben Grunde nur mit Mühe Arbeit in den Fabriken; unsere Jugend, die keine ehrenhafte Beschäftigung finden kann, wächst im Müßiggang auf und wird noch obendrein durch das Beispiel der tagtäglich vor die Augen tretenden sittlichen Verkommniß der Asiaten verderbt; viele Hunderte von Frauen, denen von den Mongolen die Möglichkeit der ehrlichen Arbeit genommen worden ist, werden der Schande in die Arme getrieben. Ein Chinese lebt splendid von sage fünfzehn Cents pro Tag und führt ein behagliches Dasein von denselben Mitteln, bei denen ein Weißer umkommen müßte. Jener ist im Stande, drei und vier Mal so billig als ein Weißer zu arbeiten, weil er lebt, wie es kein weißer Arbeiter thun kann; er befriedigt seine Bedürfnisse mit ein paar Händen voll Reis und einigen Tassen Thee, betrachtet getrocknete Fische und halb verfaultes Obst und Gemüse als Luxusartikel, unterzieht sich ohne Murren Entbehrungen, die einen Weißen zum Selbstmord bringen würden, lebt, ohne Anspruch auf Familie und Häuslichkeit, mit hundert anderen in Löchern zusammengepfercht.

Man rühmt es den Chinesen nach, daß sie die Central-Pacificbahn gebaut haben; zugegeben! — wären aber 10,000 weiße Arbeiter anstatt der Chinesen, die mit ihrem Erwerb wieder fortgezogen sind, beim Eisenbahnbau beschäftigt gewesen, so hätte das Land so viele permanente Ansiedler gewonnen. Befänden sich an Stelle der 200,000 Chinesen so viele Weiße im Lande, so würden dafür zehntausende von Familien hier ein behagliches Dasein führen; ihre ganze Arbeitskraft und ihr ganzer Erwerb käme dem Lande zugut. Würde die Stelle der in unserer Stadt lebenden Chinesen durch so viele Weiße eingenommen, so hätten diese hübsche Wohnungen und zahlreiche Familien, wogegen wir jetzt am Chinesenquartier einen Stadttheil besitzen, der allem Familienleben Hohn spricht, an Unsauberkeit und Verderbniß aller Art kaum ein Seitenstück in der civilisirten Welt findet. Die Asiaten haben Tausende von nützlichen weißen Arbeitern aus den östlichen Staaten von hier fern gehalten. In einem Lande wie Peru, wo keine einheimische, zuverlässige Arbeiterklasse existirt, mögen die Asiaten ein nicht zu unterschätzendes nützliches Volkselement sein; hier in Californien liegen die Verhältnisse aber ganz anders. Die weiße Arbeit hier durch Concurrenz mit der chinesischen auf den Standpunkt eines Paria herabdrücken zu wollen, ist ein Verbrechen an der Menschheit!

Es wäre Thorheit zu glauben, daß sich die Chinesen in Amerika je auf die

Bildungsstufe der freien weißen Arbeiterklasse emporschwingen, oder daß sie hier je eine ebenbürtige Stellung mit den Weißen einnehmen werden. Sie wollen dies auch gar nicht, sie haben weder Zuneigung noch Achtung vor unserem Lande noch vor unseren Sitten und Gebräuchen. Die tausend Chinesen, welche sich in San-Francisco dem Namen nach zum Christenthum bekehrt haben, sind moralisch nicht um einen Deut besser als ihre heidnischen Landsleute; diese ganze Chinesenbekehrung ist ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand! — Die Idee, die Chinesen uns assimiliren zu wollen, ist ein barer Unsinn. Selbst solche von ihnen, die bereits seit zwei Decennien hier leben, sind fast ganz und gar der Kleidung, den Sitten, der Lebensanschauung ihrer Väter treu geblieben und pflegen mit den Weißen gar keinen Umgang. Ihre heidnischen Lebensanschauungen und Gebräuche sind ein sittlicher Scandal in einem Lande christlicher Kultur: sie kennen nicht die Heiligkeit des Eides und benutzen den Meineid bei jeder passenden Gelegenheit, um sich der Strafe der Gerichte zu entziehen; sie haben nicht die geringste Ehrfurcht vor dem Gesetz, die Gefängnisse sind stets von ihnen überfüllt. Ihre Grausamkeit gegen Kranke und Altersschwache ist entsetzlich und ein Seitenstück zu dem in China bekanntlich tolerirten Kindesmord. Einen Todtkranken werfen sie herzlos vor die Thür und überlassen der Polizei die Sorge für denselben.

Die ganze europäisch-amerikanische Civilisation wird durch die uns bedrohende Masseneinwanderung der Asiaten aus dem 400 Millionenreiche in Frage gestellt, deren Anschauung von Recht und Moral der unserigen schnurstracks entgegenläuft. Die Chinesen denken auch gar nicht daran, unsere Civilisation zu adoptiren; sie bemühen sich nicht im geringsten die Landessprache zu erlernen und radebrechen davon, mit geringen Ausnahmen nur so viel, als zum Verständniß unumgänglich nothwendig ist. Dabei bilden sie einen Staat im Staate, der mit den amerikanischen Gesetzen fortwährend im Conflict liegt. Ihre Nationaltugenden, Fleiß und Frugalität sollen hiermit gewiß nicht unterschätzt werden; aber ihre sittliche Verderbtheit überwiegt jene derartig, daß die Befürwortung einer fortgesetzten Masseneinwanderung dieses entarteten Volkes in das freie Amerika, die noch dazu mit der Zeit nur Reiche und Sclavenarbeiter hier bestehen lassen könnte, sich blos durch eine gänzliche Unkenntniß der Sachlage entschuldigen läßt.

Der Leser wird mit Erstaunen fragen: Wie ist es möglich gewesen, daß die Californier diese Chinesenwirthschaft so lange in ihrem Lande geduldet haben? — Leider muß den weißen Bewohnern des gesegneten Goldstaats selbst der größte Theil der Schuld für die Ueberhandnahme der Chineseneinwanderung zugeschrieben werden, denn es liegt klar auf der Hand, daß diese nie solche Verhältnisse hätte annehmen können, wäre sie nicht von hier aus ermuthigt worden. Man fand in den Asiaten bequeme und billige Arbeiter, Hausdiener u. s. w., die man ohne Gewissenscrupel

anstellte, man kümmerte sich wenig um den Schaden, den das Gemeinwohl durch die alle Moralität verpestende Nähe des Chinesenviertels in dieser Stadt erleiden mußte; das Capital, welches stets die billigste Arbeit sucht, war nur auf eigenen Vortheil bedacht; die Sanitätsbehörden der Stadt drückten bereitwillig ein Auge zu, wenn es sich um die mit jedem Jahre schwieriger werdende Reinigung des Augiasstalles im Chinesenviertel handelte; der hochlöblichen Polizei waren die Dollars der reichen sechs Compagnien von jeher ein Heilpflaster auf ihr Gewissen und auf ihre Pflicht, wenn die Municipalgesetze gegen chinesische Spielhöllenlocale, überfüllte Logirhäuser, geheime Gerichte, Frauenverkauf und anderen himmelschreienden Unfug ausgeführt werden sollten. Wurde es zu arg damit, so schleppte man allenfalls eine Zeit lang täglich ein paar Dutzend Himmlische bei den Zöpfen zur Belustigung des Publicums in's Gefängniß und schlug einen gewaltigen Lärm in den Zeitungen über die „Chinesenpest"; aber bald war wieder Alles beim Alten. Die größten Schreihälse gegen die Kulieinfuhr beschäftigten selbst die Asiaten; das Publikum kaufte die Waaren dort, wo sie am billigsten feil geboten wurden, Niemand frug darnach, ob sie von Weißen oder von Chinesen fabricirt seien. Die Chinesen machten sich selbstverständlich nichts aus den Fußtritten und dem Bewerfen mit Schmutz und Steinen, womit unsere „Hoodlums" (Straßengesindel) sie in diesem gelobten Lande empfingen, so lange ihnen nur der Eintritt in dasselbe frei stand; sie wußten, daß hier Geld zu verdienen sei und daß die Weißen sie trotz aller Schmähungen dennoch beschäftigen würden. Die Versuchung für chinesische Arbeiter, welche daheim zehn Cents pro Tag verdienen, in Californien aber einen Tagelohn von fünfzig Cents bis zu anderthalb Dollars erhalten können, war zu verlockend, als daß die Furcht vor unseren „Hoodlums" sie von hier fortgehalten hätte. Nun, da die Chinesen, welche wir selbst hergelockt haben, das ganze Land zu überschwemmen drohen, sollen die Unterlassungssünden auf einmal wieder gut gemacht werden. Aber der pfiffige John kennt seinen Vortheil, es wird schwer halten, ihn, ohne zu Gewaltmaßregeln zu greifen, von diesen Küsten fern zu halten. Diejenigen Chinesen, welche einmal hier sind, werden sich so wie so nicht abschütteln lassen, zumal sie sich zum größten Theil unentbehrlich gemacht haben; es handelt sich jetzt nur darum, die fernere Massenimportation von Asiaten zu verhindern.

Leider haben sich die californischen Staatsgesetze als ganz unzureichend gegen den Zuzug der Mongolen bewiesen. Die Vereinigten Staaten haben nämlich seit Jahren einen Vertrag mit China, den sogenannten »Burlingame treaty« (der durch den chinesischen Gesandten Burlingame, einen geborenen Amerikaner, vermittelt wurde), und den einzelnen Unionsstaaten ist nach der Constitution einem Vertrage mit dem Auslande gegenüber nicht das Recht der Souveränetät eingeräumt worden. Nach jenem Vertrage ist es den Amerikanern gestattet, nach China zu gehen, dort zu

wohnen und Geschäfte zu betreiben, den Chinesen ist dasselbe Recht in Amerika eingeräumt worden. Kulieinwanderung nach den Vereinigten Staaten ist aber ausdrücklich darin untersagt worden.

Die sechs großen chinesischen Compagnien in San-Francisco, welche das ganze Menschenimportgeschäft in Händen haben, verstanden es aber von jeher, den hiesigen Behörden ein X für ein U zu machen; sie haben die Einwanderung nach Californien so geleitet, daß die Importation von Kulis ihnen nicht bewiesen werden kann, obgleich kein Vernünftiger daran zweifelt, daß dies der Fall ist. Dabei sind sie reich — sehr reich! — Meister im Lügen und Bestechen. — Obgleich nun den wenigen in China ansässigen Amerikanern dort gar nicht das Recht der Freizügigkeit nach allen Theilen des himmlischen Reiches eingeräumt worden ist, und es lächerlich wäre, zu behaupten, jene hätten dort dieselben Rechte, wie hier die Chinesen, so hat die Regierung in Washington doch bis jetzt die Gültigkeit des Vertrags, der längst von den Chinesen gebrochen worden ist, aufrecht erhalten. Man scheint dort zu glauben, daß die Handelsverbindung mit China diesem Lande von unendlichem Nutzen sei, daß die Chineseneinwanderung nach Californien uns Californiern speciell einen immensen Vortheil bringe. Die gänzliche Unkenntniß des chinesischen Nationalcharakters und der hiesigen Zustände entschuldigt die Regierung zum Theil; aber nachgerade scheint ihr doch die Ueberzeugung aufzudämmern, daß die Chineseneinwanderung nach Californien ihre sehr schlimmen Seiten haben muß, da die gesammte weiße Bevölkerung der pacifischen Küste so energisch dagegen protestirt. Was die Handelsvortheile für Amerika anbetrifft, so sind diese, mit Ausnahme des Nutzens, den die Pacific-Dampfschifffahrts-Gesellschaft von der chinesischen Einwanderung erzielt und des Verdienstes, den die Pacificbahn durch den Theetransport gewinnt, ziemlich problematisch. Der directe Handel zwischen San-Francisco und China ist, außer der Einfuhr von Thee und von solchen chinesischen Producten, welche die Compagnien zum Bedarf der hiesigen Chinesen selbst importiren, nicht von besonderer Bedeutung; der Export besteht meistens aus Silber.

Als vor einigen Jahren die Chineseneinwanderung ganz bedenkliche Verhältnisse annahm, ging man in San-Francisco zum ersten Male energisch zu Werke dieselbe auf das Maß des Erträglichen einzuschränken. Ohne an die Regierung der Vereinigten Staaten um Abhülfe zu appelliren, versuchten es unsere Stadt- und Staatsbehörden, die Mongolenimmigration durch Antichinesengesetze zurückzuhalten und unseren unbeliebten asiatischen Gästen den Aufenthalt hier möglichst unbequem zu machen. Unter diesen Erlassen erregte das sogenannte Kubikfußgesetz, wonach jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden mußte, bei den Weißen die meiste Zufriedenheit und bei den Chinesen die größte Bestürzung. Wäre das Edict in seiner ganzen Strenge durchgeführt worden, so würde damit das

Zusammenhocken der Asiaten in ihren Kellerlöchern verhindert, dem ekelhaften Chinesenquartier eine seiner widerwärtigsten Institutionen genommen worden sein. Die Polizei schien zuerst wie besessen in der Ausübung ihrer Amtspflicht; man riß die Mongolen Nachts aus ihren Höhlen, band sie mit ihren Zöpfen zusammen und schleppte sie schaarenweise in die Gefängnisse. Die neuerlassenen Municipalgesetze gegen die chinesischen Spielhöllen ꝛc., eine Taxe auf Waschhäuser ꝛc., wurden gleichfalls mit äußerster Strenge gehandhabt. (Die Specialia jener ersten Antichinesenbewegung habe ich im „Globus" 1873, Band XXIV, Nr. 15, 16 und 17 ausführlich behandelt.)

Die sechs Compagnien, welchen damals der Schrecken in die Glieder ging, beschränkten zeitweilig die Einwanderung ihrer Landsleute; aber bald war es wieder beim Alten. Die hochlöbliche Polizei wurde täglich lässiger. Was nützte es, den Asiaten einzusperren? Ein Quartier im Gefängniß war diesem ein Luxus, er freute sich darauf, einmal ein paar Tage auf Staatsunkosten faullenzen zu können! Alle Uebelthäter einzusperren, ging nicht, denn es fehlte dazu an Platz in den Gefängnissen. Genug, man sah die Unmöglichkeit ein, das Chinesenquartier auf solche Weise zu civilisiren — vielleicht gaben auch die im Geheimen an der richtigen Quelle gespendeten Dollars der Compagnien schließlich die annehmbarsten Ueberzeugungsgründe.

Nach einer Zwischenpause von etwa drittehalb Jahren, während welcher Zeit sich der Strom der chinesischen Einwanderung hierher stetig vermehrte, ermannte sich die californische Staatsregierung von neuem und erließ ein Gesetz gegen die Importation von chinesischen Dirnen, sowie andere speciell gegen die Chinesen gerichtete Anordnungen, um diesen das Hierherkommen gründlich zu verleiden. Die sechs Compagnien appellirten gegen die Gesetze, als gegen den Burlingamevertrag verstoßend, und das hochweise Obergericht der Vereinigten Staaten zu Washington annullirte im März 1876 alle gegen die chinesische Einwanderung und speciell die gegen liederliche Frauenzimmer gerichteten Gesetze des Staates Californien als unconstitutionell. Gleichzeitig mit dieser unsere Menschenrechte gleichsam verhöhnenden Entscheidung des Oberbundesgerichts, welche uns der asiatischen Ueberschwemmung hülflos überlieferte, meldete der Telegraph, daß alle chinesischen Dampfer während der Sommermonate zur vollen Capacität für den Transport von Kulis nach San-Francisco im voraus gechartert seien, daß Extra-Dampfer und Segelschiffe für den Transport von chinesischen Einwanderern gemiethet wären, daß bereits 500 von diesen Hongkong verlassen hätten. Diese Nachricht warf gleichsam den Funken in's Pulverfaß, jeder Vernünftige in San-Francisco sah ein, daß sofort Mittel ergriffen werden müßten, um die uns bedrohende asiatische Masseneinwanderung zurückzuweisen.

Die diesmalige Antichinesenbewegung hatte etwas Imposantes in der kalten Ruhe, dem furchtbaren Ernste in allen Schichten der Bevölkerung, mit der sie in's

Werk gesetzt wurde. Die Behörden gehen einmüthig mit dem Volke zusammen systematisch auf dem Wege des Gesetzes vor. Die gegenwärtig im Lande sich befindenden Chinesen sollen nicht belästigt oder gar vertrieben werden; aber die Völkerwanderung neuer asiatischer Horden nach Californien soll und muß aufhören: gesetzlich, wenn irgend möglich — sonst mit Gewalt!

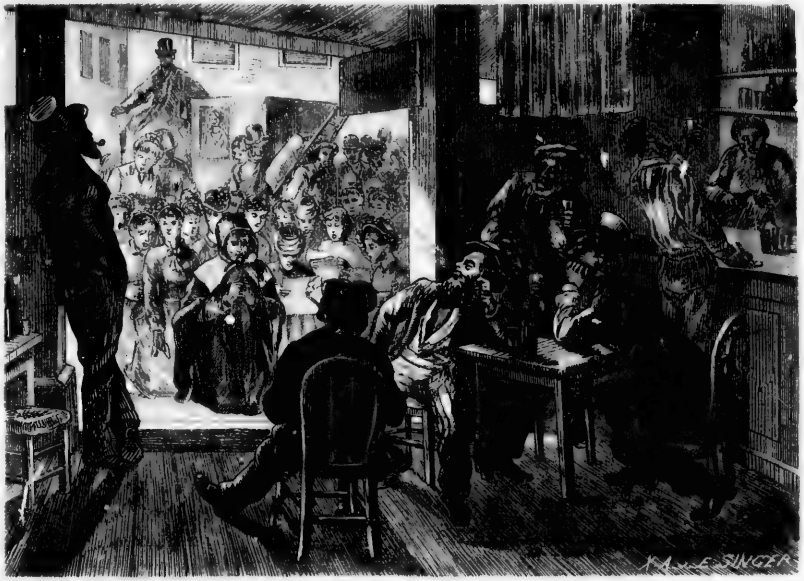
* * *

Wenn irgend etwas in dem chinesischen Stadttheil San-Franciscos einen Besuch verdient, so ist es eines der beiden Theater, welche die Bewohner des Himmlischen Reiches in der Jacksonstraße besitzen. Das populärste und ältere der beiden Gebäude ist das »Chinese Royal«. Ein langer, schmaler Thorweg, zu beiden Seiten mit schlitzäugigen Obst- und Kuchenhändlern besetzt, führt uns zu dem Eingang, an welchem uns das Entrée abverlangt wird. Die Höhe desselben richtet sich praktischerweise nach der Stunde des Kommens. Zu Beginn der Vorstellung wird den weißen „Barbaren" etwa ein halber Dollar abverlangt, während den „Himmlischen" die besten „Fauteuils" und „Parquetsitze" für einen Viertel-Dollar zur Verfügung stehen. Nach zehn Uhr, also in der Stunde wo die Ehemänner in Europa ihre Frauen abzuholen pflegen, wird ihnen in dem chinesischen Theater rücksichtsvollerweise das Warten im Regen und Schnee dadurch erspart, daß man ihnen nur die Hälfte des Eintrittspreises abverlangt, eine Einrichtung, welche in Europa entschieden Nachahmung verdient. Uebrigens wird der schönste und interessanteste Theil des Dramas selten vor elf Uhr Nachts erreicht, und da das Stück häufig bis zwei oder drei Uhr Morgens dauert, so kann man sich hier viel billiger und viel länger langweilen, als in den europäischen Theatern.

Treten wir also ein. Im ersten Augenblick glauben wir uns in einem gewöhnlichen Theater zu befinden. Wir sehen dieselbe Einrichtung des Parquets, des im Halbkreis herumlaufenden erhöhten »Dress Circle« 2c. Oberhalb des letzteren befindet sich eine Galerie, an deren einem Ende wir zwei Logen sehen, während das andere Ende für die Damen reservirt ist, denn dem schönen Geschlechte ist das Zusammensein mit den Männern selbst im Theater untersagt. — Der ganze Zuschauerraum ist ohne Decoration, aus rohem Holze gezimmert, das durch das langjährige Herumwetzen mit den Sitztheilen der „Himmlischen" eine matte Politur erlangt hat.

Und die Bühne? — Obgleich ich noch vor dem Beginn der Vorstellung im Theater erschienen war, so konnte ich sie vom Zuschauerraum doch in allen Einzelheiten wahrnehmen, denn das chinesische Schauspielhaus besitzt keinen Vorhang. Im Allgemeinen erinnert die Bühnen-Einrichtung an jene, wie sie zu Zeiten Elisabeths in England gebräuchlich war, d. h. sie ist gar nicht eingerichtet. Von Decorationen,

Seitencoulissen, Möbeln u. dgl. ist keine Spur vorhanden. Es ist eine einfache Plattform, in dessen Hintergrund das Orchester sitzt und fleißig darauf losfidelt. Der Lärm, den diese Musikanten während der Pausen mit ihren Cymbeln, Tamtams, Fideln, Pfeifen u. s. w. hervorbringen, ist wahrhaft ohrenzerreißend; wenn mir etwas dabei unbegreiflich war, so ist es, wie die Musikanten diese verrückte Dudelsack-Pfeiferei selber anhören können, ohne das Gehör zu verlieren. Den komischsten Eindruck machte einer der langbezopften Geiger, dem es offenbar ungeheure Mühe machte, seine schwere Pfeife im Mund zu erhalten und gleichzeitig seinen Theil von



Frauen-Procession vor einer Branntweinkneipe, zur Bekehrung von Trunkenbolden.

der Violine herabzusägen. — Endlich beginnt die Vorstellung. Die Schauspieler kamen im Trabe aus einer Thüre, die sich zur Linken des Orchesters befindet und mit einem Kleiderfetzen verhängt ist. Zur Rechten des Orchesters ist eine ähnliche als Ausgang dienende Thüre. Die Möbel und Einrichtungsstücke, welche während des Spieles gebraucht wurden, standen zu beiden Seiten der Bühne, und die Diener, denen ihre Aufstellung oblag, spazierten gemächlich dazwischen auf und ab, um zuweilen hinter einer spanischen Wand zu verschwinden, welche die Toilette der Schauspieler den Blicken des Publikums entzieht. Natürlich konnte ich von der Handlung nur dann etwas verstehen, wenn irgend einer der Schauspieler erschlagen oder erstochen wurde.

Dann blieb er gewöhnlich eine Minute unbeweglich liegen, stand dann auf und rannte durch die Ausgangspforte davon, etwa wie Bottom im »Mid summer nights dream« es vor dem Herzoge thut. Die ganze Vorstellung hatte überhaupt mit diesem Shakespeare'schen Lustspiele große Aehnlichkeit — selbst der Löwe fehlte nicht, ja man hätte in der That auf die Vermuthung kommen können, das Shakespeare'sche Meisterstück in chinesischer Sprache vor sich zu sehen.

Die Tracht der Schauspieler erinnerte an die billige Ausstattung mancher Vorstadt- oder Dilettanten-Theater Europas, sie zeichnete sich vor diesen nur durch die höhere Glut der Farben aus, die selbst einem sumatranischen Paradies-Vogel Augenschmerzen verursacht hätten. — Wie in der erwähnten Zeitepoche in England, so fehlen auch hier die weiblichen Schauspieler, und die Frauenrollen werden von Männern gegeben, die sich mit bewundernswerther Geschicklichkeit in Frauengewänder kleiden und im Falsetto die weiblichen Stimmen nachahmen. Ich hätte geschworen, Chinesinnen vor mir zu haben, denn erst als die Chinesen selbst mir das Gegentheil versicherten, glaubte ich an die Verkleidung.

Die meisten zur Aufführung gelangenden Stücke sind historischen, man könnte sagen, vorsündflutlichen Charakters: Komplote gegen die bestehende Regierung, Thronumstürze, Kriege; nur höchst selten sind es Liebesgeschichten und Kämpfe zwischen Rivalen, die jedoch sich ebenso auf mehrere Abende vertheilen, wie die Nibelungen-Trilogie oder die historischen Dramen Shakespeare's.

Der erste Theil der Vorstellung, welcher ich beiwohnte, war eine chinesische — Oper. Man erschrecke nicht! Eine Oper aus Rezitativen bestehend, die unter der Begleitung von Tamtams, Guitarren, Hongs und verschiedenen Streich- oder vielmehr Säge-Instrumenten abgesungen wurden. Die ganze Musikleistung war für nichtchinesische Ohren zum Davonlaufen, soferne sie nicht an den Köpfen von Wagnerianern saßen. Es war jedoch Methode darin. Der Kapellmeister hatte sein in Hemdärmeln dasitzendes, tabakrauchendes Orchester vollkommen in seiner Hand, das letztere, wie die Sänger folgen genau dem Takte, den er mit zwei Elfenbeinstäben auf einem kleinen Ambos so hörbar schlug, wie im Lortzing'schen „Waffenschmied". Der Gesang war natürlicherweise ebenso höllisch, wie die Instrumentalmusik, er erreichte seinen Höhepunkt in einem Triller, den die Hauptperson des Stückes, ein mit Federn und Seidengewändern geschmückter Mandarin zum Besten gab. Das Fürchterlichste war damit überstanden, die Krisis war für uns europäische Zuseher vorüber und wir bleiben. Die Vorstellung dauert ununterbrochen fort; alle zwei oder drei Minuten läuft einer der Schauspieler von der Bühne davon und kommt nach kurzem Fortbleiben bei der anderen Thüre wieder herein. In einigen Momenten waren mehr als zwanzig Darsteller gleichzeitig auf der engen Bühne beisammen, ihre bis an den Boden reichenden Haarzöpfe baumelten umher, wie Brunnenschwengel im Winde. Leider

fiel hie und da einer der Darsteller aus seiner Rolle; so z. B. der König, der mitsammt seiner Krone häufig nach hinten eilte, um ein Täßchen Thee zu trinken, das er sich aus einer Art Samovar höchst eigenhändig einschenkte.

Das chinesische Publikum, etwa aus 700 bis 800 Personen bestehend, verhält sich während dieser theatralischen Vorstellungen gewöhnlich schweigend und anscheinend indifferent, nur selten giebt es Zeichen des Mißvergnügens oder der Freude. Der chinesische langbezopfte Theaterdirektor saß neben uns im Zuschauerraum, eine selbstgedrehte Havanna-Cigarre schmauchend; die Logenschließer standen theilnahmslos umher, kauten Zuckerrohr oder zermalmten Pea nuts (Erdnüsse). — Nur wenn die (in jedem Stück auftretenden) Clowns und Akrobaten erschienen und ihre komischen Kunststücke zum Besten gaben, gab sich das Auditorium ungezähmter Heiterkeit hin, die bei ernsteren Gelegenheiten wieder durch das laute Schluchzen der chinesischen Frauen auf der Galerie aufgewogen wurde.

Je weiter die Vorstellung vorwärts schreitet, desto theilnahmsloser wird das Publikum; Viele schlafen, die Mehrzahl raucht und gegen zwei Uhr Morgens ist der ganze Saal in eine Atmosphäre gehüllt, die selbst den Stärksten betäuben muß. Dann ist das Ende der Vorstellung erreicht, das Publikum entfernt sich schweigend, ohne den geringsten Lärm. In den chinesischen Straßen draußen herrscht noch Leben, aber es ist geräuschlos. Die Fenster sind alle erleuchtet, auf den zahllosen Balkonen und in den Thorbögen sieht man einzelne Gestalten. Alles hat den Anschein der Solidität, des leidenschaftslosesten Lebens. Aber das ist nur in den Straßen so, die kalten Mauern verhüllen die Laster, denen zu dieser Stunde der Nacht in den labyrinthartigen Kellerlöchern, in den Prostitutionshäusern, den Opium-Höllen gefröhnt wird. Ein weißer Polizist öffnet uns auch zu diesen die Pforten. Wir wollen eine der letzteren besuchen.

Die Chinesen haben das Laster des Opiumgenusses aus ihrer Heimath mit herüber nach Amerika gebracht, sie fröhnen hier wie dort dieser verzehrenden, schrecklichen Leidenschaft. Ebenso zahllos wie die Spielhöllen sind in dem Chinesen-Quartier San-Franciscos auch die Opiumhäuser, und leider muß es gesagt werden, daß es nicht die Mongolen allein sind, welche sich dem Opiumrauchen hingeben. Unter den Amerikanern ist das Laster beinahe ebenso verbreitet, ja es ist erwiesen, daß unter je hundert Amerikanern sich mindestens zwei Opiumraucher befinden.

Es ist eigenthümlich, daß fremde Racen oder selbst Nationen bei ihrer Vermischung sich stets zuerst ihre schlechten Eigenschaften gegenseitig ablernen.

Der Opiumgenuß ist den Chinesen in San-Francisco von den Stadtbehörden ebenso erlaubt, wie den Weißen das Tabakrauchen, allein den Nichtchinesen ist er auf das Strengste verboten. Noch vor einem Jahre hatte das Laster unter den Weißen derartig überhand genommen und so große Verheerungen angerichtet, daß

sich die Stadtbehörde im Interesse des öffentlichen Wohles zu dem genannten Verbote bemüssigt sah. Den Wirthen der Opiumhäuser wird gegenwärtig eine Strafe von 100 bis 500 Dollars auferlegt, falls sie den Besuch eines Weißen gestatten, diesen Letzteren wird der Aufenthalt in den Opiumhäusern als Verbrechen angerechnet. Seit der Einführung dieses Gesetzes machen die Opiumhäuser bedeutend schlechtere Geschäfte, denn sie sind gegenwärtig auf die schlechtzahlenden Chinesen angewiesen, die allerdings auch häufigere Besucher sind. Ihnen dient der Opiumgenuß als Arznei für jedwede Krankheit, die sie heimsuchen sollte; das Uebel wird in der That in den meisten Fällen momentan gelindert, um jedoch später einer vollständigen Erschlaffung und Abtödtung der Nerven Platz zu machen.

Wie bei den Restaurants, so giebt es auch von Opiumhöllen verschiedene Klassen, für die verschiedenen Grade der chinesischen „Gesellschaft" von San-Frisco (dies ist die in Californien gebräuchlichste Bezeichnung der Stadt). Glücklicherweise kann man sich das Opium nicht in die Pfeife stopfen oder Cigaretten daraus drehen, sonst wäre das Laster vielleicht ebenso verbreitet, wie das Tabakrauchen. Der Genuß des Opiums ist mit einer gewissen Umständlichkeit verbunden, welche der Verbreitung der Leidenschaft einen wirksamen Damm entgegensetzt. Betrachten wir die Einrichtung einer »Opium Den« für die vornehmste Klasse. In dem niedrigen engen Raume befindet sich ein etwa $2^1/_2$ Fuß hoher, 8 Fuß langer und 5 Fuß breiter Tisch, mit feinen Ma'ten und Teppichen bedeckt. In der Mitte des Tisches stehen auf einem Gestelle die Opiumpfeifen, Opiumbehälter und eine kurios geformte Lampe mit kleiner Flamme. Die Pfeifen bestehen aus einem dicken, circa 2 Fuß langen Ebenholz- oder Mahagonyrohr mit weiter Bohrung. Wie bei allen chinesischen Pfeifen, so ist auch hier der Kopf nicht am Ende des Rohres, sondern sitzt beiläufig sechs Zoll oberhalb auf einem messingenen Verbindungsgliede. Die Pfeifenköpfe kommen alle aus China und sind aus einer Art feuerfestem Thon in sonderbarer Gestalt angefertigt. Der obere Theil ist nämlich bis auf eine kleine Oeffnung in der Mitte vollständig geschlossen, und uns war es ein Räthsel, auf welche Weise die Pfeife gebraucht wird. Der Wirth des Opiumhauses ließ sich deshalb herbei, eine Pfeife zum Rauchen herzurichten. Er nahm hiezu mittelst eines spitzigen, netznadelähnlichen Eisenstäbchens aus einer Hornbüchse etwas Opium, legte sich neben der Lampe auf den Tisch und begann das Opium über der Flamme durch Hin- und Herdrehen des Stäbchens zu erweichen. Hierauf nahm er die Masse von der Stabspitze herab, formte sie zu einem kleinen, der Patrone eines Revolvers nicht unähnlichen Cylinder und steckte diesen in die Pfeife. Hierauf durchstach er den Cylinder durch die vorerwähnte kleine Oeffnung in dem Pfeifendeckel, um ihm Zug zu geben. Damit war die Pfeife zum Rauchen hergerichtet. Die ganze Operation hatte etwa drei Minuten in Anspruch genommen. Unser Wirth schien während seiner Beschäftigung unsere Gegenwart gänzlich ver-

gessen zu haben, denn er legte sich nun auf den Teppichen, die über den Tisch gebreitet waren, zurecht, lehnte seinen Kopf auf ein hölzernes Kissen und begann zu rauchen, indem er die Pfeife gegen die Lampe hielt und lange, tiefe Züge daraus that. Nach jedem Zuge zog er die Pfeife vorsichtig von den Lippen, um den Strom des Opiumsrauches im Pfeifenrohre nicht zu unterbrechen. Sollte dies dennoch geschehen, so wird die Pfeife mit dem vorerwähnten spitzigen Eisenstäbchen wieder geöffnet.

Es gehört jedoch nicht wenig Geduld zum Opiumgenusse, denn die Pfeife, zu deren Stopfen man drei Minuten Zeit braucht, ist nach zehn bis zwölf Zügen wieder ausgeraucht und man muß sie auf's Neue füllen. Da nun der Opiumraucher gewöhnlich erst mit sechs bis zwölf Pfeifen befriedigt ist, so kann man sich leicht einen Begriff von dieser Geduldprobe machen.

Die Chinesen huldigen, wie bemerkt, dem Laster des Opiumgenusses in schreckenerregender Weise. Gegenwärtig rauchen die Chinesen das Opium als sorgen- und schmerzstillendes Mittel. Nach dem Opiumgenusse tritt bald eine Erschlaffung aller körperlichen Funktionen, eine wunderbar erquickende und behagliche Ruhe des Geistes ein. Unempfindlich für Schmerz und Kummer, alle Sorgen und Angst, überläßt sich der Geist einem träumerischen Wohlbehagen, und kennt für den Augenblick kein anderes Gefühl, als das eines unsagbaren Glückes, das allmälig einem sanften Schlummer Platz macht. Dieser Zustand des Träumens währt gewöhnlich acht bis zehn Stunden. Dann erfolgt die unangenehme Reaktion, die sich in Uebelkeiten, Kopfschmerzen, Zittern der Glieder u. s. w. zu erkennen giebt und sich erst allmälig wieder legt.

Der Opiumgenuß hat in Amerika wie in England in der letzten Zeit sehr überhand genommen, aber es wird hier nicht geraucht, sondern gegessen — nur die Chinesen und einige kalifornische Weiße sind Opiumraucher. Es dürften bei dieser Gelegenheit wohl einige Bemerkungen über den Genuß des Opiums von Seite der Weißen gestattet sein. In Amerika wird dem Laster von allen Ständen der eingeborenen (nicht der eingewanderten) Bevölkerung gefröhnt. Man findet die Opiumesser in den höchsten Gesellschaftskreisen, wie in den niedrigsten, und sonderbarerweise ist das Laster gerade in den höchsten Kreisen am verbreitetsten. Die Anforderungen, die in Amerika, dem Lande des rastlosen Vorwärtsdrängens, an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des Einzelnen gestellt werden, bilden eine nie versiegende Quelle der Versuchung, sich dem Genusse des so verlockenden und doch unbedingt zerstörenden Reizmittels zu überlassen. Ganz besonders sind es Schriftsteller, Journalisten, Aerzte, Staatsmänner und Advokaten, die in der Armee der Opiumesser vertreten sind. Das Opium belebt ihre erschöpfte Kraft, es giebt ihnen, wenigstens auf Augenblicke, die frühere Energie und Spannkraft zurück, es läßt sie ihre körperlichen und geistigen Leiden vergessen, es versetzt sie in einen Zustand der Ruhe und Behaglichkeit, die

so gänzlich außerhalb ihres gewöhnlichen Lebens liegt. Allen Leidenden und Heimgesuchten bietet das Opium für kurze Augenblicke scheinbares Glück, die Versuchung dieses Glückes theilhaftig zu werden, ist gewöhnlich zu groß, um ihr zu widerstehen.

Wer sich einmal dem Opiumgenusse überlassen, dem ist es unendlich schwer, sich davon wieder loszureißen. Ob Chinese oder Weißer, sie befinden sich in der Gewalt eines Dämons, der sein Opfer mit eisernen Banden festhält, aus dessen Klauen das Entrinnen schwer möglich ist. Unaufhörlich muß die Gabe verstärkt werden, nicht um angenehme Empfindungen zu erregen, sondern nur, um die Qualen wieder los zu werden, welche die Entbehrung des zum Bedürfniß gewordenen Reizmittels bereitet. Elend im Besitze seines Betäubungsmittels und noch elender ohne dasselbe, wird der Opiumesser zum Urbild menschlicher Verkommenheit und Verzweiflung, sehnsuchtsvoll harrt er des Todes, der allein ihn von seinen Leiden zu befreien vermag. —

Trotzdem giebt es gerade in Amerika manche Fälle, wo sich Opiumesser, allerdings mit unglaublicher Willenskraft, von dem verderbenbringenden Uebel losgerissen haben, aber im Vergleich zu der großen Zahl der dem Opiumgenusse Ergebenen verschwinden sie. Bei den Chinesen kommt es äußerst selten vor, daß sie, einmal dem Opiumrauchen ergeben, demselben wieder entsagen.

Der Gesammtwerth des durch das Zollamt in die Vereinigten Staaten eingeführten rohen Opiums betrug in diesem Jahre $1\frac{1}{4}$ Million Dollars, jener des Rauchopiums der Chinesen 1 Million Dollars also 2 Millionen jährlich, zur Befriedigung einer Leidenschaft, die den körperlichen und geistigen Ruin der ihr Ergebenen zur Folge hat!

8. Das Santa-Clara-Thal.

Die Stadt San-Francisco ist in einem weiten Halbkreise, dessen offene westliche Seite das Stille Meer bildet, von einem Kranze überaus fruchtbarer Thäler umgeben, welche beim Goldenen Thor ihren natürlichen Ausgangspunkt finden. Gen Norden, an die Ufer der San-Pablo-Bai grenzend, liegen die Thäler von Sonoma und Napa, berühmt geworden durch ihren Weinbau; am östlichen Ufer der großen San-Francisco-Bai lagern sich um den Fuß des Mount Diablo die anmuthigen Thalgründe von Contra Costa, geschmückt mit endlosen Obstgärten, wohlcultivirten Farmen und reizenden Hainen, und jenseits jener Hochwarte des Goldlandes erstrecken sich die Hunderte von Meilen langen, breiten Thalebenen von Sacramento und San-Joaquin, deren unerschöpflicher Alluvialboden den Flotten von Klipperschiffen, welche alljährlich den Hafen von San-Francisco verlassen, ihre nach Hunderttausenden von Tonnen zählenden Ladungen von Weizen liefert, womit das gesegnete Californien

zur Kornkammer von Albion geworden ist. Im Süden liegt das an Cerealien nicht minder reiche Santa-Clara-Thal, dessen Verzweigungen — die fruchtbaren Thäler des Salinas und Pajaro — sich bis nach der Bai von Monterey erstrecken und das man passend als den Garten der californischen Handelsmetropole bezeichnen kann.

Der Reisende, welcher San-Francisco verläßt, um eines jener Thäler zu besuchen, wird bereits nach einer Fahrt von wenigen Meilen in ein so verändertes Klima gelangen, als sei er von den Gestaden der Nordsee plötzlich an die Ufer des Adriatischen Meeres versetzt worden. Die Inlandthäler Californiens, durch ansehnliche Höhenzüge von den Küstenstrichen getrennt, in denen feuchte Nebel und kalte Seewinde das ganze Jahr über vorherrschend sind, erfreuen sich nach der Regenzeit des Winters einer milden Durchschnittstemperatur, dagegen sind sie im Sommer intensiv heiß und trocken. Während nach dem Eintritt der trockenen Jahreszeit häufig dichte Seenebel über die auf einer sandigen Halbinsel erbaute große Handelsstadt am Goldenen Thore wolkenähnlich hinfliegen und unangenehme kalte Winde den Staub und feine Sandtheile in Menge durch die Straßen wirbeln, breitet sich über das Inland ein reiner Azurhimmel aus, es herrscht dort eine milde, wahrhaft italienische Luft. Die in der Ferne liegenden Gebirgszüge sind in ein duftiges Blau gehüllt; in der parkähnlich mit Eichen geschmückten Landschaft liegen grüne, schwellende Hügel und meilenbreite, wogende Weizenfelder, und die fast tropische Farbenpracht der Flora — die mit duftenden weißen Blüthen förmlich bedeckten Mandelbäume, die Pfirsichbäume in ihrem lieblichen rosigen Gewand, Heliotropen und Geranien, 6 bis 10 Fuß hoch, die mit bunten Blumen förmlich beladenen und kleinen Bäumen zu vergleichenden Fuchsien, die Pracht der Rosen und von Hunderten anderer Blumenarten, die in Deutschland nur in Treibhäusern gedeihen — entzückt das Auge. Wer nach der Regenzeit die romantischen Vorberge (foot hills) der Sierra Nevada oder die kaum minder herrlichen, prächtig bewaldeten Küstengebirge durchstreift hat, wo die rauschenden Bäche durch blühende Thalgründe herabbrausen, und die laue und doch die Nerven gleichsam stählende Luft eingeathmet hat, wird gewiß Californien als eines der schönsten Länder auf diesem Erdball preisen. Besucht er jedoch dieselben Gegenden nach wenigen Monaten wieder, so wird er in der alsdann in ein monotones Braun gekleideten Landschaft, wo ihn eine glühende Sonne versengt, sein früheres Paradies schwerlich wieder erkennen.

Californien ist ein Land der Contraste und derselbe Wechsel des Klimas, der in fast jeder Jahreszeit zwischen San-Francisco und dem Innern herrscht, findet hier wiederum sein specielles Gegenstück. Daß sich unter so bewandten klimatischen Abnormitäten die Reisenden, welche Californien zu verschiedenen Jahreszeiten besucht haben, in ihrem Urtheil über dieses Land schnurstracks widersprechen, ist nicht zu verwundern. Selbst auf die Stadt San-Francisco findet dies seine Anwendung; denn

bleiben dort, was häufig vorkommt, die Seewinde und Nebel einige Tage aus, so ist das Wetter daselbst ebenso schön wie in den geschützten Inlandthälern.

Wir wollen das Santa-Clara-Thal, jenen herrlichen im Süden von Californien gelegenen Fleck californischer Erde im Frühjahre besuchen, um die Fruchtbarkeit in jenen Länderstrichen besser beurtheilen zu können.

Hinter uns liegen die Häuser von San-Francisco, weit zerstreut über die schwellenden Hügel, und ein Blick nach rückwärts zeigt uns den langgestreckten dunkeln Bergrücken des Tamalpais, dessen waldige Höhe mit einer Erhebung von 2597 Fuß von Norden her direct auf das Goldene Thor herabschaut. In den vor den Winden geschützten Thalgründen haben sich nahe an der Eisenbahn italienische und chinesische Gemüsegärtner zahlreich angesiedelt. Zwischen den grünen Beeten blinken die Irrigationsgräben, denen das Wasser aus artesischen Brunnen durch kleine Windmühlen zugeführt wird, um den Pflanzen die für ihr Gedeihen hier so unentbehrliche Feuchtigkeit auch in der trockenen Jahreszeit zukommen zu lassen. Spargel, Blumenkohl, Radies, Erbsen, Bohnen, Tomaten u. s. w. bringen die fleißigen Gartenbesitzer auch im Winter täglich auf die Märkte von San-Francisco und ziehen hier im Freien zu jener Jahreszeit Gemüsearten, die in Deutschland noch im Mai des Schutzes von glasbedeckten Wärmebeeten bedürfen. Zwischen den vielfach sattelähnlich eingeschnittenen Höhenzügen blinkt zur rechten Hand ein Stück vom Ocean zu uns herüber, verschwindet aber bald wieder vor unserm Blick; zur Linken begleiten uns die seeähnlichen Gewässer der großen San-Francisco-Bai, die von den weißen Segeln leichter Fischerboote und Küstenfahrer belebt ist. Jenseits derselben, die grünen Hügel von Contra Costa überragend, streckt der 3856 Fuß hohe Mount Diablo seine in ein duftiges Blau gehüllte Doppelkuppe hoch empor in den sonnenklaren Aether. Aber bald sind wir aus der Sphäre der californischen Hauptstadt heraus und mitten im offenen Lande. Wir fliegen an reizenden Städtchen mit prachtvollen Sommersitzen und schattigen Parks vorüber, erblicken durch lange Alleen von Eichen hin und wieder die schimmernden Fluthen der Bai und erfreuen uns an den von bläulichem Duft umlagerten Höhen der Coast Range (der Küstengebirge) in ihrem dunklen Mantel von Rothholztannen. Gegen Abend passiren wir das Städtchen Santa Clara, und bald darauf begrüßt uns der von den Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtete Kuppelthurm des Stadthauses von San José, der californischen Gartenstadt.

Die Stadt San José ist von allen Inlandstädten Californiens die freundlichste, und jeder Fremde, der dieselbe besucht hat, ist entzückt von ihrem heitern Aussehen. An den breiten Straßen, die mit Asphaltgehwegen versehen sind, stehen schmucke Häuser, worunter Bankgebäude in großstädtischem Stil. Die Privatwohnungen sind von grünen Bäumen umschattet und die Stadt liegt wie in einem großen Garten.

Die an den mit Blumen förmlich überladenen hohen Fuchsien auf und ab summenden Kolibris sind dem Fremden eine besonders liebliche Erscheinung. Der Ort hat einen vorwiegend südlichen Charakter, dem aber der rührige Geschäftssinn der Amerikaner den Stempel neueren Fortschritts, wie er vorzugsweise nördlichen Ländern eigen ist, aufgedrückt hat. Die arbeitsunlustigen Spanier und Mexikaner, welche bis zum Jahre 1846 in San José das vorherrschende Volkselement bildeten, haben den rastlos thätigen Angloamerikanern und den Deutschen vollständig das Feld räumen müssen. Die wenigen stehen gebliebenen Adobehäuser nehmen sich neben den eleganten Neubauten wie Denkmäler einer tausendjährigen Vergangenheit aus. Aehnliche Culturbilder, und in noch viel grellerm Contraste als hier, gewahrt der Reisende in allen südcalifornischen Städten. Die träge spanisch-mexikanische Race muß vor der sich in frischer Jugendkraft tummelnden neucalifornischen verschwinden. Im Laufe weniger Jahrzehnte wird von den bereits in Staub fallenden Mauern der alten Adobe-Wohnungen keine Spur mehr zu sehen sein und nur die uralten, solider gebauten Missionskirchen werden längere Zeit als Denksteine einer dann ganz verschollenen Race übrig bleiben. In einem so rapid wie Californien sich entwickelnden Lande ist ein Stehenbleiben des Alten, des sich Ueberlebthabenden, gerade so undenkbar als die Möglichkeit, den Zeiger der Weltgeschichte nach rückwärts zu schieben. Spanier, Mexikaner und Indianer, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Sprache und Wohnungen u. s. w. sind in diesem Lande dem Untergange geweiht. Angloamerikaner und Deutsche, welche das reiche Erbe jener verlotterten Nationalitäten angetreten haben, wirken jetzt in einem kurzen Jahre mehr für die Cultur von Californien, als jene während Jahrhunderten fertig brachten.

Die Stadt San José, welche gegenwärtig an 14,000 Einwohner zählt — worunter etwa 1500 Deutsche — bildet den Sommeraufenthaltsort für viele reiche San-Franciscaner, die das herrlich milde Klima hierher lockt. Die mit allem neueren Comfort eingerichteten Hôtels sind im Sommer stets von Fremden überfüllt, in den breiten chaussirten Straßen fahren Pferdebahnwagen und elegante Equipagen auf und ab, der Platz hat alsdann fast das Aussehen eines fashionablen Curortes.

San José ist eine wohlhabende Stadt — ohne Schulden. Im vergangenen Jahre lagen im Stadtschatze 56,000 Dollars baar; gewiß ein beneidenswerther Ausweis städtischer Finanzen! — Ein halbes Dutzend staatlicher Schulhäuser, zwei schöne Markthallen, das Courthaus und andere öffentliche Gebäude gehören der Stadt. Der Ort hat Gas- und Wasserwerke, Dampffeuerspritzen, ausgezeichnete Schulen — worunter die „University of the Pacific", die „Academy of Notre Dame", deren Anlage eine halbe Million, die Staatsnormalschule, deren Gebäude 200,000 Dollars gekostet haben, und sieben Freischulen; ferner ein Dutzend Kirchen, drei Banken mit prachtvollen Bauten, drei tägliche und vier Wochenzeitungen, eine Wollenwaarenfabrik,

fünf Wagenfabriken, drei Mehlmühlen, drei Brauereien, eine bedeutende Handschuhfabrik und verschiedene andere Manufacturen. Der Werth des Grund und Bodens beträgt an der Hauptstraße 500 Dollars pro Frontfuß. In unmittelbarer Nähe der Stadt sind 11,000 Acker mit Obstbäumen bepflanzt, 500 artesische Brunnen liefern das zum Berieseln nothwendige Wasser zu jeder Jahreszeit im Ueberfluß.

Das Städtchen Santa Clara, die ältere Schwesterstadt von San José, ist mit diesem durch die sogenannte „Alameda" verbunden, eine prachtvolle Allee von riesigen knorrigen Weiden und Pappeln, welche vor nun circa hundert Jahren von den alten Padres angepflanzt wurden. Früher verbanden sich die Kronen der mächtigen Bäume oben zu einem Laubengange. Um jedoch die alternden Bäume vor zu frühem Absterben zu schützen, ist man genöthigt gewesen, die Zweige theilweise abzuschneiden und die Kronen hier und da zu kappen, wodurch jene Allee einen Theil ihrer ehemaligen Pracht eingebüßt hat. Aber immer noch ist dieselbe eine „grüne Avenue", die in Amerika einzig in ihrer Art dasteht. Durch die ganze Länge der „Alameda" läuft eine jede halbe Stunde befahrene Pferdeeisenbahn und etwas abseits reihen sich Villen, schmucke Farmen, Lust- und Blumengärten an einander, von San José bis nach Santa Clara. Der Stolz von dem etwa 2000 Einwohner zählenden Städtchen ist das „Santa Clara College", eine von Jesuiten gebildete Schule und eine der besten an der pacifischen Küste. Die Schüler werden dort sowohl in classischen Studien als in technischen Fächern unterrichtet.

Eine der Haupterwerbs-Quellen der Stadt wie der Bewohner des ganzen Thales ist die Versendung des in kurzer Zeit so berühmt gewordenen californischen Obstes nach den östlichen Theilen der Union. Besonders sind es Trauben, Erdbeeren, Pfirsichen und Birnen, die hier in den unglaublichsten Massen und in nie gesehener Größe und Pracht gedeihen. Die Märkte der östlichen Städte wie New-York, Philadelphia u. s. w. sind den Sommer und Herbst über mit californischem Obst förmlich überfüllt.

Der im Santa-Clara-Thale für Agriculturzwecke geeignetste Boden ist das lehmige, sogenannte „Adobeland", welches bei reichlicher Bewässerung unerschöpflich zu sein scheint. Dem Mangel an natürlichen Wasserläufen hat man durch zahlreiche artesische Brunnen abzuhelfen gewußt. Mit dem Pflügen beginnt man hier, wie überall in Californien, in der Regel nach dem ersten Regenfall im October, da der Boden sonst zu hart ist, um von der Pflugschaar leicht durchbrochen zu werden. Auf noch nie geackertem Boden ist das Pflügen fast so leicht als auf solchem, der bereits unter Cultur gebracht wurde, da es hier keine schwere Grasdecke giebt, wie auf den westlichen Prairien. Weizen wird vom November bis April gesäet; die Ernte beginnt im Juni. In trockenen Jahren pflegt man Weizen, Gerste und Hafer in den Halmen als Heu zu schneiden, weil dieses alsdann einen größern Marktpreis bringt, als sich

durch eine voraussichtlich geringe Kornernte erzielen ließe. Maschinen sind in Californien beim Ackerbau in ausgedehntestem Gebrauch. Da im Sommer zur Erntezeit keine Gefahr vor Regengüssen ist, so pflegt man den auf den Feldern durch Dreschmaschinen ausgedroschenen Weizen dort oft wochenlang in Säcken liegen zu lassen, ehe er in Speicher gebracht oder nach San-Francisco verschifft wird. Die auf den Stoppelfeldern in Menge daliegenden weißen Säcke geben einer californischen Landschaft zu jener Jahreszeit einen ganz eigenthümlichen Anstrich. Das Klima des Santa-Clara-Thales ist ein solches, wie es sich der verwöhnteste Südländer nicht angenehmer wünschen könnte. Frost ist im Winter (hier die Regenzeit) eine Seltenheit. Wegen seiner Nähe an San-Francisco und der ausgezeichneten Communicationswege — zu Wasser durch die Bai, zu Lande durch die es in seiner ganzen Länge durchschneidende Eisenbahn — hat das Santa-Clara-Thal eine im Vergleich mit anderen Landstrichen Californiens hohe Cultur. Während Farmen von 1000 Acres in anderen Theilen dieses Staates klein genannt werden, gehört eine Farm von 200 Acres im Santa-Clara-Thale schon zu den größeren. Eine sorgfältigere Bodencultur ist hier die natürliche Folge der mehr gleichmäßigen Vertheilung des Landes unter kleinere Ansiedler gewesen, und der Werth des Bodens ist verhältnißmäßig hoch. Farmen in einer Entfernung von fünf englischen Meilen von San José haben z. B. einen Werth von 150 bis 200 Dollars pro Acre. Das Landschaftsgemälde mit den breiten Feldern und schwellenden grünen Hügeln und den parkähnlich darauf zerstreuten Eichen und Hainen, mit dem Duft einer südlichen Zone darüberliegend, in der Ferne die bewaldeten Höhen der Küstengebirge, ist entzückend schön. Eine etwas eingehendere Besprechung verdienen noch die etwa dreizehn englische Meilen in südlicher Richtung von San José im Gebirge liegenden Quecksilberminen von Neu-Almaden.

Die Hauptausbeute derselben datirt vom Jahre 1850, als ein einfacher Grobschmied einen neuen Reductionsproceß erfand, und man gußstählerne Retorten einführte. Die Quecksilberdämpfe werden bei diesem Proceß in einer Kammer, die durch eine durchlöcherte Mauer mit den Heizungsöfen in Verbindung steht, condensirt. Eine solche Kammer ist jedesmal in sechszehn Räume getheilt, welche durch Wände getrennt sind, die abwechselnd nicht ganz bis an die Decke und nicht ganz bis an den Boden reichen. Die Quecksilberdämpfe, welche aus dem Schmelzofen durch die durchlöcherte Scheidewand in die Condensirkammer dringen, steigen in der ersten Abtheilung in die Höhe und treten, durch einen Luftzug fortgetrieben, durch die obere Verbindungsöffnung in den zweiten Raum; hier fallen sie wieder zum Boden herab, dringen von unten in die zweite Abtheilung, steigen aufs Neue empor und gelangen durch die nächste obere Oeffnung in den dritten Raum und setzen so ihren langsamen Zickzacklauf bis zur letzten Kammer fort. Auf dem Wege kühlen sich die Dämpfe ab und das Quecksilber setzt sich wie Thau an den Wänden fest oder tröpfelt in Kügel-

chen auf den Boden. Durch kleine Röhren wird es in einem langen Trog aufgefangen, der seinerseits in einem Kessel mündet, welcher das flüssige Metall aufnimmt. Die Dämpfe läßt man schließlich hinter der letzten Condensirkammer über einen mit Wasser gefüllten Behälter streichen und kühlt sie durch einen zerstäubten Wasserstrahl völlig ab. Hierdurch verdickt sich der letzte Rest von Quecksilber, ehe die ganz von ihm entblößten Dämpfe durch die Schornsteine ins Freie entweichen können. Gelegentlich werden die Wände in den Kammern vollständig reingebürstet und Ruß und Vermillon sorgfältig davon entfernt. Das so gewonnene Quecksilber wird in eisernen Flaschen von je $67^1/_2$ Pfund verpackt und gewinnt man im Durchschnitt 153 Pfund gereinigten Mercurs aus einer Tonne (= 2000 Pfund) Zinnobererz. Es sind in Neu-Almaden vierzehn solcher Reductionsöfen im Gange. Das Erz wird aus einem über 1000 Fuß langen Tunnel, der eine Breite und Höhe von 10 Fuß hat und in den ein Gewirr von kleinen Schachten und Stollen mündet, gewonnen. Die Grubenarbeiter (tenáteros) transportiren das Erz in ledernen Säcken, die mit einem Riemen um die Stirn befestigt sind, ähnlich wie die Indianerfrauen Holzscheite und Mehlsäcke zu tragen pflegen, aus den Stollen und Schachten nach dem Haupttunnel, von wo es auf Eisenbahnkarren zu Tage geschafft wird.

Die Ausbeute der Quecksilbergruben ist indessen in stetem Abnehmen begriffen, und beträgt gegenwärtig nur mehr ca. 20,000 Flaschen pro Jahr, aber immer noch liefert Neu-Almaden die Hälfte von dem in Californien und fast den vierten Theil von dem auf der ganzen Erde gewonnenen Quecksilber. Im Ganzen producirt Californien jetzt jährlich gegen 3 Mill. Pfund Quecksilber. Die Minenarbeiter von Neu-Almaden bestehen aus einem Conglomerat von vielen Nationalitäten, unter denen Mexikaner und Cornishleute vorwiegend sind, eine uncultivirte und zanksüchtige Bevölkerung, die in einer aus rohen Holzhäusern erbauten Stadt oben auf dem Berge zusammenwohnt und ihr sauer erworbenes Geld am Zahltage so schnell als möglich mit Spielern, Bummlern und schlechten Weibern zu verjubeln pflegt.

---

9. Das Yosemite-Thal und die Riesenbäume von Mariposa.

Yosemite (sprich Josemmeti) ist ein Zauberwort, nicht nur in Californien, sondern überall in Amerika, ein Name, der bei jedem Reiselustigen auf dem weiten Continente als das Mekka seiner Wünsche gilt. Was die Schweiz für das große Touristenheer in Europa geworden ist, das bedeutet Yosemite für die Wanderfrohen Amerikas. Ja sogar bis über die Meere ist schon der Ruhm jenes Wunderthales

gedrungen, und aus den entlegensten Ländern — namentlich aus England — pilgern jährlich bereits viele Hunderte dorthin, ohne die enormen Kosten einer Reise um den halben Erdball nebst einer mit großen Anstrengungen verknüpften zehntägigen Gebirgstour zu scheuen. In deutschen Landen ist jener fremdklingende Name dagegen wohl noch ziemlich unbekannt geblieben, und es wird, mit Ausnahme von Geographen und Reisenden, nur ein verhältnißmäßig geringer Kreis von Gebildeten davon gehört haben. In San-Francisco und den übrigen Städten Californiens ist Yosemite, dessen Bilder uns dort zu Hunderten in Schaufenstern, in Privatwohnungen und sogar auf Theatervorhängen entgegentreten, längst etwas alltägliches, wenn auch der ziemlich zeitraubende und kostspielige Ausflug nach dem Wunderthale selbst noch nicht so häufig unternommen wird.

Der Besuch des Yosemite-Thales wird gewöhnlich in Merced, einem 139 Meilen von San-Francisco entfernten, an der südlichen Pacific-Bahn in Californien gelegenen Städtchen begonnen, von dem das Thal noch weitere 85 Meilen entfernt ist. Die Monate Mai und Juni sind die günstigsten zu diesem Ausfluge, weil zu dieser Zeit die vielen Katarakte im Thale am wasserreichsten und großartigsten sind. Die bequemere, von der Mehrzahl der Besucher benutzte Route ist die zu Wagen [illegible] Coulterville; die interessantere Route führt jedoch über Mariposa, das mit Calav[illegible] den Ruf theilt, die größten Mammuthbäume der Sierra-Nevada, und damit der Welt zu besitzen.

Wir wollen diese letztere Route wählen.

Die erste Tagereise legen wir in einer bequemen Stagekutsche zurück und fahren zunächst über die scheinbar endlosen Fluren der großen San-Joaquin-Ebene, dann durch die bewaldeten Vorberge der Sierra, passiren die alten jetzt ganz verwahrlosten Goldminenlager von Hornitos und Mariposa, wo Fremont in den fünfziger Jahren sein „Eldorado" hatte, und erreichen beim Dunkelwerden Clark's Ranch, die Karawanserei der Yosemitereisenden, 67 engl. Meilen von Merced und ca. 4000 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans. Der folgende Tag ist dazu bestimmt, die nur 6 Meilen von Clark's Ranch entfernten Mammuthsbäume zu besuchen, und wir sitzen nach erfrischender Nachtruhe im Sattel, um auf dem schmalen Pfade in's Gebirge zu traben.

Wie herrlich das Stück saftig grünen Wiesenlandes dort unten im waldumbauten Thalgrund, wie schlank und stolz die bis zu 175 Fuß aufragenden Fichten, Cedern, Pechtannen und Kieferbäume, deren hohe Wipfel im Morgenwinde über uns rauschen! Die Fernsichten auf die dicht bewaldeten Gebirgskuppen sind überaus malerisch, und dabei begünstigt uns ein wunderbares Wetter, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Die Vögel singen im Waldesgrün, hier und da glänzen die wie aus hellrothem Wachs geschnittenen schlanken „Schneeblumen" (snow plant; Sarcodes

sanguinea) auf dem mit riesigen, oft einen Fuß langen Tannenzapfen besäeten Grunde, aus dem sie ja als rothe Flammen hervorzuwachsen scheinen; selbst die mit hellgrünem Moos bekleideten abgestorbenen Zweige der himmelanstrebenden Kiefern scheinen es darauf abgesehen zu haben, das heitere Bild des Waldgebirges nicht durch starre Nacktheit zu stören.

6541 Fuß über dem Meeresspiegel erreichen wir den sogenannten Mariposa-Hain der Mammuthbäume (Mariposa Grove of Big Trees), die dort aber keine abgesonderte Baumgruppe bilden, sondern, etwa 600 an Zahl, im Urwald zerstreut sind. Die Riesenbäume kommen nur in einer Höhe von 4800 bis 8000 Fuß über dem Meere, im Gebirgszuge der Sierra-Nevada vor. Sie gehören zur Species der Rothtannen und der für sie angenommene botanische Name ist Sequoia gigantea. Der ihnen zuerst von den Engländern beigelegte Name Wellingtonia wurde von den Amerikanern mit Stolz zurückgewiesen und der eines Cherokee-Indianers erhielt den Vorzug vor dem des Siegers von Waterloo. Außer im Mariposa-Hain findet man die Sequoias noch an anderen Punkten auf der Sierra-Nevada, und ist der etwa 100 engl. Meilen nördlich von der Mariposagruppe liegende bereits genannte Calaverashain der bekannteste Rivale des ersteren. Aber im Calaveras-Grove macht sich die neuere Cultur mit Hôtels, Tanzboden und Kegelbahn auf einem Riesenstamm, Theater, Comptoirs u. s. w. breit, wogegen im Mariposa-Hain alles Natur ist. Der Mariposa-Hain, sowie das Yosemitethal wurden dem Staate Californien von den Vereinigten Staaten als „Nationalparks" geschenkt mit der Bedingung, daß nie etwas an den dortigen Naturwundern geschädigt werden darf. Eine von der californischen Legislatur eingesetzte Commission bewacht die strenge Ausführung dieses vortrefflichen Gesetzes. —

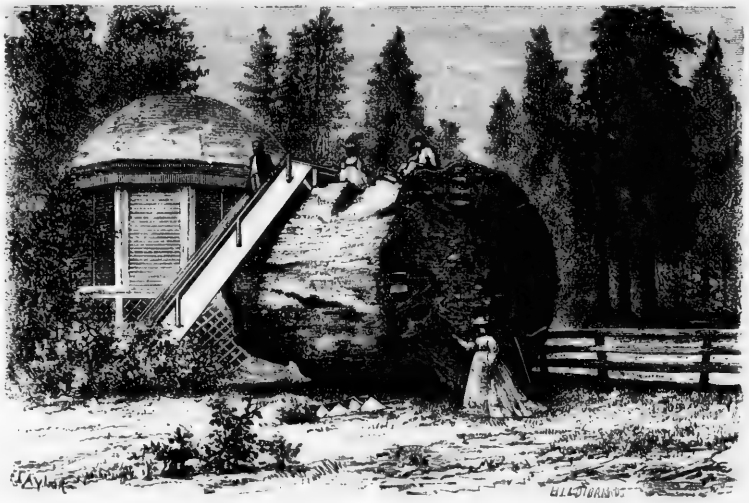
Der erste von den Riesenbäumen, den wir zu Gesicht bekommen, ist ein gefallener Koloß. Vermittelst einer Leiter ersteigen wir seinen gewaltigen Stamm und wandern wie auf einer Straße oben auf seinem Rücken hin, der breit genug ist, daß ein Fuhrwerk ihn entlang fahren könnte. Dieser Koloß, der den passenden Namen «Mammuth of the forest» (der Waldriese) führt, hat über der Wurzel eine Dicke von 34 Fuß mit einem Umfange von 102 Fuß. Vom Stamm ist nur noch ein Stück da, 150 Fuß lang, und die Rinde, $1^1/_2$ Fuß dick, ist fast ganz von ihm verschwunden. Das fehlende Ende vom Stamm ist durch Feuer zerstört worden, aber die Höhlung, welche der fallende Riese einst im Boden gemacht hat, läßt sich heute noch erkennen. Als er in seiner Vollkraft aufrecht im Urwalde dastand, muß er ca. 40 Fuß dick gewesen sein, mit einem Umfang von über 120 Fuß. Seine ursprüngliche Höhe wird auf 400 Fuß geschätzt; das wäre nur 56 Fuß niedriger als der Straßburger Münster! Das Alter dieses Urwaldsriesen wird auf 3400 Jahre angenommen, was ungefähr bis in das Zeitalter von Sesostris zurückreicht. Diese Zahlen scheinen so unglaublich

zu sein, daß man beim Aussprechen derselben unwillkürlich zaudert. Aber ein Irrthum ist nicht wahrscheinlich, da die Jahresringe im Stamm dessen Alter ziemlich deutlich bestimmen. Ein anderer von Agassiz gemessener Riesenbaum hat nach seinem Ausspruche das Alter von 1810 Jahren. Das ehrwürdige Alter der größeren Sequoias reicht unstreitig bis weit über Christi Geburt hinauf und bis über den Zeitpunkt, wo der Name Germanen in der Geschichte vorkommt. Ihre Jugend fällt in die Zeit, als Moses gelebt haben soll und Salomo den Tempel in Jerusalem erbaute. —

Zum Erstaunen ist es, wie leicht man sich in der scheinbaren Höhe jener Baumkolosse, namentlich wohl infolge ihres ungeheuren Umfangs, täuscht. Wir hätten sicherlich keinen derselben nach seinem Aussehen auf höher als 200 Fuß geschätzt; aber die größten unter ihnen sind oft gemessen worden, und ihre Höhe ist so genau festgestellt wie die irgend eines ansehnlichen Bauwerks von der Welt. Die Dicke der Riesenbäume ist weit mehr in die Augen fallend als ihre Höhe. Die kleinere Sorte hat einen Umfang des Stammes von 28 bis 50 Fuß; die dickeren variren von 60 bis 100 Fuß und darüber. Ihre faserige Rinde ist 12 bis 18 Zoll stark. Von der Größe dieser Bäume erhält man durch bildliche Darstellungen keinen rechten Begriff, da sie alsdann wie alle anderen Bäume aussehen; man stelle sich bekannte Bauten neben ihnen vor, und man wird ihre Größe besser würdigen. In Mariposa giebt es Dutzende von Riesenbäumen, welche eben so hoch und höher sind als Kirchthürme, die sich 250 Fuß erheben. Ein nicht übles Unternehmen ist es, sich am Fuße eines jener Waldkolosse auf den Rücken am Boden hinzulegen und langsam am Stamm emporzublicken, der sich dann wunderbar in die Länge ausdehnen wird. Das Aussehen der Sequoias, deren Stämme in fortschreitender Höhe viel weniger als es bei anderen Bäumen der Fall ist an Dicke verlieren, läßt sich passend mit mächtigen hellbraunen Säulen vergleichen, die zerstreut im grünen Urwald dastehen, denn das ist die Farbe ihrer Rinde. „Es ist, als ob sie Sonnenschein in das Urwaldsdunkel brächten," hat ein Amerikaner poetisch gesagt. Ihre Zweige sind aber nicht so malerisch wie die von anderen Nadelhölzern und haben etwas Massives, Gedrungenes. Oft haben die Aeste, von denen die niedrigsten in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß aus dem Säulenstamm herauswachsen, die Mächtigkeit von ganz ansehnlichen gewöhnlichen Bäumen. Die Wipfel sind nicht selten, vielleicht schon vor Hunderten von Jahren, von den über den Urwald hinbrausenden Stürmen abgebrochen, und viele Sequoias sind durch furchtbare Waldbrände versengt worden, was ihre Schönheit sehr beeinträchtigt.

Langsam reitet unsere Cavalcade mehrere Meilen weit durch den stolzen Urwald und staunt die bald näher bei einander, bald zerstreut darin stehenden hellbraunen Säulen der Riesensequoias an. Mitunter führt der Weg uns quer durch einen halb-

ausgebrannten Mammuthbaum, durch den wir, aufrecht im Sattel sitzend, wie durch einen hohen Thorweg hindurchreiten. Die größeren Sequoias tragen Namen, die, meistens in Goldbuchstaben, auf Marmortafeln am Stamm paradiren. Ohne Zweifel hat die Benennung dieser Bäume ihre Berechtigung, weil man sonst nicht von ihnen im Einzelnen oder vergleichsweise zu reden vermöchte. Aber die Na nen sind meistens sehr unglücklich gewählt. Reiche Emporkömmlinge unter den Amerikanern und eitle Yankee-Frauen, die sich gern verewigen möchten, bilden die Hauptmasse von Namen auf jenen Marmortafeln. Unter den Namen an den Mammuthbäumen bemerkte ich



In Californien: Block eines Riesenbaumes.

die der Eisenbahnmagnaten Scott und Stanford, den „Emperor Norton" (dieser, der bekannte in San-Francisco residirende Kaiser der Vereinigten Staaten und Protector von Mexico, liegt sinnreicher Weise auf der Erde), Fräulein Emma, Fräulein Mary, Brigham Young und seine Frauen u. s. w. Jene Urwaldsriesen, welche zur Zeit der Pharaonen dem Boden entsproßten, mit solchen Namen zu taufen, ist entschieden lächerlich und die Benennungen nach Staaten wie Ohio, Illinois u. s. w., und selbst die „Drei Grazien", viel passender. Die letztgenannten drei, etwa 527 Fuß hohen prächtig schönen Bäume stehen in malerisch er Gruppe nicht weit von einander.

Wir wollen nun diesem Vorhofe des Yosemite-Thales mit seinen tausendjährigen Baumkolossen Lebewohl sagen und auf einer sicheren, schönen Bergstraße, die an

der Seite der dicht bewaldeten Gebirge durch malerische Gegenden zieht, uns nach dem Thale selbst begeben. Die Felsen und Bergrücken werden wilder, höher

In Californien: Das Yosemite-Thal.

und romantischer, je mehr wir uns dem Ziele unserer Reise nähern. Unversehens gelangen wir auf ein hohes, felsiges Vorgebirge, den sogenannten „Inspiration Point",

und von dort aus schließt sich unserem staunenden Auge zum ersten Male das wald-umgürtete Yosemite-Thal in seiner ganzen wilden Herrlichkeit auf.

Dieser erste Blick in das etwa 7 Meilen lange und $^1/_2$ bis 1 Meile breite Wunderthal der Sierra Nevada ist unvergleichlich schön. Allerdings fehlen dem Bilde die Schneegipfel und Gletscher der Alpen, kein Vierwaldstätter See spiegelt neben malerischen Bergen anmuthige Städte und grüne Gelände in blauer Fluth uns entgegen; keine Rheinlandschaft mit Schlössern, Burgen und tausendjährigen Culturstätten entzückt hier das Auge. Vor uns haben wir nur wilde, großartige Natur. In wunderbar scharfen Contouren treten unter dem klaren wolkenlosen Blau des californischen Himmels die nackten ungeheuren Felswände von Yosemite wie eine lange Vista in mächtiger Doppelreihe uns entgegen: auf der Nordseite zuerst der graue El Capitan, eine breite, fast viereckige, senkrechte Granitmauer, die mit einem Flächenraum von beinahe einer Quadratmeile, direkt aus dem grünen Thalgrunde aufsteigt. Neben dem El Capitan schlängelt sich das 1000 Fuß hohe Silberband des Virgin's tears-Falles (Jungfrauenthränen-Falls) poetisch zwischen den Felsen herunter; jenseits desselben blicken hinter einander die originellen Felshörner der three Brothers (drei Brüder) hervor, und im Hintergrunde steht der hellgraue, kuppelförmige, himmelanstrebende Norddom. Dem El Capitan gegenüber wallt der Bridal-Veil-Fall (Brautschleier-Fall) zwischen grünen Tannen zauberisch in den tiefen Thalgrund hinab, die Granitzacken und schroff aufsteigenden Klippen der Kathedral-Felsen und -Thürme und des einer riesigen Warte ähnlichen Sentinel-Rock bilden auf der Südseite die hervorragendsten Punkte einer scharf crenellirten Felslinie, welche ihren Abschluß in der dem Norddom gegenüberliegenden kolossalen Halbkuppe des Süddoms findet. Alle jene Felsgipfel erheben sich von beinahe 3000 bis zu 5000 Fuß über das Yosemite-Thal, das seinerseits 4060 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Zwischen diesen großartigen Granitbauten schlängelt sich der Merced wie ein Silberband durch ein grünes, herrlich bewaldetes Thal. Der Duft des Hochgebirges über den fernen Domen umhüllt dieselben mit magischem, durchsichtigem Schleier, während sich die näheren Granitmauern und Felshörner in scharfen Umrissen aus dem grünen Thalgrund emporbauen, — ein wunderbar großartiges Bild wilder Naturschönheit. Von dem himmelhohen Katarakte des Yosemite-Falls und den prachtvollen Vernal- und Nevada-Fällen erblickt das Auge nichts auf dem Inspiration Point; aber trotzdem bleibt dieser erste Blick in das Wunderthal der Sierra jedem Besucher desselben unvergeßlich, kein anderer vermag die Erinnerung daran zu verwischen. —

Die Zeit drängt und wir eilen weiter. Auf einem bequemen Fahrweg geht es nun nach dem Thalgrund hinab. Der Weg führt nach dem noch 4 Meilen entfernten Hôtel, unter der nackten Felsmauer des El Capitan hin, die sich in wahrhaft kolossaler Form 3100 Fuß lothrecht über uns emporbaut. In der Mitte der hell-

grauen Granitwand befindet sich in ziemlich deutlichen Umrissen das natürliche Bild eines riesigen Mannes mit schwarzem, fliegendem Haar und ernst thalaufwärts blickendem Antlitz. An dieses Bildniß, das jeder Vorüberpassirende, auch ohne viel Phantasie leicht erkennt, knüpft sich eine interessante indianische Sage. Der indianische Name des El Capitan ist Tutokanula, der zugleich als der Herrscher des Thales gilt. Lange ehe die Bleichgesichter ins Land gedrungen waren — so erzählt die Sage — lebten hier die Rothhäute, für deren Unterhalt Tutokanula väterlich sorgte, in friedlicher Abgeschiedenheit. Aber ihr Glück nahm ein Ende, als die liebliche Göttin Tissaak dem Tutokanula auf dem Gipfel des damals noch nicht gespaltenen Süddoms erschienen war und jenen zu sich winkte. Der nur noch an Liebesfreuden denkende Tutokanula verbrachte fortan all seine Zeit in der Nähe der reizenden Tissaak, er kümmerte sich nicht mehr um die Menschen und ließ die Ernten aus Mangel an Regen verderben, so daß eine Hungersnoth im Thale unausbleiblich schien. Das weiche Herz der Göttin ward jedoch von dem Elend der verhungernden Indianer gerührt, die sich, um Rettung flehend, an sie gewandt hatten. Sie riß sich aus den Armen des Tutokanula und rief den Großen Geist um Hülfe an für ihr Volk. Er zersplitterte den Süddom und ließ die Fluthen des Hochgebirgs durchs Thal rauschen, Regen strömte vom Himmel, die Ernten waren gerettet und alle Angst vor der Hungersnoth hatte ein Ende. Tissaak aber, die sich dem Großen Geiste als Opfer dargebracht hatte, war auf immer verschwunden. Als Tutokanula seinen Verlust entdeckte, verließ auch er das Thal, wo er ohne seine Geliebte nicht länger leben wollte. Ehe er fortging, meißelte er noch ihr Antlitz in die Felswand des zerborstenen Süddoms (wo dasselbe in schwachen Umrissen zu sehen ist) und sein eigenes mächtiges Bildniß in die Granitmauer des El Capitan, von wo aus es immer noch ernst und traurig thalaufwärts, nach der ehemaligen Wohnung seiner verschwundenen Göttin, hinüberblickt. —

Im Yosemite-Thale werden die Sagen der Urbewohner und die Namen, welche sie allen hervorragenden Felsen und Katarakten gegeben haben, fortleben, wenn der letzte von den Rothhäuten längst verschwunden sein wird. Yosemite bedeutet auf indianisch „der große graue Bär". Der dem El Capitan schräg gegenüberliegende Bridal-Veil-Fall wird von den Indianern Pohonó, d. h. der Geist der bösen Winde, genannt. Keine Rothhaut wagt sich gern dorthin, und Niemand von ihnen würde um alle Schätze der Welt eine Nacht am Katarakte verbringen. Die durch die herabstürzenden Fluthen in seiner Nähe stets heftig erregte Luft scheint den Indianern voll böser Geister zu sein.

Die Entdeckung des Yosemite-Thales im Jahre 1851 hatte schrecklicher Weise die fast gänzliche Vernichtung der dort wohnenden Indianer zur unmittelbaren Folge. Eine Abtheilung Milizen und Grenzler verfolgte eine Schaar vor ihnen

flüchtender Rothhäute, die sich des Pferdediebstahls und Mordthaten an einigen Minern schuldig gemacht hatten, bis in ihre damals noch unbekannte Bergfeste und tödtete den ganzen Stamm bis auf einen kleinen Ueberrest. Die letzte Schlucht, in welcher die Indianer Schutz suchten und wo die meisten von ihnen niedergemetzelt wurden, führt noch heute den Namen „Indian Canyon". Durch ihre ungezügelte Raubgier und Mordlust hatten die Rothhäute selbst das Verhängniß gegen sich heraufbeschworen, — einen Feind, der kein Erbarmen kannte. Fürwahr ein wehmüthiger Gedanke, daß sich die Entdeckung des herrlichsten Felsthales in der Neuen Welt mit dem tragischen Untergange seiner alten Bewohner verknüpfen mußte! Heute sieht man nur noch wenige Indianer im Thale, kaum ein paar Dutzend, die vom Fischfang leben und in ihrer zerlumpten Kleidung einen traurigen Eindruck hinterlassen. Noch wenige Jahre und dieser kleine Rest des einst zahlreichen Yosemite-Stammes wird verschwunden sein; keiner wird alsdann noch die Geister am Pohonó fürchten, und Tutokanula's Riesenbild wird vergebens von der Felsmauer des El Capitan nach den alten Bewohnern des Thales ausschauen.

Der Bridal-Veil-Fall (Brautschleierfall), den wir bei unserem Eintritt ins Yosemite-Thal ganz in der Nähe sehen, wird oft als der Staubbach der Sierra Nevada bezeichnet. Aber er ist weit wasserreicher und viel imposanter als sein Bruder in den Alpen. Die Höhe der beiden Wasserfälle ist fast dieselbe; der Staubbach ist 925, der gegen 70 Fuß breite Brautschleierfall 940 Fuß hoch. Während der Staubbach seine weiche milchige Fluth unaufhörlich über den Abhang in die Tiefe drängt, nur als ein diamantener Sprühregen die grünen Matten des Lauterbrunnerthals erreicht, rast der Pohonó mit donnerndem Brausen auf mächtige Granitblöcke in den waldumgürteten Thalgrund herunter. Wie leuchtende Raketen schießen die Fluthen hier und da aus dem vom Winde zertheilten Katarakte herab, der, aus der Ferne gesehen, einem riesigen silberdurchwirkten wehenden Schleier ähnlich ist — daher sein Name. Wenn die Sonne am hohen Nachmittage einen farbigen Bogen auf die sprühenden Fluthen des herrlichen Wasserfalls malt, über den sich die 3750 Fuß hoch ansteigenden Granitgipfel der sogenannten „Drei Grazien" (Three Graces) stolz erheben und auf die der kolossale El Capitan ernst hinüberschaut, so ist das ein Gesammtbild von wunderbarer, wilder Schönheit, gegen welches das des Staubbachs fast unbedeutend erscheint.

Wie wir am grünen Ufer des etwa 70 Fuß breiten klaren Merced zwischen zerstreut wachsenden Eichen und prächtigen Coniferen langsam weiterreiten, begrüßen uns zunächst an der Rechten die 2660 Fuß hoch aufstrebenden kolossalen Mauern der Kathedrale, neben deren steilen Klippenwänden zwei isolirte, sich ca. 500 Fuß über das Felsgesims erhebende Granitpfeiler, die Kathedral-Spires, d. i. Kirchthürme, seltsam in die Lüfte ragen. Dann treten uns an der Nordseite die 4300 Fuß

hohen, schrägen Gipfel der Three Brothers entgegen (von den Indianern die Pompompasus, d. h. die sprungfertigen Frösche, genannt), die aussehen, als ob sie jeden Augenblick in das Thal herabstürzen könnten, zu rechter Hand der furchtbar steile Sentinelfels, von den Indianern Loya, d. h. Schildwache, genannt. 3270 Fuß baut er seinen obeliskähnlichen Granitgipfel, der oben nur 300 Fuß breit ist, über das grüne Thal empor, das zu seinen Füßen mit prächtigen 150 bis 175 Fuß hohen Fichten geschmückt ist. Hinter dem Loya liegt die hellgraue Kuppe des 4500 Fuß hohen Sentineldoms.

Aber mehr noch als vom gewaltigen Sentinelfels wird das Auge von dem in drei Cascaden herabstürzenden Yosemite-Fall (2634 Fuß) gefesselt, dem höchsten bekannten Wasserfall auf der Erde. Unter den Fällen der Schweiz kommen nur die bei Reichenbach ihm an Höhe ziemlich nahe; aber es sind dies sieben aufeinanderfolgende unterbrochene Cascaden, keine von ihnen kann sich im entferntesten an Wasserfülle und Größe mit dem oberen Yosemite-Fall messen. Dieser ist 1600 Fuß hoch, oben einige 30 Fuß breit, und erweitert sich nach unten bis auf 300 Fuß. Der durch einen Felsenvorsprung von ihm getrennte mittlere Fall ist 600 Fuß hoch und stürmt über eine steile, rauhe Granitfläche herab, der untere, gleich auf ihn folgende, macht seinen Riesensprung von 434 Fuß direct in den Abgrund. Der obere Yosemite-Fall schwebt wie der Brautschleier-Fall im Winde hin und her. Sein laut hörbares Brausen und der Anblick der gleichsam vom Himmel herabstürzenden mit unzähligen blitzenden Tropfen und Wassergarben sich drängenden Fluth gab den schroffen Contouren der umliegenden Granitgipfel ein lieblicheres Aussehen, denen ohne den riesigen Katarakt gleichsam das pulsirende Leben fehlen würde.

Im Thale drunten — in den vom Merced-Fluß durchzogenen Hainen entstanden in den letzten Jahren mehrere vorzügliche und wohlfeile Hôtels, in deren bestem wir unser Absteigquartier nehmen. Die mit jedem Jahr zunehmende Zahl der Besucher ließ sogar in diesem inmitten der wilden Sierra verborgenen Thale östlichen Comfort entstehen, der sich in vortrefflicher Kost, einer schönen Badeanstalt, guten Schlafzimmern und eleganten Parlors äußert. Touristen-Cavalkaden von Herren und Damen jagen häufig auf den nunmehr vielbetretenen Wegen vorüber. Spaziergänger kommen und gehen, und man könnte sich in der That ebenso gut in einen Kurort der Schweiz versetzt fühlen, wie hierher, eine Stelle die 7000 Meilen von der letzteren entfernt liegt.

Wir benutzen die letzten Stunden des Tages zu einem Besuche des nur eine halbe Wegstunde vom Gasthause entfernten unteren Yosemite-Falles. Durch einen idyllisch grünen Thalgrund mit herrlicher Aussicht auf den großen Katarakt, den Nord- und Süddom, die Granitzacken des gewaltigen Loya und der Kathedral-Felsen und -Thürme führt der Weg über eine Brücke des Merced und durch ein

Stück Wald von Weiden, canadischen Pappeln, Fichten, Eichen und rothstämmigen Manzanitabüschen — ein reizendes, lauschiges Plätzchen, mit bunten Wiesenblumen geziert, wo der große Yosemite-Fall aus der Ferne das Orchester in grandiosem Stil aufführt. Das dort sich kesselartig erweiternde Felsthal macht mit seinen nackten zackigen Gipfeln den Eindruck, als befänden wir uns auf einer grünen Oase inmitten eines ungeheuren ausgebrannten Kraters.

Der von einem Sprühregen umgebene, auf mächtige Granitquadern aus einer Höhe von 434 Fuß herabstürmende untere Yosemite-Fall giebt ein prachtvolles Bild des entfesselten Elements, das wir zu betrachten nicht müde werden. Von einem Punkte aus gesehen, scheint der untere Fall mit dem oberen eine ungeheure Linie von 3000 Fuß hoch herabtobenden Wassern zu sein, und hier überraschen uns die in Menge wie blitzende Raketen durch den Wasserschwall gleichsam vom Himmel herabsausenden getrennten Fluthengüsse, wie wir dieselben bereits am Bridal Veil bewunderten. Dieses eigenthümliche Schauspiel hat seine Ursache in der Cohäsion des aus so bedeutender Höhe herabfallenden Wassers. Beim Herunterstürzen setzen jene Raketenströme, die einander förmlich zu jagen scheinen, ihre Flucht in die Tiefe als getrennte Caskaden fort, ehe sie sich in weißen Schaum auflösen und ganz in einander verschmelzen. Das Getöse des Katarakts ist nicht dem Donnern eines Gewitters, sondern eher dem Niederprasseln von Schloßen auf Dächern ähnlich; mitunter nimmt das Geräusch bedeutend an Heftigkeit ab, bis es, auf's Neue anschwellend, wie das dumpfe Brausen eines durch den Urwald rasenden Orkans erschallt. —

Am folgenden Morgen unternehmen wir vor Allem einen Ausflug nach dem wildromantischen Tenaya-Cañon, um dort am sogenannten Mirror-Lake (dem Spiegelsee) die Sonne aufgehen zu sehen. Am Eingange des Cañon hält der aus hellgrauem Granit bestehende 3725 Fuß hohe Norddom (indianisch Tokoya) majestätisch Wacht, an dessen unterer Felswand sich mächtige, concentrisch geformte Bogen, die Royal-Arches, wie die 2000 Fuß hohe gewaltige Washington-Säule emporbauen. Der dunkelgrüne Mirror Lake (von den Indianern Awiya genannt), welcher jedoch mehr den Namen eines Teiches als den eines Sees verdient, liegt am Grunde des senkrecht gegen das Thal abfallenden Süd-Halbdoms (4990 Fuß) und ist von Sträuchern und hohen Bäumen malerisch umgeben, die sich mit den naheliegenden steilen Granitgipfeln in seiner stillen Fluth klar wiederspiegeln. Am frühen Morgen ist der Reflex seltsam scharf. Von hier aus gelangen wir nach kurzem Ritt zu dem Vernal- und Nevada-Fall. Diese zwei prächtigen Wasserfälle bildet der Merced am oberen Thalende, das sich vom Tenoya-Canyon in südöstlicher Richtung abzweigt. Der Yosemite- und der Brautschleier-Fall werden von Bergströmen gespeist, die von Norden und von Süden her das Hauptthal im rechten Winkel treffen. Der Weg

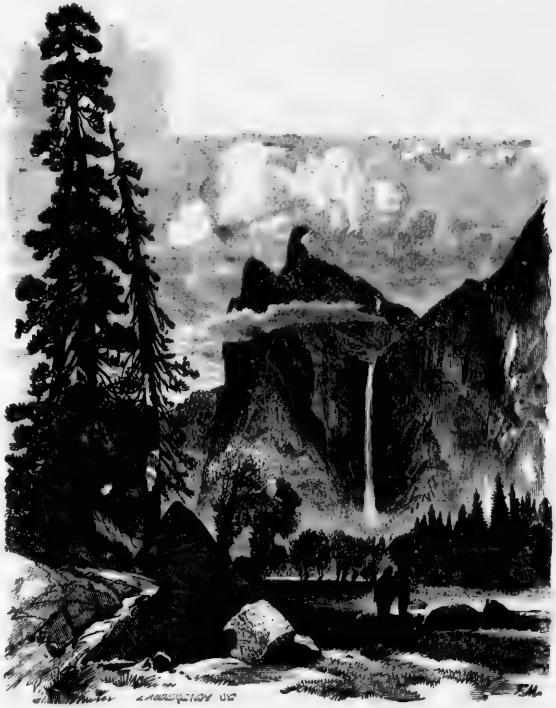
nach dem Vernal-Fall führt durch einen dicht bewaldeten Thalgrund, unter der mächtigen Felsmauer des Glacier Point und am Ufer des sich über gewaltige Granitquadern brausend herabtummelnden Merced hinauf. Nach rechts hin schließt die Schlucht mit einem steilen Felsen ab, über den sich ein 600 Fuß hoher Wasserfall, der „South Fork Katarakt", hinabstürzt. Wir folgen jedoch dem brausenden Merced aufwärts nach der Felswarte des Mount Broderick hinüber. Die Fichten, welche sich hier und da an den himmelhohen Felswänden eingenistet, haben dort augenscheinlich eine zweifelhafte Existenz, und es ist wunderbar, wie sie es möglich machten, an den schroffen Abhängen Fuß zu fassen. Von unten sehen die höher stehenden Bäume wie ganz kleine Tannenreiser aus, die an den Felshängen festkleben.

Am „Recordhouse", so benannt nach einem glatten Felsen, der die Rückwand eines Zimmers bildet, wo Touristen, die sich gern verewigen möchten, ihre Namen hinzukritzeln pflegen, gehen wir eine kurze Strecke zu Fuß in die Schlucht des Merced, um den berühmten Vernal-Fall in Augenschein zu nehmen. Dieser wunderbar schöne Wasserfall, von den Indianern „Piwaak", d. h. der Katarakt der blitzenden Krystalle, genannt, stürzt sich, 400 Fuß hoch und 60 Fuß breit, über eine die Thalschlucht quer durchschneidende senkrechte Felswand in eine prächtig bewaldete Kluft donnernd hinab. Auf seiner grünlichen Fluth spielt im Sonnenlichte ein kreisrunder, bunter Regenbogen, dessen immer wechselnde, bald hellere bald verschwimmende Farben wie in einem Kaleidoskop bald erlöschen bald sich neu beleben. Die den waldigen Thalkessel einschließenden und ihn hoch überragenden Felswände bilden einen Rahmen zu dem wilden Katarakte, wie er romantischer kaum gedacht werden kann. Nur eine kurze Strecke reiten wir auf schmalem Saumpfade höher ins Gebirge hinauf, als uns plötzlich der etwa eine halbe englische Meile oberhalb des Vernal-Falls 700 Fuß über eine schräge Felswand herabstürzende mächtige Nevada-Fall in großartigem Panorama entgegentritt. — Ein steiler, sich volle 2000 Fuß über das Thalniveau erhebender Granitkegel, die „Freiheitsmütze" (Cap of Liberty — ein von Amerikanern sehr bewunderter Name) genannt, steht links nahe an dem prächtigen Wasserfall, und der dem Matterhorn an Gestalt ähnelnde riesige Halb-Süddom ragt mit seinen nackten, hellgrauen Felswänden nicht weit von der „Freiheitsmütze" himmelan: ein grandioses Bild, dessen Vordergrund ein prächtig bewaldeter Thalkessel bildet.

Von dem Nevada-Fall rast der Merced zwischen glatten an dreißig Ellen breiten Granitplatten in furchtbarer Eile (250 Fuß Fall auf die Strecke von einer halben englischen Meile) thalab, als sehnte er sich danach, beim Vernal-Fall seinen zweiten Riesensprung zu machen. Wir überschreiten den wilden Bergstrom auf einer aus rohen Fichtenstämmen erbauten primitiven Brücke, ehe wir Snow's Gasthaus, das auf einem Felsplateau am Fuße des Cap of Liberty-Felsgipfels erbaut ist, erreichen, um dort unser Nachtquartier zu nehmen und noch einmal den maje-

ſtätiſchen Anblick des Waſſerſturzes beim abendlichen Mondlicht zu genießen. Wir bedürfen der Ruhe, denn der folgende Morgen iſt dem Beſteigen der acht Meilen von Snow's Gaſthaus entfernten Cloud's Reſt (Wolkenruhe) gewidmet.

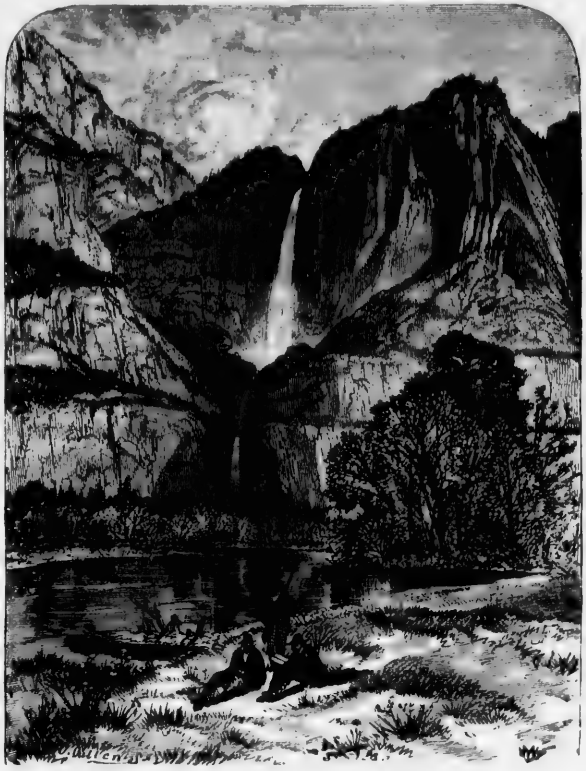
Cloud's Reſt, 6450 Fuß über der Thalſohle und 10,510 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen, iſt der höchſte Berggipfel in der Umgebung des Yoſemite-Thales.



Im Yoſemite-Thal: Die großen Yoſemite-Fälle.

Wir befinden uns hier in einer ſchrecklich öden Gebirgswüſte, in deren Mitte ſich das aus mächtigen halbverwitterten Granitquadern aufgebaute Felsgerüſte der Wolkenruhe wie eine natürliche Feſtung erhebt. Die faſt wie von Menſchenhand aufgehäuften Felsplatten geben dem Grat, der ſich wie ein Vorgebirge weit hinausthürmt, eine ſeltſame nie geſehene Geſtaltung. Vor Jahrtauſenden, als hier noch der ewige Schnee ſein Reich hatte, muß die Ausſicht von dieſem iſolirten Felskamme eine ähnliche wie die vom Gornergrat geweſen ſein. Aber jetzt fehlt ihm die winterliche

Pracht, welche das Panorama von jener Hochwarte der Alpen so ergreifend macht. Das Bett des von kolossalen Felshängen eingeschlossenen riesigen Gletschers, der sich in längst vergangner Zeit am Fuße der Cloud's Rest hinzog, ist jetzt von dem lebendigen Eisstrome verlassen; die gespaltene Kuppe des gewaltigen Süddoms trägt heute nicht wie das Matterhorn einen blitzenden Eismantel: nackt und aller Vege-



Im Yosemite-Thal: Der Brautschleier-Fall.

tation bar, strebt sein bis vor Kurzem noch nie von Menschen betretener grauer Granitgipfel himmelan. Die Merced Range der Sierra Nevada, vom Mount Clark und den Minarets bis zum Mono Paß und Mount Hoffman, läßt den Beschauer kalt, mit ihren grauen, nur hier und da mit spärlichen Schneefeldern und dünnen Fichtenwäldern bedeckten Abhängen und kahlen Gipfeln, ja selbst der von ihr herüberblinkende Spiegel des Tenaya-Sees vermag nicht die Einförmigkeit dieses dabei

doch großartigen Panoramas zu mildern. Die anderen in der Riesenrundschau hervortretenden Berge sind heute keine leuchtenden Schneegipfel mehr, wie die Monte-Rosa-Kette, sondern nackte Granitkuppen, wie z. B. der kuppelförmig gestaltete 5600 Fuß aufsteigende Mount Starr King, und das grüne Yosemite-Thal liegt in zu weiter Ferne, um dem todten Bergpanorama Anmuth zu verleihen.

Die bisher geschilderten Naturschönheiten sind die besuchtesten und anziehendsten Punkte des Yosemite-Thales; allein demjenigen, dem genügend Zeit zur Verfügung steht, bietet die Umgebung des Thales bis weit hinaus in die Berge und Schluchten der sagenhaften, romantischen Sierra-Nevada ein reiches Feld [illegible]ltenen Genüssen. Wir selber müssen das Thal verlassen.

Auf steilem Saumpfade reiten wir in langer Reihe langsam an der Südseite des Thales bergan, blicken von dem 1800 Fuß hohen Felsvorgebirge des Union Point hinunter auf die uns lieb gewordenen, unter parkähnlichen Baumgruppen liegenden Gebäude, und erreichen endlich nach zweistündigem Ritt den Gipfel der sich 3700 Fuß jäh über den Thalgrund erhebenden Felswand des Glacier Point, auf dessen breitem Plateau ein herrliches Fichtenwäldchen steht. Die Aussicht von diesem erhabenen Standpunkt ist nächst der vom Inspiration Point unstreitig die großartigste über das Yosemite-Thal. Von einer überhängenden Felsplatte sehen wir direct unter uns in das Thal hinab, ohne die zu unseren Füßen aufstrebende gewaltige Felswand erblicken zu können. Wie auf einer Landkarte liegt das grüne Thal mit seinen ganz zierlich scheinenden Bäumen, Wiesen, Anlagen und Häusern tief unter [illegible]s, durchschlängelt von dem hellen Bande des Merced und umschlossen von den [illegible]igen hellgrauen Felswänden und himmelanstrebenden Domen. Als ein kleiner [illegible]iegel blinkt der Mirror Lake zu uns herauf aus dem Waldesgrün. Gerade uns gegenüber schwebt der große Yosemite-Fall wie ein im Winde flatternder Silberschleier an der mächtigen Felswand hin und her, und von rechts herüber grüßen uns die scheinbar dicht über einander liegenden, weiß schäumenden Katarakte des Vernal- und des Nevada-Falls aus einem anmuthigen Thalgrund, auf den die in duftiges Gewand gehüllte hohe Warte von Cloud's Rest aus weiter Ferne herabblickt. Es ist dies ein Panorama, wie es kaum ein zweites ihm ähnliches in der weiten Welt giebt: jener idyllische Thalgrund, umrahmt von den stolzen Granit-Mauern und -Domen, geschmückt mit den herrlichsten Wasserfällen!

10. Im nördlichen Californien*).

Das von den betretenen Touristenpfaden entlegene nördliche Californien ist überaus reich an pittoresken Gebirgs-, Fluß- und Landschaftsscenerieen; seine zum größten Theil in den Goldminen beschäftigten Bewohner sind ein biederes wenn auch rauhes Volk, welches dem Fremden, der seinen Fuß in ihre Mitte setzt, ein herzliches Willkommen entgegenträgt. Für mich ist es stets eine Erholung gewesen, diese herrlichen Gegenden zu besuchen, den Staub der Städte mit der reinen Gebirgsluft zu vertauschen und mich unter den schlichten Bewohnern jenes Landes gleichsam in die Zeit des „alten Californiens" wieder zurück zu versetzen. Allerdings muß der Fremde, welcher das nördliche Californien besuchen will, gegenwärtig noch auf die Annehmlichkeiten einer Fahrt mit der Eisenbahn Verzicht leisten. Statt des eisernen Rosses, welches sonst fast überall in Californien längst ein alter Bekannter geworden, ist der Reisende hier auf die primitive Reisekutsche, die «Stage-Coach» angewiesen, falls er es nicht vorzieht, sich mit einem Reitpferde zu versehen oder seine Wanderung zu Fuß anzutreten, welche letztere Art der Locomotion hier zu Lande jedoch ein Privilegium der biederen Goldgräber zu sein scheint und fast nie von Touristen angewandt wird.

Zwei Straßen führen von Redding, dem nördlichen Endpunkt der California- und Oregon-Eisenbahn, nach der alten Minenstadt Yreka (Weirika), im äußersten Norden des Staates gelegen; die directe nördliche Linie läuft das obere Sacramento-Thal hinauf und am Fuße des Mount Shasta vorüber, die westlichere durch das Trinity-Thal, über Jones und die Scott's Gebirge. Es wäre schwer zu sagen, welcher von diesen Linien der Vorzug an Schönheit gebührt, denn beide sind reich an wunderbar pittoresken Landschaftsbildern.

Der Reisende, welcher die zuerst genannte Route wählt und nicht weit von Redding auf einer fliegenden Fähre über den Sacramento setzt, hat dort einen überaus prachtvollen Anblick der Sierra Nevada, wo der über 11,000 Fuß hohe „Lassen's Butte" sich mit blendend weißer Kuppe mächtig in den blauen Aether erhebt und mit seinen gleichfalls schneebedeckten niedrigeren Gebirgsausläufern ein wahrhaft schweizerisches Bild giebt. Der breite Sacramentostrom, dessen von waldigen Ufern eingeschlossene meilenlange Vista von jenem prächtigen Bilde des californischen Hochgebirges in weiter Ferne querüber abgeschlossen wird, ist hier bereits in die große Thalebene getreten, welche seinen Namen führt.

Die erste Tagereise bis zur Mündung des Pitt River, des größten Nebenflusses des Sacramento, führt durch die nördlichen Ausläufer jener Thalebene. Jenseits

*) Von Theodor Kirchhoff in San-Francisco.

des Pitt-Flusses beginnt eine Gebirgsstraße, die an wilder Schönheit ihres Gleichen sucht. Bergauf und bergab jagt die Reisekutsche, zuerst am Ufer des Mc. Cloud-Flusses entlang, eines Bergstroms, der in rasender Eile innerhalb gewaltiger nackter Sandsteinmassen im felsigen Bette hinbraust. In seinen klaren Gewässern ist in den letzten Jahren die künstliche Fischzucht in großem Maßstabe mit Erfolg eingeführt worden. In den Fischbrutanstalten werden meistens Indianer beschäftigt, welche jenem Geschäfte mit großer Umsicht und Zuverlässigkeit obliegen. Am jenseitigen Ufer des Mc. Cloud-Flusses liegen mehrere Indianerdörfer in romantischer Umgebung, und leichte Canots schaukeln sich, an Weiden befestigt, in der klaren Fluth. Es ist erstaunlich mit welcher Geschicklichkeit die Indianer in diesem reißenden Gewässer ihre gebrechlichen Boote handhaben, man sollte glauben, daß ein Canot keine Minute in den tosenden Wasserwirbeln vor dem Umschlagen geschützt werden könnte.

Auf gewundener Bergstraße, bald nahe am Ufer, bald auf der Höhe entlang, geht die Fahrt weiter, am linken Ufer des Sacramento hinauf, der seine wilden Fluthen brausend und schäumend daherjagt. Oft führt die Straße dicht an steilen Abhängen hin, an deren Rande das muthige Sechsgespann sorglos fort galoppirt. Für Reisende mit schwachen Nerven wäre diese Stagefahrt allerdings nicht sehr empfehlenswerth, denn ein Blick in die felsige Tiefe, in welche ein Fehltritt der Rosse das Gefährt rettungslos hinabreißen würde, zeigt uns die Größe der drohenden Gefahr. Nebenbei sind kleine Schießaffairen zwischen den bis an die Zähne bewaffneten Schatzagenten der großen Transport-Gesellschaft „Wells, Fargo & Compagnie" und den Straßenräubern in dieser Gegend durchaus keine Seltenheit. Obgleich die Reisenden nur in seltenen Fällen von den Banditen ausgeplündert werden, welche es meistens nur auf die von den Minenplätzen nach den Eisenbahndepots in den „Stages" beförderten Goldtransporte abgesehen haben, so ist doch ein derartiges Rencontre nicht gerade angenehm.

Bei der Weiterfahrt entzücken den Reisenden die prächtig bewaldeten pittoresken Bergzüge, welche gleich jenseits des Flusses aufsteigen, während der „Mount Shasta" mitunter sein Silberhaupt über die grünen Baumwipfel in den blauen Aether emporhebt. Zahlreiche Lachswehre liegen im Flusse, an dessen Ufer sich hin und wieder eine alte Goldwäscherei zeigt. Die Fernsichten in das dichtbewaldete Felsthal des Sacramento sind oft von geradezu entzückender Schönheit, wenn die Straße eine höher gelegene Felsenbank erklimmen muß, während der wilde Bergstrom in der Tiefe zwischen mächtigen Steinblöcken tost und schäumt.

Eine herrliche Gebirgsscenerie überrascht den Reisenden etwa fünfzig englische Meilen von Yreka, wo sich die vielgezackte Felsmasse des Castle-Rock am jenseitigen Ufer des Sacramento imposant emporbaut. Die vielfach zerklüfteten schwarzen Felszacken zeigen uns ein Bild schauerlicher Zerstörung, als hätte ein gewaltiger Blitz-

strahl das Gebirge dort zerrissen. Das Auge wird nicht müde, jene riesige zersplitterte Felsenburg zu betrachten und die kolossalen Mauern anzustaunen, welche von ihr aus in den wild daherbrausenden Sacramento abfallen. Die majestätischen Fichten, welche die Höhenzüge auf beiden Seiten des Flusses krönen, geben dem Bilde einen Rahmen, wie er herrlicher nicht gedacht werden könnte.

Einige Meilen weiter gelangt die Straße in einen dichtbewaldeten hochromantischen Thalkessel, in welchem mehrere eisenhaltige Sodaquellen liegen. Ein daselbst errichtetes ansehnliches Gasthaus findet im Sommer viele Besucher, welche Mineralwasser trinken und in dieser herrlichen Gebirgs- und Waldgegend umherschwärmen. Mitten durch den Thalkessel fließt der Sacramento, hier ein schäumender, direct vom Mount Shasta herkommender Bergstrom, der im jugendlichen Uebermuthe mit seinen krystallhellen Fluthen thalab eilt.

Durch eine romantische Waldgegend weiter rasselnd, erreicht die Stagekutsche acht engl. Meilen von dort das „Hôtel Mount Shasta", ein von Touristen viel besuchtes Gasthaus, das nur sechs englische Meilen vom Fuße jenes prächtigen Schneebergs entfernt liegt. Der alte Bergriese, gewöhnlich Shasta Butte genannt, welcher uns schon öfters auf unserer Fahrt mit seinem schneeigen Haupte begrüßt hat, präsentirt sich hier plötzlich in aller Majestät. Ein Gebirge für sich, kolossal in den Aether empor strebend, den breiten Gipfel von riesigen Schneefeldern umkränzt und den Fuß von dunklen Urwaldungen umschlungen, die sich bis zur Schneegrenze emporziehen, steht der gewaltige Bergkoloß vor uns da, — der Stolz Californiens. 14,440 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt sich sein breiter Gipfel. Die relative Höhe des Mount Shasta, d. h. die über unserem Standpunkte, beträgt mehr als elftausend Fuß, ist also fast dieselbe wie die des Mont Blanc über Chamouny. Die isolirte Lage des Shasta Butte läßt diesen aber weit imposanter als den Mont Blanc erscheinen. Zur linken Hand ist unter seinem Gipfel eine Gebirgsmasse wie eine gewaltige Bastion gleichsam aus dem Berge herausgewachsen, — der sogenannte Krater. Eine breite Schneemulde verbindet den Krater dieses erloschenen Vulkans mit dem höchsten Gipfel, von dem sich eine lange gezackte Linie von schwarzen Felsen wie ein Riesenpfad am Bergabhange herabsenkt.

Den Anblick des nahen Shasta Butte muß der Reisende, welcher die Straße über Fort Jones und das Scott Gebirge einschlägt, entbehren, denn er kann den gewaltigen Schneeriesen von dort aus nur gelegentlich und in größerer Ferne gewahren. Aber kaum minder schön sind daselbst die herrlichen Wald- und Gebirgslandschaften am Trinity-Fluß, einem wilden Bergstrome, der durch malerische Thalgründe seinen Weg nimmt. Ich möchte die dortige Scenerie mit der sächsischen Schweiz vergleichen, während die Umgebungen des Mount Shasta mehr den gewaltigen Charakter einer Alpenlandschaft tragen.

Die Stadt Yreka, der Ausgangspunkt beider Stagelinien, ist immer noch der Hauptminenplatz im nördlichen Californien, obgleich gegenwärtig nur noch ein Schattenbild seiner ehemaligen Größe. Der Goldertrag der dortigen Placerminen, welcher zur Zeit des Glanzes etwa acht Millionen Dollars pro Jahr betrug, hat sich auf kaum eine halbe Million Dollars im Jahr reducirt; die Stadt selbst, welche nur zwölf Mal seit ihrem Bestehen fast total niederbrannte, gewährt jetzt einen traurigen Anblick. Nach den großen Feuersbrünsten von 1852 und 1854, bei denen sogar die eben angekommenen und kaum von den Packthieren abgeladenen Waarengüter mitten in der Straße verbrannten, entstand Yreka jedesmal schnell wieder aus der Asche; im letzten Decennium wurden dort aber nach einer Feuersbrunst jedesmal nur die nothwendigsten Gebäude wieder aufgebaut. Der früher hier concentrirte Handel hat sich nach vielen neueren kleinen Minenplätzen vertheilt, die Miethe ist auf ein Zehntheil ihres früheren Betrags gefallen, Grundbesitz findet kaum noch Käufer zu wahren Spottpreisen. Unter den etwa anderthalbtausend Bewohnern sind die langzöpfigen Chinesen besonders stark vertreten, ein sicheres Zeichen, daß der Platz auf dem Aussterbeetat steht. Wenn die Weißen eine californische Minenstadt zu verlassen beginnen und John Chinaman dort einzieht, so sind die Aussichten auf eine Erneuerung der „guten Zeiten" dort sicherlich unter Pari angelangt.

Die eigentliche Goldgrube von Yreka, das berühmte Yreka Flat, ein ausgedehnter Minengrund in unmittelbarer Nähe der Stadt, wo in früheren Jahren Goldstaub im Werthe von durchschnittlich hundert Dollars aus einer Wagenladung Erde gewonnen wurde, sieht wie eine unterst zu oberst gekehrte Sand- und Steinwüste aus, sie ist mehr als zwanzig Mal überarbeitet worden. Diese Goldlager wurden von Fuhrleuten, welche ihr Vieh auf dem ehemaligen Wiesengrunde grasen ließen, zufällig entdeckt. Ein besonders hungriger Ochse soll einmal dort ein ganzes Grasbündel ausgerissen haben, dessen Wurzeln voll von Goldkörnern hingen, die lieblich in der Sonne funkelten. Jetzt durchwühlt hier und da ein vereinzelter Chinese diese verarmte Goldwüste und begnügt sich mit dem Ertrage von einem oder von anderthalb Dollars pro Tag.

Von dem Bilde der Zerstörung auf dem Yreka Flat und den verwahrlosten Geschäftsstraßen der alten Goldstadt sind es nur wenige Schritte nach den Nebenstraßen, wo die freundlichen Privatwohnungen stehen, welche meistens den verheerenden Feuersbrünsten entgangen sind. Vor jedem dieser ländlich-hübschen Häuser liegen reizende, mit weißen Stacketen umgebene Blumengärten, voll von blühenden Rosensträuchen, prachtvollen Georginen und hundert anderen Blumen; Weinreben mit saftigen Trauben beladen, ranken an den Birnbäumen empor; auf den von Epheu und anderen Schlingpflanzen umkränzten Verandas hängen niedliche Käfige, in denen Kanarienvögel ihr lustiges Liedlein singen; die reinlichen Wege sind von prächtigen

Laubbäumen beschattet: — das Ganze ein Culturbild, wie es der Besucher am wenigsten an einem solchen Orte erwartet. Die verschiedenartigsten Bilder drängen sich in dieser jungen Minenstadt durch einander. Hier ein vom Feuer verheerter Stadttheil mit geschwärzten Ruinen, neuen Bretterschuppen, die sich an die stehen gebliebenen Steinmauern der ausgebrannten Häuser angesiedelt haben, verbogene eiserne Thüren und Fensterläden, Schutt und Trümmer in chaotischem Durcheinander; dort die idyllischen Privatwohnungen und dicht dahinter die wüsten „Goldplacers"; verfallene Gebäude und elende chinesische Waschhäuser neben eleganten „Stores"; in den Straßen Kaufleute und Fremde in modischen Stadtkleidern und sonnverbrannte Miner, kräftige Gestalten, in Blousen und rothen Hemden und breitkrämpigen Hüten, den Revolver im Gürtel; große Frachtwagen, welche Waarengüter mitten in der Straße abladen. —

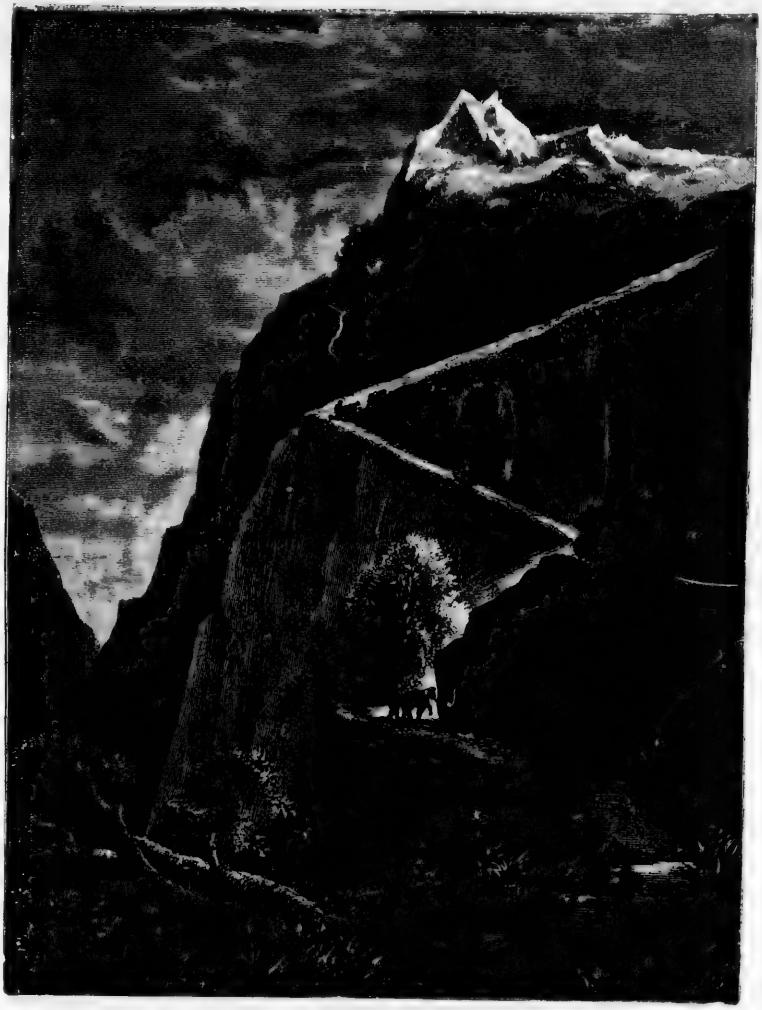
Eine staubige Stagekutsche, «Jones Flat and Yreka» steht in flammenden Lettern darauf gemalt, jagt die Straße entlang und hält vor dem „American Hôtel". Hier ist ein Schauspiel, wie es eben nur eine echte Minenstadt vor Augen führt! Der Wagen ist innen und oben von Goldgräbern überfüllt, Weiße und Chinesen durcheinander, und die auf dem hohen Kutschendache zwischen den Postsäcken und Gepäck Sitzenden lassen die Beine seitwärts herunterbaumeln; der Staub liegt fingerdick auf den Kleidern und Gesichtern der Neuangekommenen. Bald ist die Stage von einer dichten Menge der Stadtbewohner umlagert. «Hallo, Charley! Struck it rich?» — «What's the news in the diggings, Jimmy?» — «How goes it, Bob?» — etc., so ungefähr lautet der gewöhnliche Gruß. Die wilde Gesellschaft springt vom Wagen, Postsäcke werden herabgeschleudert, bestaubte Koffer unsanft auf die Erde gesetzt, und aus der Stage kommen alte Mantelsäcke, Bündel von Wolldecken, Flinten, Pistolen u. s. w. zum Vorschein, als wäre ein Trödlerladen und ein Arsenal zugleich darin verladen, — während einzelne Glückliche, von Freunden umgeben, mit ihren schweren Goldtaschen an dem Arm langsam die Straße entlang schlendern. Hier tritt einer von jenen wild aussehenden, vom Glücke gesegneten Minern in ein elegantes Schenklocal, — tractirt sofort alle Anwesenden und ruft, da die Gesellschaft ihm nicht zahlreich genug ist, noch ein Dutzend Fremde von der Straße herein; das Gläschen, die Cigarre je einen Viertel-Dollar, dabei Champagner für Jeden, der ihn trinken mag! — Wie gewonnen, so zerronnen! —

Während so die Zeit zerstörend über die alternde Goldstadt hinweggeschritten ist, welche nur noch gelegentlich ihre glänzende Vergangenheit, wie in dem soeben gezeichneten Bilde, wieder vor den Blicken des Beschauers aufthut, ist die Natur dort, wo der Mensch nicht in ihr Heiligthum eingedrungen ist, dieselbe geblieben; in derselben Majestät schaut der Silberdom des Shasta in die herrliche Landschaft hin-

aus, wie die ersten Goldjäger ihn bewunderten, als sie sich, einer wilden Hochfluth ähnlich, über das Land ergossen, dasselbe zu Geröll und Schutt zerwühlend.

Von einem östlich in der Nähe von Yreka liegenden Berge hat man eine großartige Rundschau auf den Shasta Butte und seine Umgebungen, ein Panorama, welches von ergreifender Schönheit ist, und, namentlich beim Sonnenuntergange, einen unauslöschlichen Eindruck auf den Beschauer zurückläßt. Eine weite Landschaft, Shasta Valley, übersäet mit grünen Hügeln, dehnt sich im Vordergrunde aus, jenseits derselben zieht sich eine lange Kette von malerischen Bergzügen hin, unter denen der Schneeriese Shasta Butte sich gewaltig, wie ein Herrscher, himmelan emporthürmt. Fünfundvierzig englische Meilen liegt der Koloß von jenem Aussichtspunkt, obgleich die Entfernung kaum halb so weit erscheint. Um seinen Fuß haben mächtige Urwälder einen dunkelgrünen Mantel geschlungen. Der dieser Richtung direct zugewendete breite Kratergipfel wird von der Hauptkuppe des Silberdomes hoch überragt, — ein wunderbar großartiges Bild! — Zu beiden Seiten des Mount Shasta liegen niedrigere, nur hier und da mit Schneefeldern gekrönte Bergzüge, die sich nach rechts und nach links in weitem Halbbogen erstrecken; eigenthümlich geformte Gipfel darunter der einer Pyramide ähnliche „Kleine Shasta" und der hochaufstrebende, dicht bewaldete „Zuckerhutberg".

Unter den Strahlen der sinkenden Sonne kleidet sich das Prachtpanorama in Violett und Purpur. Der Gipfel des Shasta Butte ist noch von röthlichem Schimmer übergossen, wenn sich die niedrigeren Berge und weiten Thalgründe bereits in die Schatten der Nacht gehüllt haben. Wahrlich! Californien hat ein Recht dazu, stolz zu sein auf seinen silbernen Shasta, der wie ein König in blitzendem Geschmeide an der Nordmark des Goldstaates thront. Seine unterirdischen Feuer sind längst erloschen und keine Lavaströme rollen mehr von dem gewaltigen Krater verheerend ins Flachland herunter. Aus nie versiegenden Schneequellen sendet er jetzt nur brausende Fluthen herab, die den fleißigen Minern unentbehrlich zum Erlangen der blinkenden Körner sind, und durch eines der reichsten Thäler auf diesem Continente meerwärts nach Süden, nach dem fernen „Goldenen Thore" von San-Francisco strömen.



Gebirgs-Scenerie in Britiſch Columbien.

III. Die spanischen Territorien.

1. Neu-Mexiko.

Wie die alte Republik südlich des Rio Grande, so ist auch ihre ehemalige Provinz, das gegenwärtige Territorium der Vereinigten Staaten von Neu-Mexiko ein Reich vergangner Herrlichkeit. Es ist ja das Land, über das einst Montezuma den Herrscher-Stab geschwungen, das Land romantischer Ruinen und Tempel, in dem noch heute Spuren einstiger Größe und Kultur zu finden sind. Den Göttern geweihte Paläste und Brunnen, Gefäße und Urnen sprechen von der vergangenen Herrschaft der Azteken, — alte Klöster, verlassene und zerfallene Kirchen und Festungen zeugen von der vergangenen Herrschaft alt-spanischen Mönchthums und spanischer Soldateska.

Neu-Mexiko ist sicher eines der interessantesten Länder der Vereinigten Staaten, denn es hat eine Geschichte, groß, bewegt und unglücklich, wie das Land der Incas. Es ist merkwürdig, daß all' die großen Territorien, über die einst Spanien geherrscht, heute verfallen, verödet und von Bürgerkriegen zerrissen sind, wie das Mutterland selbst. Glücklich jene Länder, die aus den stiefmütterlichen Händen der Hidalgo's in die der thätig-schaffenden anglo-sächsischen Raçe übergegangen sind! Glücklich Neu-Mexiko, daß es von Amerikanern erobert wurde und gegenwärtig von Amerikanern der Kultur und Zivilisation wiedergegeben wird! Bald wird auch „the White Conquest" in jenem Territorium vollzogen sein, — wir waren noch auf unseren Streifzügen Zeugen des geistigen Kampfes zwischen Amerikanern und Mexikanern.

Man darf sich den Charakter der Bevölkerung von Neu-Mexiko, ihre Lebensweise und ihre Gebräuche nicht wie jene Californiens vorstellen. Wohl war Californien ehemals auch ein Land der spanischen Sprache, aber seine Bevölkerung ist jetzt vermischt mit den amerikanischen Einwanderern, sie ist schon seit Dezennien in stetem Verkehr mit ihnen, sie hat ihre guten und schlechten Eigenschaften mit angenommen. Neu-Mexiko jedoch wird von den Abkömmlingen jener Spanier bewohnt, die einst unter Ferdinand Cortez in das Land gekommen. Abgeschlossen von jedem äußeren Einflusse, haben sie die Sitten und Gebräuche des alten Spaniens, wie es vor drei Jahrhunderten war, bewahrt. Und während sich die neu-spanische Bevölkerung Californiens mit der zivilisirten amerikanischen Raçe vermischte, ging in Neu-Mexiko die Vermischung seiner alt-spanischen Bevölkerung mit den dort ansässigen, angestammten Indianern, mit den Pueblos, den Navajos, Apaches, Comanches und Mancos, vor sich. Aber sie hob die Indianer nicht auf ihre höhere Kulturstufe, sondern wurde

selbst auf den niederen Standpunkt der Indianer herabgezogen, so daß dadurch eine eigene Menschenklasse entstand, die in ihrem entfernten, wenig besuchten und wenig gekannten Lande von der anglo-amerikanischen Kultur bisher unberührt blieb *).

Erst in der neuesten Zeit, als der ungemeine Reichthum des Landes an Gold und hauptsächlich an Silber etwas bekannter wurde, lenkte sich der Strom anglo-sächsischer Einwanderer nach den Bergen Neu-Mexikos westlich des Rio Peco und des Rio Grande, und diese Mineure wurden auch zu Pionieren der amerikanischen Kultur, die dieses ungeheure, abgelegene Land allmählich zu erleuchten beginnt.

An dem Theil Neu-Mexikos, den wir auf dem Wege von Trinidad in Süd-Colorado nach der Hauptstadt Santa Fé zu durchziehen haben, ist daran allerdings nur wenig zu bemerken. Hier sieht das Land im Gegentheile gerade so aus, als wäre es seit der Erschaffung der Welt von der schaffenden, aber auch gleichzeitig zerstörenden Hand des Menschen verschont geblieben. Die wenig belebte Straße windet sich durch eine fruchtbare, vollständig unbebaute Ebene, viel schöner und wasserreicher, als die Steppen von Texas und Colorado. Alle Stunden kreuzt der Weg irgend einen Nebenfluß des Red River, von denen der Cimarron und Ocate die bedeutendsten sind. Im Westen, kaum zwanzig Meilen von der Straße entfernt, erheben sich die Frontketten der Felsengebirge. Eine Kette hinter der andern steigt hier empor, die erste mit Gras, die zweite mit Wald, die dritte mit Wolken, die die vierte mit Schnee bedeckt. Im Norden begrenzen sie zwei ungeheure, in die Region des ewigen Schnees ragende Felsenkegel: Las dos Hermaños, die „beiden Schwestern", von den Indianern die „Zwillingsspitze", von den Amerikanern „Spanish Peaks" genannt. Es sind die schönsten und höchsten Berge des südöstlichen Amerika und in ihrer Form so schlank und symmetrisch, daß man sie in Egypten für ein Paar gewaltige Pyramiden ansehen würde.

Die zweit-höchste Erhebung dieser gewaltigen Ketten ist der Turkey oder Sultan Mountain, mit seinen drei hohen, graziösen Spitzen. Wie diese prächtigen Gipfel zu dem türkischen Namen kamen, ist für den ersten Moment unerklärlich. Wenn man jedoch über die Zustände der Bevölkerung und die Stellung des Weibes in diesem Theile des Landes ein wenig nachdenkt, dann nimmt es einen Wunder, daß man dem ganzen Gebiete nicht den Namen Sultanland oder „Neu-Türkei" beigelegt hat.

Die ersten Menschen in diesem schönen, aber verödeten Theile von Spanisch-Amerika findet man erst in dem 90 Meilen von Trinidad entfernten am Rio Moro

*) Das Territorium Neu-Mexiko umfaßt einen Flächenraum von über 120,000 engl. Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 111,000 von der etwa 21,000 Indianer, der Rest größtentheils Mexikaner und nur etwa 5000 Anglo-Amerikaner sind. Die Zahl der Deutschen beträgt kaum 1000.

gelegenen Fort Union, und hier sind es zumeist Amerikaner aus den „States", Soldaten, Kaufleute und deutsche Juden. Die wenigen Mexikaner sind größtentheils Pferdeknechte und Fuhrleute, sonnverbrannte, verwitterte Gestalten mit indianischem Aussehen und zur Hälfte indianischem Blut in ihren Adern.

Fort Union ist abermals einer jener Prairiehäfen, die man in den weiten Steppen, zwischen Mississippi und Felsengebirge überall da findet, wo noch keine Eisenbahn hingedrungen. Es ist gleichzeitig der größte Militärposten der westlichen Steppen und das Proviant-Depôt von fünfzig anderen, im Umkreise von fünfhundert und mehr Meilen liegenden kleineren Forts und Militärposten, die alle von hier aus mit Truppen, Pferden, Munition und Lebensmitteln versehen werden, und deshalb bietet es einen, den Begriffen eines europäischen Reisenden ganz verschiedenen Anblick dar. Von jenen mit Wällen und Gräben, Bastionen und Flächen umgebenen, mit Kanonen gespickten Forts des hochcivilisirten Europa ist hier keine Spur vorhanden. Alle die sogenannten „Forts" in den Prairien sind weiter nichts als Proviant-Magazine oder wenn der Ausdruck erlaubt ist „Militär-Hôtels", wo die etwa auf Expeditionen gegen die Indianer begriffenen Truppen Unterkunft und Lebensmittel finden können. Die Gebäude liegen offen, frei von jeder Umwallung, in der Ebene und kommt es wirklich zu einem Kriege in diesen Länderstrichen, dann bilden die Bajonette der Soldaten Mauern und Wall.

Wie bemerkt, ist Fort Union eines der größten Feldmagazine und außer einigen Compagnien Truppen noch von mehreren tausend Menschen bewohnt, die ihr Lager in Zelten und Bretterhütten außerhalb des Forts aufgeschlagen. Stündlich sieht man große Wagenkolonnen aus Texas, Neu-Mexiko und Arizona kommen und gehen. Der Platz ist voll des regsten Lebens, die Schmiedewerkstätten, Sattlereien u. s. w. sind in voller Thätigkeit. Von dem großartigen, hier im fernen Westen thatsächlich überraschenden Verkehr kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß die Sattlerei allein über tausend Werkleute beschäftigt.

Diesem Verkehre wird freilich schon in der nächsten Zeit, durch die von Colorado nach Santa Fé zu erbauende Eisenbahn der Lebensnerv unterbunden werden. Das Volk von Neu-Mexiko befindet sich noch im Zeitalter der Postkutsche, mit dieser wird es untergehen um den Angelsachsen mit ihren Eisenbahnen Platz zu machen.

Von Fort Union führt der alte Santa Fé Trail am Fuße der Berge entlang nach dem zwanzig Meilen entfernten Las Vegas, einem ziemlich lebhaften, von etwa fünftausend Halbblut-Mexikanern bewohnten Städtchen am Fuße der Gebirge. Hier ist die deutlich markirte Grenze der amerikanischen Prairie, die sich, wenn wir nordwärts blicken, in sanften, grünen Wellenlinien wie ein Ocean ausdehnt, so weit das Auge reichen kann. Wie Inseln ragen aus ihr einzelne erloschene Vulkankegel und Mesas empor, aber selbst diese verschwinden in der Ferne. — Las Vegas hat sich,

seitdem es unter amerikanische Herrschaft gekommen, bedeutend gehoben. Mehrere hundert Amerikaner treiben hier lebhaften Handel, und das Städtchen hat entschieden größere Lebenskraft, als viele andere Prairiestädte. Die Häuser sind nahezu durchgehend aus Adoben gebaut; es hat eine ziemlich große Plaza, gute Hôtels und mehrere geräumige Tanzlokale, in denen der mexikanische Baile oder Fandango allnächtlich getanzt wird. Die Liebe des Volkes zum Tanz ist beinahe unersättlich und alle Altersklassen geben sich ihm aus vollster Seele hin. In den meisten Städten Neu-Mexikos ist es ein gewöhnlicher Anblick, zur Zeit des Sonnenunterganges den Fiedler, begleitet von irgend einem Trompetenbläser und Trommeljungen spielend durch die Straßen ziehen zu sehen. Das ist die Einladung zum Tanz in Las Vegas. Sie erinnert zwar nur der Sache nach an die Weber'sche Composition, ist jedoch gewiß zum mindesten eben so wirkungsreich als diese, denn kaum hat die wunderbare Musikbande ihre Runde beendet, so füllen sich auch schon die Tanzsäle mit flotten Burschen und Donna's. An einem Ende des Saales befindet sich auf einer erhöhten Plattform das Orchester, am anderen Ende ein „Bar" oder Schanktisch. Kaum ertönen die ersten Klänge der Tanzmusik, so ist auch schon Alles auf den Beinen. Die Mädchen sind in hellfarbige, kurze Röckchen gekleidet und tragen noch größtentheils die reizend schönen Rebosos graziös über die Köpfe geworfen.

Die Burschen haben in diesem Theile Neu-Mexikos noch die malerische Nationaltracht beibehalten, und so bietet denn auch ein derartiger Tanzsaal des Abends ein reges, seltsames Bild. Es ist merkwürdig, daß der mexikanische Baile sich in den amerikanischen Theilen Mexikos bedeutend größerer Beliebtheit erfreut, als in der Republik südlich des Rio Grande. Man kann vielleicht darin einen Beweis jenes zufriedenen Lebens erblicken, in das die Annexirung Neu-Mexikos von Seiten der Vereinigten Staaten die Bewohner desselben gebracht hat. Hier Zufriedenheit und Wohlstand dort immer größere Verarmung, politische Unruhen und Krieg.

Von der Rohheit „anglo-sächsischer Civilisation", die sich in den westlichen Städten Amerikas häufig in höchst sonderbarer Weise äußert, sieht man, wie im ganzen Benehmen der Mexikaner, so auch in ihren Tänzen, das gerade Gegentheil. Es ist, als wären die Tänzer alle geborene Hidalgos und Donna's. — Die letzteren sitzen während des Balles auf niederen, an den Wänden entlang stehenden Sitzen, und warten ruhig ihre Cigaretten schmauchend, auf einen Tänzer. Es ist hier Sitte, nach jedem Tanze den Damen Wein, Limonade oder Eis anzubieten, was hier durchschnittlich einen halben Dollar kostet, — obgleich nun für den Ball kein Eintrittsgeld erhoben wird, so kommt dem tanzlustigen Mexikaner das mitunter zweifelhafte Vergnügen doch ziemlich theuer zu stehen.

Las Vegas ist übrigens im amerikanischen Westen auch noch seiner heißen Schwefelquellen wegen berühmt, die fünf Meilen von der Stadt, in einem schön bewaldeten,

von hohen Bergen eingeschlossenen Thale liegen, sie sind den Mexikanern schon seit Jahrhunderten wohlbekannt, und alljährlich kommen Tausende, um in den 57° R. warmen Wässern Heilung ihrer nationalen Leiden zu suchen. Bis jetzt war diese Kategorie von Badegästen wohl die ärmste, die je einen Kurort besuchte. Mit der demnächst zur Erbauung gelangenden Eisenbahn jedoch dürfte die Zukunft des Bades eine bessere, zum mindestens eine reichere sein.

Bald nachdem man Las Vegas verlassen, führt die immer höher ansteigende Straße durch mit dichten Fichten- und Cedern-Waldungen bedeckte Thäler, in denen hier und da eine Mühle oder ein mexikanisches Dorf liegt. Fünfzehn Meilen von Las Vegas entfernt, gelangt man bei San José an die Ufer des größten Nebenflusses des Rio-Grande, den Rio-Pecos, in dessen Thal man weiter stromaufwärts die halb verschwundenen Ruinen des ältesten Pueblo sieht. Das Pecos Pueblo war von Montezuma auf seinem Kriegerzuge nach Mexiko gegründet worden, und liegt jetzt in Ruinen, ebenso wie die daneben befindliche katholische Kirche, die im vorigen Jahrhunderte von spanischen Franziskanermönchen erbaut worden war. Seltsam! Ein heidnischer Tempel, von Sonnenanbetern gebaut, und eine katholische Kirche, dem wahren einzigen Gotte geweiht, von zwei Menschenrassen herstammend, sind in so kurzem Zeitraume auf einander gefolgt. Und wie diese Tempelruinen, so gehen auch beide Völker dem Verfalle entgegen, sie machen einem dritten Volke Platz, das vielleicht auch hier an dieser Stelle, auf den Trümmern dieser Tempel, sein Gotteshaus errichten wird. Ob dieses ebenso rasch vergehen wird, wie die ersten — wer kann es sagen? —

Unmittelbar nachdem man die alten Pecos Ruinen verlassen hat, gelangt man an die Wasserscheide zwischen dem Rio Pecos und dem Rio Grande. Der Weg führt nun durch den nahezu 8000 Fuß tief eingeschnittenen, dicht bewaldeten Apache Cañon, und nach einer kurzen Passage breitet sich das herrliche Thal des Rio Grande am Fuße des Bergrückens aus. Zur Linken die schwungvollen sanften Umrisse der goldigen Berge, in denen berühmte Placer-Minen liegen, zur Rechten der hohe El Pilone und die Ketten der Raton Mountains — in der Mitte die Hauptstadt des südwestlichen Amerika: Santa Fé.

Beim ersten Anblick dieser (nicht an den Ufern des Rio Grande, sondern zwanzig Meilen von ihm entfernt) an den Ufern des Santa Fé-Baches gelegenen Hauptstadt von Spanisch Nordamerika ist man ein wenig enttäuscht. Santa Fé ist weder romantisch gelegen, noch bieten seine Gebäude auch nur den geringsten Reiz. Von der Ferne gesehen, nimmt es sich aus, wie einige hundert Rasenziegel, auf einer einförmigen Fläche zum Trocknen ausgebreitet. Der erwähnte Bach fließt in einem weiten, kiesigen Bette durch die Stadt, das durch seine Größe wohl den häufigen Besuch von großen Wassermassen verräth, aber das Flüßchen zur Sommerszeit dadurch nur um so kleiner erscheinen läßt. Der Baustyl von Santa Fé ist rein mexikanisch und

nur wenige Gebäude tragen den modernen amerikanischen Charakter an sich. Nahezu alle Häuser sind ebenerdig und mitunter so ausgedehnt, daß sie mehrere Acker Land bedecken. Um den größten Theil der Häuser laufen breite Verandas und diese sind ihr einziger Schmuck, denn selbst der weiße Kalkanstrich ist nur bei wenigen Gebäuden vorhanden. Das Baumaterial ist bei allen Adobe, getrocknete Erdziegel, deren nacktes verwittertes Grau den Straßen eine schreckliche Einförmigkeit verleiht. Zudem sind in den Wänden kaum ein bis zwei kleine Oeffnungen zu sehen, die als Fenster gelten Von Bäumen oder Gärtchen zum Schmuck der Häuser ist weit und breit nichts zu sehen, und das einzige Relief der kahlen Häuserfronten bilden die hervorstehenden Dachrinnen, die zur Regenzeit das Wasser drei Fuß weit in die Straße schütten. Das Thor führt zu einem von vier Häuserfronten eingeschlossenen Hofe, (patio oder placita), um welchen herum eine Gallerie führt, gegen welche sich die Fenster und Thüren der einzelnen Zimmer öffnen. Kellerräume gibt es in keinem mexikanischen Hause, denn die Dicke der Wände hält die Sommerhitze vortrefflich von den inneren Räumlichkeiten ab, so daß diese stets eine angenehme Kühle besitzen.

Wie man sieht, ist der neu-mexikanische Baustyl mit dem noch gegenwärtig angewendeten maurischen Styl sehr verwandt. Und dies ist leicht erklärlich. Die Spanier erlernten ihn von den Mauren, und die Bewohner Andalusiens brachten ihn nach der neuen Welt.

Der einzige schöne Theil von Santa Fé ist die Plaza, ein viereckiger großer Platz in der Mitte der Stadt, dessen vier Seiten von den Hauptgebäuden der Stadt besetzt sind. Bis zum Jahre 1868 wurde die Nordseite von dem sogenannten „Gouverneurs-Palaste", einem verwitterten Adobe-Gebäude eingenommen, von dem aber jetzt nichts mehr zu sehen ist. Neue, schönere Häuser mit den größten Kaufläden und Waarenlagern der Stadt schließen den Platz von den anderen Seiten ein, und hier ist auch eine Fonda (Hôtel), dann der unvermeidliche Saloon, sowie Kaffeehaus und Billardzimmer, in denen sich los Americanos meistens zusammenfinden. Der weite Platz ist von schönen Baumalleen beschattet, die große Rosenbeete mit einem Musikstand in der Mitte umfassen. —

Zwei Straßen von ziemlicher Breite münden auf der Ost- und Westseite auf den Platz; am äußersten Ende der östlichen Straße liegen die Ruinen eines alten Militär-Forts, Fort Marcy. Beide Straßen sind mit Baumalleen bepflanzt und von den hauptsächlichsten Regierungs-Gebäuden, wie Hospital, Offizierswohnungen, Kasernen und Artilleriestallungen eingefaßt. Am oberen Ende steht das neue „State House", der Regierungspalast; das einzige steinerne Gebäude der Stadt, dahinter befindet sich der Friedhof. Weiter gegen Westen erhebt sich die einzige nicht katholische Kirche der Stadt, eine Baptisten-Kirche, und um diese herum sieht man einige amerikanische Häuser.

Die Kathedrale — ein altes halbzerfallenes Gebäude — enthält einige hübsche

Gemälde und Fenster mit Glasmalereien. Das ist weniger, als man von der spanisch-katholischen Bevölkerung eigentlich erwarten sollte, denn auch die beiden anderen Kirchen, der bischöfliche Palast und das Nonnenkloster zeigen das gleiche ruinenhafte Aussehen, sie lassen nicht gerade auf die Freigebigkeit der Bevölkerung in Peterspfennigen schließen. —

Die Grenze der Stadt zu bestimmen, fällt ziemlich schwer, denn über die Plaza hinaus wechseln die Häuser mit Getreidefeldern ab, die immer größer werden je weiter man sich von der Plaza entfernt, bis sie sich endlich mit den Feldern und Vegas der Ebene verschmelzen, an deren Ende die Wüste liegt. — Ein erfrischender Anblick

Trinidad: Im mexikanischen Viertel.

inmitten der grauen Erdmassen von Santa Fé sind die vielen Acequias oder Bewässerungsgräben mit frischem, fließendem Wasser, auf die man bei den Wanderungen durch die Stadt häufig und zumeist unerwartet stößt. —

Santa Fé hat übrigens auch ein Markthaus, in welchem die Rancheros und Pueblos ihre Waaren feil bieten. Die Pueblo-Indianer, ein fleißiges, ruhiges, ackerbautreibendes Volk, versorgen die Bewohner der Stadt mit [illegible] ihren Feldern, mit Forellen aus den zahlreichen Bergströmen [illegible] — und, was die Hauptsache ist, mit ihren unvergleichli[illegible]Töpf[illegible]ren, Krügen, Tellern und Kochgeschirren, von denen viele derart schön bemalt sind, daß man beinahe annehmen könnte, sie stammten von den alten Egyptern und Etruskern.

Das soziale Leben der Mexikaner in Santa Fé wird natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr von den Amerikanern beeinflußt, die hier alle Regierungsposten und hervorragenden Stellungen einnehmen. Odd Fellows und Freimaurer haben ihre Missionen bereits bis hierher ausgedehnt und besitzen Versammlungshäuser; die besseren Stände verkehren häufig untereinander, und Santa Fé hat bereits das, was man in den Städten des Ostens «Société» nennt. Allein so wohlthätig der Einfluß des gebildeten Amerikaners auf den Mexikaner auch sein mag, so sehr werden die guten Sitten der Stadtbewohner auch durch jene gräulichen Auswürfe der Menschheit, die Western Frontier-Men und Rangers, verdorben, die, aus den Vereinigten Staaten herüberkommend, hier Trunkenheit, Diebstahl, Raub und Mord treiben, wie einst in Kansas und noch jetzt in Texas.

Neu-Mexiko: Feldbau.

Es giebt auf Gottes weiter Erde keinen roheren, gemeineren Gesellen, als den amerikanischen „Loafer", und es erscheint in der That unbegreiflich, wie das Land inmitten so hoher Civilisation und geschäftlicher Thätigkeit derartige thierisch-rohe, bestialische Burschen hervorbringen kann. Sie, und nicht die Indianer, sind das wahre Unglück Neu-Mexikos, indem sie nicht allein im offenen Kriege mit Gesetz, Militärgewalt und Bevölkerung leben, sondern auch die letztere in ihrem Kern verderben, wenn sie einmal in die Städte geschlichen kommen. Sie waren es, die den schönen decenten Fandango zu dem unästhetisch-gemeinen Baile herabzerrten, wie er allnächtlich in den zahlreichen Boutiken Santa Fé's getanzt wird. Sie führen Trunkenheit, Unmoral und rohe Sitten unter die friedliche Bevölkerung, und wenn die Mexikaner zu beschränkt sind, um den Fortschritten der weißen Civilisation zu folgen, und zu schwach, um den verderblichen Einfluß der weißen Rohheit und Bestialität zu widerstehen, so sind sie dem allmählichen Herabsinken und endlichen Untergange geweiht.

Schon jetzt sind ihre nationale Tracht und ihre nationalen Gebräuche größtentheils in dem Strome der westwärts dringenden Anglosachsen untergegangen, und ist erst die Eisenbahn und mit ihr das Emigrantenwesen hier eingekehrt, dann wird von den gegenwärtigen Bewohnern des Landes ebenso viel übrig bleiben, wie von den Indianern östlich des Mississippi, d. i. die Nomenclatur. Nur die Namen der Flüsse und Dörfer werden uns sagen, daß einst spanisches Volk hier geherrscht, und dieser Namen giebt es gar viele. Die spanischen Mönche, diese Partisanen des Kreuzes, haben auf jeden Berg, auf jede Quelle, jedes Thal den Namen irgend eines Heiligen gestempelt, und damit deren ganze Reihe erschöpft. Glücklicherweise sind diese Namen schöner, als jene rohen anglo-sächsischen Benennungen von Texas und Colorado, wie «Hooked man's Prairie», «Buckskin Joe», «Fair play», «Strip-and at-him-Mine», «Bobtail» etc.

2. Neu-mexikanische Zustände.

Die nach Santa Fé bedeutendste Stadt in den ganzen, mehrere hunderttausend Quadratmeilen umfassenden spanischen Territorien ist Albuquerque. Sie liegt nahe an dem hier noch ziemlich unbedeutenden Rio Grande, auf einer niedrigen sandigen „Vega" (Rasenfläche) und ist wenig mehr als ein Dorf von Adobe-Häusern. Sie ist so vollständig reizlos und uninteressant wie alle mexikanischen Städtchen des Nordens, vorausgesetzt, daß man schon zuvor in einer anderen mexikanischen Stadt gewesen, und somit der erste Reiz des fremdartigen Lebens geschwunden ist. Einige hübsche Adobe-Gebäude und die alte katholische Kirche auf der Plaza bilden den vornehmen Theil der etwa dreitausend Einwohner zählenden Stadt, die vor drei Jahrhunderten von den Spaniern gegründet worden ist. Der Totalanblick des ganzen Nestes ist ein sehr trauriger. Man denke sich ein paar hundert ungebrannte, mit Strohhalmen verknetete Ziegel, regellos und mit schwachen Versuchen, sie in Reihen zu ordnen, auf unebenem, gras- und baumlosen Boden zerstreut, so hat man Albuquerque aus der Vogelperspective gesehen. Natürlich ist dies nur ein Miniaturbildchen, das man sich auf das entsprechende Maß vergrößern muß: jedes einzelne Haus 2 Meter hoch und 3 bis $3^1/_2$ Meter lang. Nur die in eigenthümlichem Style gebaute Kirche bringt etwas Leben in diese Häuserwüste. Dazu verwittern die ungebrannten Ziegel der Gebäude so rasch, daß die letzteren sämmtlich nach kaum zehnjährigem Bestande ruinenhaft aussehen. Beim Hausbau werden in der Regel nur 30 Centim. tiefe Grundmauern gelegt, die Ziegel dann lose aufeinandergeschichtet und die Zwischenräume mit nassem Lehm verschmiert. Ueber diese Mauern werden meist unbehauene Baumstämme gelegt, welche die Grundlage für das Dach bilden; über die Baum-

stämme kommt eine Lage Stroh, darüber wieder eine Lehmschicht von einigen Centim. Dicke. In eine Ecke wird ein Loch für den Kamin gebohrt und dieser aus kleinen Adobe-Ziegeln auf das Dach aufgesetzt. Dann werden noch die Außenwände etwas mit Lehm — jedoch ohne Kelle, sondern mit der Hand — verschmiert und das Haus des Mexikaners ist fertig. Von einer Abtheilung des inneren Raumes für Küche oder Schlafzimmer ist natürlich keine Rede. Der Fußboden wird mit einer Lehmschicht überzogen und festgestampft, allenfalls noch eine hölzerne Thüre in das Haus gesetzt und das Fensterloch mit einer Glasscheibe versehen.

So weit reicht der Luxus des Mexikaners. Ja, wo ist denn die Küche? werden die Hausfrauen fragen. Sie existirt nicht. Nicht, daß die mexikanischen Feinschmecker etwa ein saftiges Huhn verschmähten und sich mit der mageren Indianerkost begnügten. Der Mexikaner will nur den Küchengeruch nicht in seinem Wohnraume haben, der ihm ja Schlafzimmer, Salon, Empfangszimmer und oft auch — Stall zugleich ist. Deshalb befindet sich vor der Hausthür gewöhnlich ein aus drei Stützen bestehendes Gerüst, in dessen Mitte ein Kochkessel herabhängt. Das Brot wird in eigenen Backöfen gebacken, die in halbkugelförmiger Gestalt aus Lehm hergestellt werden und etwa 1 Meter hoch sind. (Siehe Abbildung auf Seite 158.) Auch die Hühner, die Mormonen des Thierreiches, besitzen ihre eigenen Häuser, die ganz auf dieselbe Art erbaut sind wie die Wohnstätten ihrer Eigenthümer.

Von Indianern findet man in den Städten Neu-Mexikos nur die friedlichen Pueblos. Sie sind fleißigere Ackerbauer als vielleicht die Mexikaner selbst, wenn auch ihre Werkzeuge in das Steinzeitalter zurückdatiren. Sie stehlen und rauben niemals wie ihre Racengenossen, die Comanches und Apaches, sondern leben ausschließlich von dem kargen Ertrage des mageren Ackerbodens.

Die Indianerinnen finden sich bei den Mexikanern am Rio Grande häufig noch als Sclavinnen vor, trotzdem der Sclavenhandel in den Vereinigten Staaten schon seit einem Jahrzehnt aufgehoben ist. Aber hierher in dieses Land, das vom Sitze der Staatsregierung mehr als 3000 Meilen entfernt ist, kann der Arm des Gesetzes noch nicht reichen. Diese indianischen Sclavinnen rühren größtentheils aus den Kriegen unter den einzelnen Indianerstämmen, den Ute's und Pueblo's einerseits und den Comanches, Apaches und Navajos anderseits her, in denen sie von dem feindlichen Stamme gefangen genommen und dann an die Mexikaner verkauft werden.

Neu-Mexiko ist vielleicht das Land der ausgebreitetsten Schafzucht. Wie groß diese letztere sein muß, geht schon daraus hervor, daß noch im Jahre 1863 allein von den Indianern nicht weniger als 25,000 Stück geraubt wurden. Im gleichen Jahre nahmen dagegen die Vereinigten Staatentruppen den Indianern etwa 24,000 Schafe ab. Das Gleichgewicht der Racen wurde also, wie man sieht, wieder hergestellt. Es giebt in Neu-Mexiko Schafzüchter, wie Capitän King, Colonel Maxwell,

Lieut.-Col. St. Vrain und andere, welche Herden von je 50,000 Schafen besitzen. Nun halte man sich die Ohren zu und denke an das Geblöke von 50,000 Kehlen!

Die Weideplätze der Schafe sind von denen des Rindviehes strenge geschieden. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß die hunderttausend Quadratmeilen Weideland bis jetzt noch keinen Eigenthümer haben, daß man also nach Belieben auf ihnen herumziehen und so viele Schafe halten kann als man eben will. Das Weideland ist universelles Eigenthum von Indianer und Weißen, Soldat und Bauer. Jeder baut sich an, wo er will, nimmt so viel Land in Besitz, als er will und zieht Rindvieh, Schafe, Ziegen oder — Menschen, so viel er Lust hat. Daß bei diesem regellosen Leben häufig Krankheiten oder Krätze unter den Herden ausbrechen, kann man sich leicht denken. Wir selbst waren Zeugen, als ein großer Schafzüchter seine Schafe „dippte", d. h. mit einem Decoct von Tabak und Schwefel und der Himmel weiß, was noch sonst für Stoffen abwusch, um die Haut der Thiere von der Krätze zu befreien. —

Auch das Rindvieh weidet natürlicherweise Sommer und Winter im Freien und könnte beinahe als halbwild bezeichnet werden. Jedes Thier hat seinen Brand, und sollte man während eines strengen Winters gezwungen sein, das Vieh einzutreiben, so kann man den Besitzer leicht an dem Brande erkennen, der in eigenen Büchern eingetragen ist und von denen jeder Viehzüchter und Hirt eines besitzt. Sollten also beim Eintreiben der Herde sich fremde Thiere darunter befinden, so werden diese ihrem Eigenthümer übermittelt, selbst wenn derselbe auch viele Meilen weit entfernt wohnt. Diese strenge Rechtlichkeit beruht nicht etwa ausschließlich auf Gegenseitigkeit — sondern wahrscheinlich darauf, daß der Vieh- und Pferdediebstahl in diesen Gegenden durch das Hängen bestraft wird. Die Lynchjustiz hat hier noch größere Autorität als das Gesetz, sie wird ebenso prompt wie streng und grausam gehandhabt.

Daß es in keiner einzigen Stadt der spanischen Territorien Schlachthäuser giebt, kann man sich wohl denken. Der Handel mit dem Fleischer wird auf folgende Weise abgeschlossen. Der letztere geht zu dem Eigenthümer einer Viehherde und kauft von ihm eine Anzahl Ochsen, die natürlich irgendwo (fünfzig Meilen weit in der Runde) weiden. Ist der Handel abgeschlossen, so wirft der Fleischer die Büchse über die Schulter, besteigt ein Pferd und reitet so lange in den Llanos umher, bis er Thiere mit dem Brande des Verkäufers angetroffen hat. Hierauf steigt er vom Pferde, schießt die fettesten von ihnen nieder und weidet sie gleich in den Llanos aus. Die Gedärme bleiben das Futter der Adler und Geier, das Vieh aber wird zerlegt, auf Maulthiere verladen und so nach der Stadt gebracht.

Daß sich die Geier und sonstigen zahlreichen Raubvögel nicht immer mit den Gedärmen begnügen, davon könnte man viel erzählen. Sie werden häufig so gefräßig, daß sie auf das Rind herabstürzen und diesem die Fleischstücke aus dem Rücken

hacken. Wirft sich das arme Thier nieder, so wiederholen die Bestien ihre Anfälle auf den Bauch.

Auch von Prairiewölfen, den sogenannten Coyotes, haben die Herden viel zu leiden. Treffen sie einen Stier vereinzelt an, so ist ihm bald der Garaus gemacht. Fühlen sie sich jedoch für den Angriff zu schwach, so folgen sie dem Thiere so lange heulend und keifend, bis sich eine größere Zahl von ihnen zusammengefunden hat. Auf Schafe machen sie stets gemeinschaftliche Jagd. Heimtückisch schneiden sie einige Thiere von der Hauptherde ab, umzingeln sie und schließen den Kreis immer enger zusammen, bis die Schafe nicht mehr entweichen können. Dann halten sie ihr Festmahl auf freiem Felde.

In Bezug auf den Ackerbau ist Neu-Mexiko schlechter bestellt als in der Viehzucht, dieser Ackerbau ist dazu der originellste, den man sich nur denken kann.

Die Kartoffel gedeiht in Neu-Mexiko trotz der eifrigsten Bemühungen gar nicht, aber die Bevölkerung spricht nur ungerne davon, um die Einwanderung nicht abzuschrecken. Ist es die Schuld des weltberühmten, unversöhnlichsten Feindes aller Erdäpfel — des Coloradokäfers? In Colorado, dem Staate, von dem er den Namen erhielt, ist er nicht mehr zu sehen. Stetig nach Osten ziehend, hat er die Reise um die Welt beinahe vollendet.

Sein geflügelter College, die Heuschrecke, entfernt sich dagegen nur durch Hungersnoth getrieben aus den heimatlichen Regionen und verzehrt friedlich die Milch und den Honig Neu-Mexiko's.

Uralt wie die Wohnungen, Sitten und Gebräuche der Neu-Mexikaner, ist auch ihre Agricultur, denn sie datirt in der That nicht dreihundert, sondern dreitausend Jahre zurück, in jene Zeiten und Länder, von denen wir so Vieles in der Bibel lesen. Die Ackerbau-Werkzeuge, welche in Neu-Mexiko noch vielfach in Verwendung stehen, die Pflüge, Karren und Hauen stammen aus jener Zeit, ihre Einrichtung ist so biblisch einfach, daß man sich in die Zeiten des alten Palästina zurückversetzt glaubt. Ist es glaublich, daß, während Amerika mit seinen vorzüglichen Ackerbau-Geräthschaften die ganze Welt überschwemmt und seine glänzenden Pflüge den Boden Brasiliens und Australiens durchfurchen, in seinen eigenen angrenzenden Territorien das Gras noch mit der Sichel gemäht oder mit einer Haue abgeschlagen wird? Noch jetzt müssen die Quartiermeister in den Militärforts von Neu-Mexiko bei der Contrahirung von Heulieferungen das letztere unter den Rubriken „Gemähtes Heu" und „Heu, mit der Haue gerissen" anführen. Ebenso wird auch noch das Getreide mit der Sichel geschnitten und mit dicken Stöcken gedroschen. Je älter und primitiver die Werkzeuge sind, desto besser werden sie von dem Neu-Mexikaner gehandhabt, desto lieber hat er sie. Die meisten derselben stammen in Form und Material noch von den Azteken her.

Das originellste Werkzeug ist jedenfalls der Pflug, ein großer Baumstamm, an

dem Holz genug ist, um einen Dachstuhl davon zu bauen. Ein schwerer, 5 bis 6 Meter langer Balken, an dessen einem Ende ein gabelförmiges Stück Holz mit Lederriemchen und hölzernen Nägeln befestigt ist — dies ist das Culturwerkzeug! Einzelne Kaufleute versuchten es, eiserne Pflüge einzuführen, allein sie konnten die Eingeborenen nicht zu deren Ankauf bewegen.

Eiserne Nägel oder Radreifen sind in den südlichen Theilen Neu-Mexiko's ganz unbekannte Dinge. Wir sahen noch Karren, deren Räder aus hölzernen, sechs- oder siebeneckigen und noch dazu ovalen Scheiben bestanden, durch deren annähernde Mitte ein Loch geschlagen war, und dieses enthielt die hölzerne Achse. Vom Schmieren der Achse ist natürlich niemals die Rede, und die Räder kreischen so entsetzlich und nervenerschütternd, daß man dem Wagen meilenweit ausweichen möchte. Das ganze Fuhrwerk enthält außer einigen Holzstiften nicht einen einzigen Nagel, und wo etwas zu befestigen ist, geschieht es mit Riemchen aus ungegerbten Häuten.

Für größere Transporte sind die Fuhrleute immer gezwungen, ein halbes Dutzend hölzerne Achsen mitzuführen, da ja die Achsen der schwerbeladenen Wagen bei Einsenkungen und Löchern in dem wege- und straßenlosen Terrain in der Regel brechen. So müssen die Wagen etwa zur Zeit der Sündflut ausgesehen haben. Als Gespann dienen gewöhnlich ein oder mehrere Paare Ochsen, deren Joch aus einem starken Holzblock besteht, der den Thieren auf die Schulter gelegt und an die Hörner festgebunden wird.

Für kleinere Transporte ist Meister Langohr, im Spanischen „Burro", dem Mexikaner Alles: sein Pferd, Wagen, Ochs und seine Kalesche. Der Burro bringt aus den Bergen ungeheuere Ladungen von Holz und Laub herab, die oft eben so schwer sind wie er selber sammt seinen Ohren. Kaum größer als ein Neufundländer Hund, trägt er Mehlsäcke, Whiskeyfässer, Möbel und endlich die Mexikaner selbst nebst Weib und Kind auf seinem geduldigen Rücken. Die Burro's transportiren auch stets das Getreide und Heu von den Feldern, so daß sie manchmal aussehen wie eine Karawane wandelnder Heuschober.

Ebenso wie die Ackergeräthe, datiren auch die Gesetze und die Art der künstlichen Bewässerung bis in die graue Vorzeit zurück. Von den 700 Quadratmeilen Landes, welche in dem 100,000 Quadratmeilen großen Territorium culturfähig sind, stehen nur etwa 300 unter Cultur, und selbst von diesem kleinen Flächenraume kann ein bedeutender Theil nur durch künstliche Bewässerung urbar gemacht werden. Diejenigen Felder, deren Bewässerung von Regen und Schnee abhängt, werden hier „Temporales" genannt.

Die Irrigation ist in Neu-Mexiko eine Lebensbedingung der Bevölkerung, dicke große Folianten enthalten die darauf bezüglichen Gesetze, die theilweise schon unter den Egyptern in Wirksamkeit standen. So darf beispielsweise an einem zur künstlichen

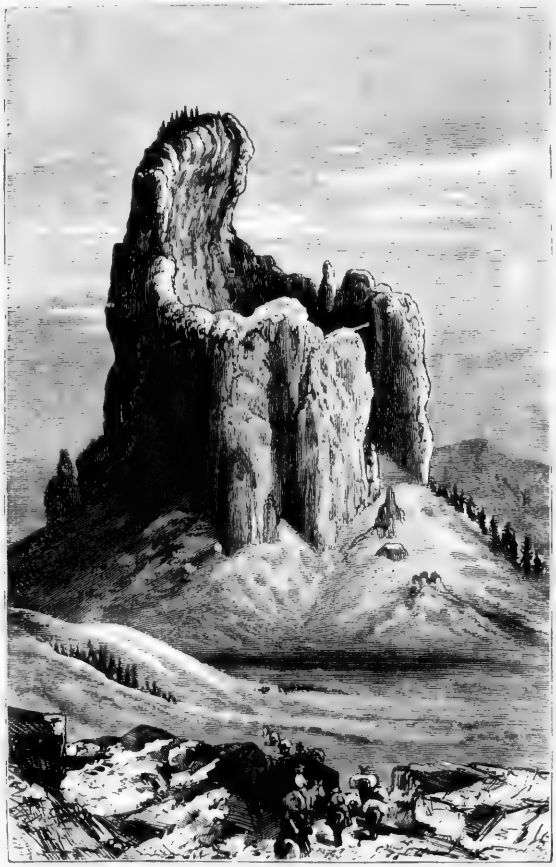
Bewässerung der Felder verwendeten Fluß niemals eine Mühle gebaut werden. Alles im Freien befindliche Vieh muß von Schäfern gehütet und irgend welche Beschädigung der „Acequias" (Wassergräben) von dem Eigenthümer der Heerde vergütet werden. Will Jemand Land bebauen, so kann er die zur Bewässerung desselben nöthigen Acequias auch durch fremden Grundbesitz führen u. s. w., Alles Gesetze, welche die Natur hier den Bewohnern dieses Landes aufzwingt und die hier auf das Genaueste beachtet werden.

Wie diese Gesetze von Egypten nach Nordamerika kamen? — Das ist einfach erklärt. Von den Egyptern erhielten sie die Mauren, die sie bei ihrer Eroberung Spaniens in jenes Land verpflanzten. Als dann die Entdeckung Amerika's einen Strom von Auswanderern nach der neuen Welt, zunächst nach Mexiko lockte, da brachten diese auch die alten Agriculturgesetze und Werkzeuge mit, die sich nun in Folge der Abgeschlossenheit des Landes von jedem Fortschritt, von jeder Civilisation bis auf den heutigen Tag erhielten. Jedenfalls ist es sonderbar, daß man, um egyptische, vorsündflutliche Agricultur zu studiren, nach Amerika gehen muß!

3. Arizona.

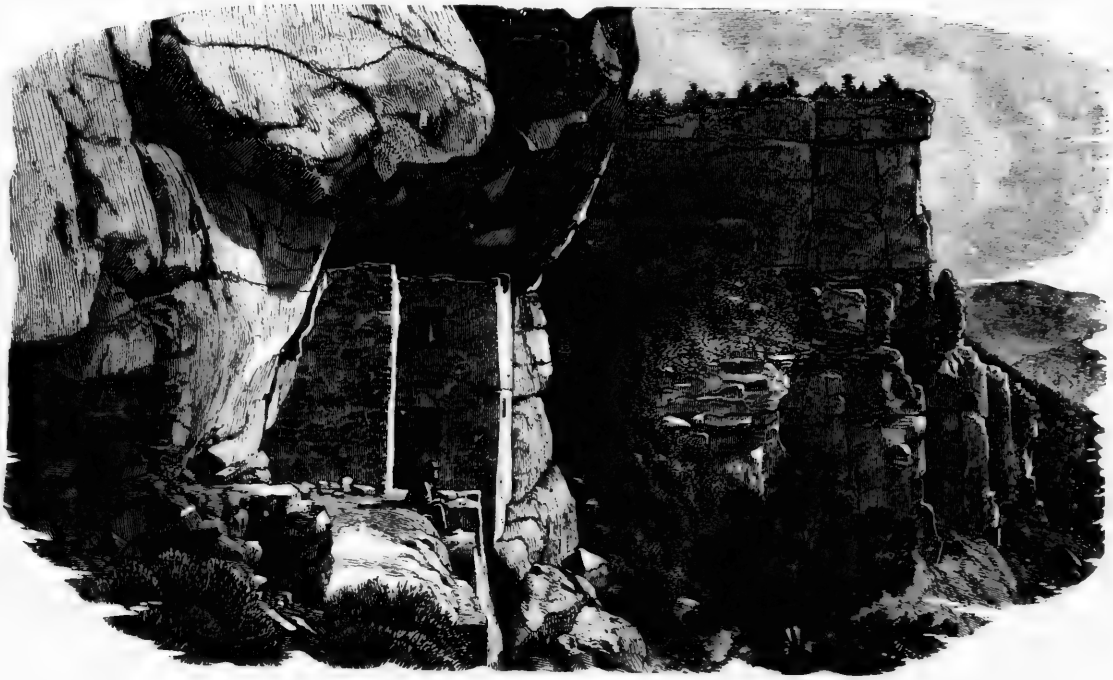
Den äußersten Südwesten des nordamerikanischen Continents bildet ein ungeheures, nicht weniger als 113,000 Quadratmeilen umfassendes Territorium, von dem man weder in Europa noch in den Vereinigten Staaten kaum mehr kennt, als seinen Namen: Arizona. Ganz von unerforschten Wüstenländern umgeben, vom Meere abgeschlossen und ohne irgend welche schiffbare Flüsse, war es bis jetzt nur das Ziel einiger Forscher und unternehmender Mineure, die von dem fabelhaften Gold- und Silber-Reichthum dieses Territoriums gehört hatten. Arizona besitzt nur eine verschwindend kleine Bevölkerung und selbst diese ist zum größten Theile nomadenhaft wild. Von den 40,000 Seelen sind nicht weniger als 32,000 Indianer, und der Rest zu mehr als zwei Drittheilen Mexikaner, Flüchtlinge aus den südlich des Rio Grande gelegenen Provinzen Sonora und Süd-Californien; Wegelagerer und Räuber, die mit ihren indianischen Landsleuten, den Apaches und Navajos, gemeinschaftliche Sache machen. Abgelegen, von wüsten Felsketten durchzogen, von Schluchten zerrissen, bietet dieses unbekannteste aller Länder Nord-Amerikas die auffallendsten Gegensätze dar. Ueberall die ausgedehntesten Weidegründe und kein Vieh, sie abzuweiden; Millionen Acker des fruchtbarsten humusreichsten Landes, und keine einzige Farm, kein einziges Gut. Die reichsten Gold- und Silberminen mit beinahe zu Tage liegendem Edelmetall, und kein Mensch, sie zu bebauen. Die Wüsten sind hier volkreich, die Städte menschenleer und verlassen; die zu ihnen führenden Naturstraßen sind vor-

züglich, aber dabei lebensgefährlich; jedes Thal hat seinen Fluß, und doch kann der Wanderer dabei verdursten. Zahllose Militär-Forts beschützen die Straßen und Ansiedlungen, trotzdem schweben Personen und Eigenthum in fortwährender Gefahr



Arizona: Der Riesen-Lehnstuhl.

An Stellen, wo man es nimmer erwarten würde, findet man Vegetation und Bewohner; die fruchtbarsten Länderstriche jedoch sind verlassen. Das Klima ist das Wunderbarste der Welt. Eis und Schnee an Orten, die ringsum von tropisch warmem Klima umgeben sind. Im Sommer herrscht bei Tag die furchtbarste Hitze, bei



Arizona: Aztekische Ruinen.

Nacht sinkt die Temperatur unter den Gefrierpunkt. Ueberall treten dem Reisenden Ueberraschungen der seltsamsten Art entgegen. Inmitten der trostlosesten Wüste Kirchen und Klöster mit der prachtvollsten Architektur; Militär-Forts ohne einen einzigen Soldaten; Minen ohne Goldgräber; große Städte ohne einen einzigen Bewohner. An anderen Stellen begegnet man Kaufleuten ohne Waaren; Soldaten ohne Waffen; Hirten ohne Heerden; Geistlichen ohne Kirchen — alles umherwandernd, ohne Heimat, ohne ständiges Besitzthum.

Arizona besitzt unter allen Ländern Nord-Amerikas die sagenreichste, bewegteste, wildeste Geschichte. Zahlreiche altspanische Dokumente bewahrten sie uns bis auf den heutigen Tag. Die Kämpfe mit den Indianern, mit den Azteken und Spaniern, die großartigen Gold- und Silberfunde, die Entdeckungen märchenhafter, prächtiger Städte und Ströme, welch' letztere tief unter der Erde flössen u. s. w., gingen in ganz Amerika, Nord wie Süd, von Mund zu Mund. Bekräftigt wurden diese Sagen durch die thatsächlich großen Silber- und Goldmassen, die von Zeit zu Zeit nach Mexiko gelangten. Man fand Blöcke gediegenen Silbers 2 bis 4000 Pfund schwer! und dennoch blieb Arizona verlassen! Dennoch blieb ihm der gelddurstige, gewinnsüchtige Amerikaner ferne, und das ganze Land besaß niemals mehr als dreitausend Bewohner anglo-amerikanischen Ursprungs. Wie ging das zu?

Das Territorium Arizona wurde im Jahre 1853 um 10 Millionen Dollars von Mexiko gekauft; es bildete damals den nördlichen Theil des mexikanischen Staates Sonora. Es war zu jener Zeit noch vollständig unbekannt und unerforscht, als eine Einöde ohne jeden Werth verschrieen. Erst die von den Vereinigten Staaten der Reihe nach ausgesandten Expeditionen brachten Kunde von den Naturschönheiten, den Ruinenstädten, dem Bodenreichthum und den Indianerstämmen dieses Landes, und da stellte es sich erst heraus, daß man mit dem Ankauf Arizonas kein schlechtes Geschäft gemacht. Der einzige Uebelstand ist die Unzugänglichkeit des Landes. Man hatte es verabsäumt, einen Hafen an dem Meerbusen von Californien zu erwerben, und da der größte Strom des Landes, der Colorado des Westens, zur Sommerszeit nur für die kleinsten Dampfer fahrbar ist, so blieben bis auf die neueste Zeit die Salzwüsten des südlichen Californien, oder die Einöden von Neu-Mexiko die einzigen Wege nach jenem reichen Lande. Es war natürlich mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, durch diese Gegenden vorzudringen und die zum Minenbetrieb erforderlichen Dampfkessel und Maschinen von mehr als tausend Meilen Entfernung herbeizuschaffen, und so blieben auch die Minen bis jetzt ohne rationellen Betrieb. Dazu kamen die Indianer, die den Emigranten-Zügen auflauerten, von hundert gewiß neunzig beraubten und die Männer tödteten, sofern sie nicht starke militärische Bedeckung hatten. Die grausamsten und feigsten Indianerstämme durchziehen noch heute ungestraft die Länderstrecken Arizonas, haarsträubend sind die Thaten der Navajos und Apaches, deren einzige Be-

schäftigung das Rauben und Morden zu sein scheint. — Was den Indianern entging, fiel den Schurken in die Hände, die von Texas, Nevada und Californien vertrieben, in Arizona sichere Zuflucht vor dem Gesetze fanden, das natürlicherweise bei so geringer Militärmacht, so mangelhaften Verkehrswegen und so großer Entfernung von dem civilisirten Amerika nicht gehandhabt werden konnte. Tucson, die im südlichen Arizona mitten in einer Einöde gelegene Hauptstadt des Territoriums, wurde zu einem Sodommah, wo Verschwendung, Laster, Verbrechen und Sinneslust herrschten, wie nirgends. Diebe, Räuber, Mörder, Deserteure und Falschspieler bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung dieser Lehmhüttenstadt, und es gab bis vor wenigen Jahren wohl kein Land der Erde, in welchem Gesetzlosigkeit und Verbrechen in einem höheren Grade zu finden gewesen wären, wie eben in dieser ehemaligen Provinz Mexikos. Zehn Jahre lang blieb Arizona vollständig dieser Bevölkerung überlassen, ohne daß es irgend welche Regierung, Behörde, Militärmacht oder sonst dergleichen besessen hätte! Es war mit einem Worte öffentliches Land, denn erst im Jahre 1863 wurde eine Territorial-Regierung von den Vereinigten Staaten eingesetzt.

Seit jener Zeit kam allmählich Ruhe und Ordnung in einzelne Theile des Landes, besonders längs der Flußläufe des Colorado und des Gila, und die Ausbeutung der ungeheuren Gold- und Silberschätze des Landes ist im Wachsen begriffen. Allein so lange dem Räuberunwesen der Mexikaner und Indianer kein Ende bereitet wird, so lange Arizona gänzlich ohne Eisenbahnen bleibt, so lange wird auch Civilisation und Kultur dem Lande ferne bleiben. Wohl wurde bereits die zukünftige Linie der im Süden durch Texas und Arizona nach Los Angelos in Süd-Californien zu erbauenden „Texas- und Pacific-Eisenbahn" festgestellt, die Bahn selbst ist jedoch noch viele hundert Meilen von der Grenze Arizonas entfernt. Ist diese Bahn einmal vollendet, dann wird das Territorium zu einem der reichsten und ergiebigsten Amerikas werden. Gegenwärtig jedoch ist es noch aller Kultur bar, selbst in den kleinen, aus Lehm- und Bretterhütten bestehenden Minenstädten Prescott, Tucson und Tubac ist davon keine Spur vorhanden. Es sind ehemalige mexikanische Dörfer mit altspanischen Adobe-Kirchen und halbverfallenen Hütten, in denen die Mineure, einzelne Kaufleute und Schenkwirthe ihre Wohnsitze aufgeschlagen. In diesen Städten ist zum Mindesten die Sicherheit des Lebens größer, als auf dem offenen Lande, und dies ist bereits ein Fortschritt gegenüber den Verhältnissen früherer Jahre. Am meisten Kultur findet man noch bei den Mönchen der katholischen Missionen, welche hie und da, mitten in der Wüste, zu finden sind, und deren größte und bedeutendste die Mission San Xavier del Bac ist. Einige Meilen südlich von Tucson gelegen, erregt diese Mission mit ihrer prächtigen Kirche das Staunen jedes Besuchers. Sie wurde 1668 von den Jesuiten im reichsten maurischen Style erbaut und gehört entschieden zu den schönsten und malerischsten Bauten jenseits der Felsengebirge. Die Mission von San Xavier ist von

einem Dorfe der Papagoes-Indianer umgeben, einem fleißigen, zum katholischen Glauben bekehrten Stamm, der sich ausschließlich vom Ackerbau nährt, und etwa 7000 Köpfe zählt. Auch die übrigen Dörfer der Papagoes befinden sich zumeist in der Nähe jener katholischen Missions-Gebäude, wie sie von den spanischen Geistlichen vor Jahrhunderten im ganzen Süden — von Californien bis Texas und Neu-Mexiko erbaut wurden.

Ebenso friedlich wie die Papagoe-Indianer sind die Pimos, eines am meisten civilisirten Stammes Amerikas, mit reichem Landbesitz und vielem Vieh. Ihre Dörfer

Arizona: Ein Pimo-Dorf.

sind an den Ufern des Gila-Stromes gelegen, der auch ihre etwa 100 Quadratmeilen Landes betragende Reservation durchfließt. — Die Pimos bewährten sich bis jetzt ebenso gut als Ackerbauer wie als Krieger und Freunde der Weißen. Sie leben in kleinen halbrunden Hütten, ihre Kleidung besteht nur aus wenig mehr, als einem kurzen über die Hüften fallenden Röckchen. Ihre Lebensweise ist noch sehr primitiv, zeigt jedoch schon einen gewissen Anschluß an die anglo-sächsische Zivilisation. Ihre Zahl beträgt etwa 5000, die in sieben Dörfern vertheilt leben und über 600 Farmen besitzen.

Welch' fruchtbarer Boden in diesem südwestlichen Theile Arizonas zu finden ist,

geht aus der erwiesenen Thatsache hervor, daß die Aecker der Pimo-Indianer nun schon seit drei Jahrhunderten bebaut werden und ohne jedwede Düngung oder künstliche Mittel jährlich zwei reiche Ernten gestatten. Der Weizen wird im Dezember hier gesäet und im Juni bereits eingeheimst; auf demselben Boden werden dann Mais, Kürbisse, Melonen u. s. w. gepflanzt, die des nun eintretenden Sommerregens

Arizona: Pimo-Indianer.

bedürfen. Auch Tabak und Baumwolle gedeihen hier üppig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Land einstens zu den schönsten Amerikas zählen wird, sobald nur die weiße Emigration hierher ihren Weg gefunden haben wird.

Die am häufigsten benützte Route nach den Minen Arizonas führt von Los Angelos in Süd-Californien aus, durch eine weite Salzwüste nach dem Militär-Fort Yuma, das an der südwestlichsten Spitze des Territoriums, an den Ufern des Colorado-Stromes liegt, der etwa hundert Meilen unterhalb in den Golf von Californien

mündet. Ein kleiner Dampfer verkehrt zwischen Fort Yuma und dem Golf. Das Fort ist die bedeutendste Ansiedelung der Weißen für Tausende von Quadratmeilen Landes. Auf einem hohen, nahezu senkrecht aus dem Fluß emporsteigenden Felsen gelegen, beherrscht es die Umgegend auf viele Meilen in der Runde, es gewährt mit seinen Offiziers-Häusern, Kasernen und Vorraths-Magazinen in dieser Wüste einen freundlichen, wohlthuenden Anblick. Dies ist aber auch alles Günstige, was sich über diesen verlassenen Außenposten Amerikas sagen läßt. Fort Yuma gilt in ganz Amerika als der heißeste, unerträglichste Aufenthaltsort, den man mit Cayenne und Neu-Caledonien vergleicht. Die Geschichten, welche man von der Sommerhitze in Fort Yuma erzählt, sind die haarsträubendsten, die je erzählt wurden, und wenn davon auch Vieles erfunden sein mag, so ist es doch Thatsache, daß selbst die Yuma-Indianer, von welchen das Fort den Namen erhielt, den Sommer über oft halbe Tage im Wasser zubringen, und sich fortwährend frischen Schlamm auf die Köpfe legen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Desto angenehmer ist hier der Aufenthalt im Winter, und zu dieser Zeit werden auch gewöhnlich die Reisen von der californischen Küste nach dem Innern dieses Wunderlandes angetreten, dessen größtes Wunder der Flußlauf des oben genannten Colorado ist.

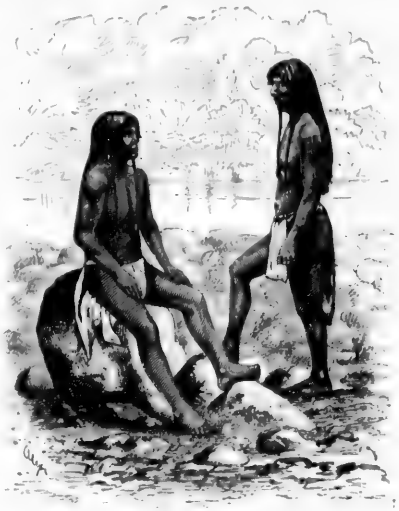
4. Das Cañon Land des Colorado.

Vor langer, langer Zeit, — es mag wohl Jahrtausende her sein, — lebte ein großer und weiser Indianer-Häuptling, der über die Stämme jenes sagenreichen, mysteriösen Landes herrschte, das heute das Territorium Arizona bildet. Er hatte sein Weib verloren, und dieser Kummer verbitterte sein Leben. Sein Gram rührte den Indianer-Gott Ta-owoats. Er kam zu dem Häuptling und sagte ihm, sein Weib wäre in einem besseren Lande, und er wollte ihn dahin führen, falls er verspräche, nach seiner Rückkunft nicht mehr zu trauern. Der große Häuptling versprach es, und da brach denn Ta-owoats einen Weg durch die Gebirge zwischen ihm und jenem glücklichen Lande.

Durch diesen tief eingeschnittenen Bergweg führte nun Ta-owoats den Häuptling zu seinem Weibe und nahm ihm bei seiner Rückkehr das Versprechen ab, Niemandem von den Freuden des glücklichen Paradieses, das er gesehen, zu erzählen. Dann nahm er die Wasser der Umgebung, die Regenbäche von den Ebenen und die Schneewasser aus den Gebirgen, und rollte sie durch den Engpaß, einen wilden, tosenden Strom bildend, der alle verschlingen würde, die es unternähmen, ihn zu betreten. —

Das glückliche Land, von dem der Gott gesprochen hatte, war Californien, und

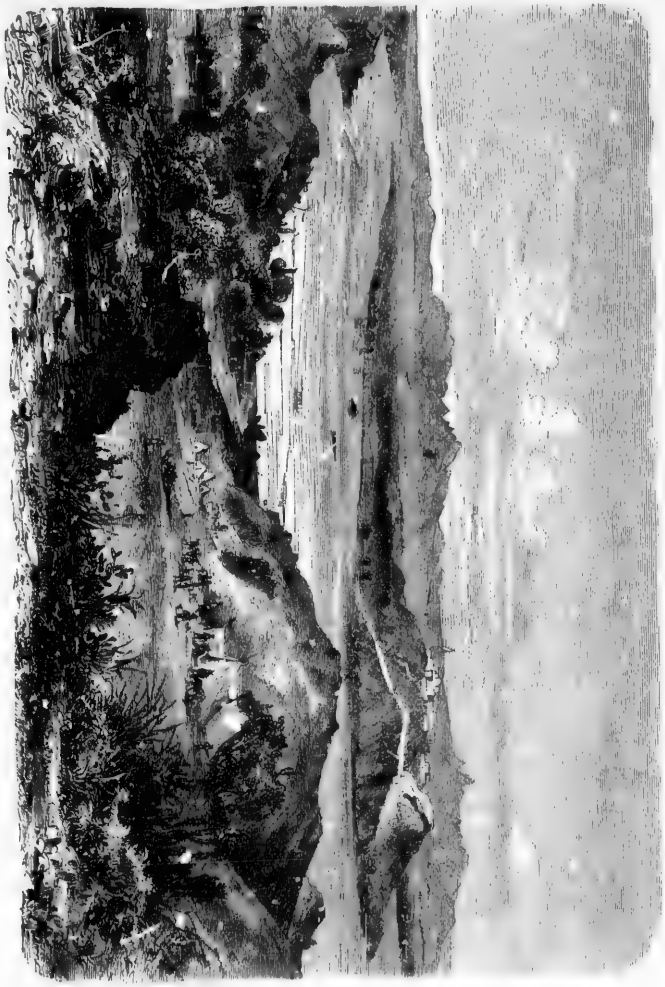
der tiefe Stromweg, den er durch die Gebirge gebrochen, war der Colorado des Westens, der größte Strom der pacifischen Küsten Amerikas. Die armen Indianer, die jenes traurige Land bewohnen, umspannen den seltsam merkwürdigen Strom mit ihren Sagen, sie wagten es niemals, die furchtbaren Erdschlünde zu betreten, durch welche er fließt. Die Weißen gelangten bis jetzt nur alle Jahrhunderte einmal an den oberen Wüstenstrom, aber ihre Erfahrungen waren hinreichend, um alle weiteren Versuche seiner Erforschung für immer zu vereiteln. Haarsträubende Geschichten durchliefen die Lager des Trappers und die Hütte des Mineurs. Alle Boote, die bis jetzt den Strom zu befahren gewagt, wären mit furchtbarer Gewalt über Wasserfälle und durch Schlünde geführt und endlich in Strudel gerissen worden, aus denen sie niemals wieder hervorgekommen seien. Von all jenen Vielen, die es bisher versucht hatten, den Strom auch nur zu überschreiten, war Keiner je wieder gesehen worden. Vergeblich hatten sie es versucht, die tausende Fuß hohen Felsmauern zu erklimmen, sie waren elend verhungert. Vor etwa hundert Jahren hatte ein spanischer Priester das nördliche Arizona besucht, und in seinen Reisebeschreibungen theilte er mit, die Ufer des Colorado wären so hoch, „daß ein Felsen, der im Flusse lag, ihm von den Klippen aus nicht größer als eine Manneshand erschienen sei, während er in Wirklichkeit so groß war, wie die Kathedrale von Sevilla".



Arizona: Navajo-Indianer.

All' dies war nur geeignet die Neugierde der Forscher anzufachen. In den Jahren 1869 bis 1874 wurde desbalb von den Vereinigten Staaten eine Expedition unter Major Powell ausgesandt, um den bis dahin unbekannten mystischen Lauf des Colorado zu erforschen, und ihr gelang es, nach den furchtbarsten Anstrengungen und den unglaublichsten Gefahren, den Strom von seinem Ursprung bis zu der californischen Grenze zu durchfahren. Ihrer Aufopferung verdankt Amerika die Kenntniß jenes großen Wüstengebietes, das sich von dem Uintha-Gebirge an der Pacific-Bahn durch Colorado, Utah, Nevada und Arizona, bis zu dem Meerbusen von Californien erstreckt und die seltsamsten Gebirgs- und Boden-Formationen aufweist.

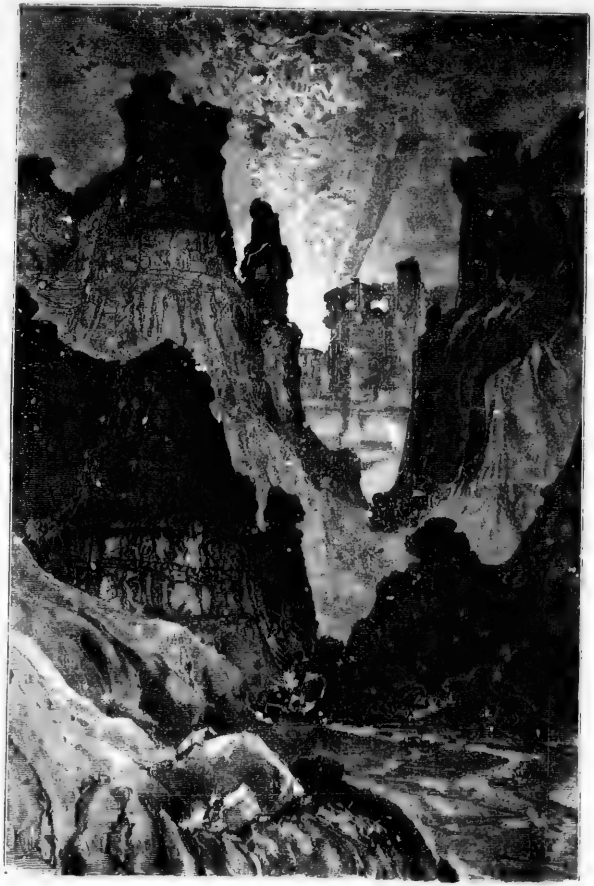
Diese weiten, mehr als hunderttausend Quadratmeilen umfassenden Länderstrecken entbehren vollständig des Gras- und Baumwuchses. Es sind röthlichgelbe, verwit-



Arizona: Fort Yuma am Colorado-Strom.

terte Steppen mit einigen Salzseen und Gebirgs-Ketten, nicht, wie die Steppen des Platte und Arkansas mit fruchtbarem Erdreich bedeckt, sondern für ewig dazu verdammt, Wüste zu bleiben. Niemals wird der Pflug des Ackerbauers sie durchfurchen, nie-

mals die Eisenbahn sie durchziehen. Kein Gold in den Bergen und Flüssen lockt den Einwanderer, kein edles Wild den Jäger in diese Region. Sie wird ewig das Gebiet jener unsäglich armen, herabgekommenen Indianerstämme bleiben, welche als



Das Cañon-Land am Colorado: Der Mu-Koon-tu-weap Cañon.

die einzigen Nachkommen der großen Azteken und Tolteken die Schluchten und T[illegible] von Arizona heute bewohnen.

Der große Strom, welcher dieses Wüsten-Gebiet durchfließt, ist eines der merkwürdigsten Naturwunder. Er entsteht durch die Vereinigung des aus den Wind

River Mountains in Wyoming kommenden Green River mit dem Grand River im südöstlichen Utah und ergießt sich in den Meerbusen von Californien.

Der Green ist bedeutender als der Grand-River, er ist die obere Fortsetzung des Colorado-Flusses. Mit dem ersteren besitzt der Colorado eine Länge von 2000 Meilen, und, obgleich der bedeutendste amerikanische Strom des stillen Ozeans, ist er doch größtentheils unschiffbar und wird zweifellos für die Ewigkeit so bleiben. Vor Allem schrumpft er in der heißen Jahreszeit bis auf ein kleines Bächlein zusammen. Aber selbst wenn genügend Wasser vorhanden wäre, so würden doch die tausend ungangbaren Barrièren, Caskaden, Stromengen und Schluchten jedem Schiffe sicheres Verderben bereiten.

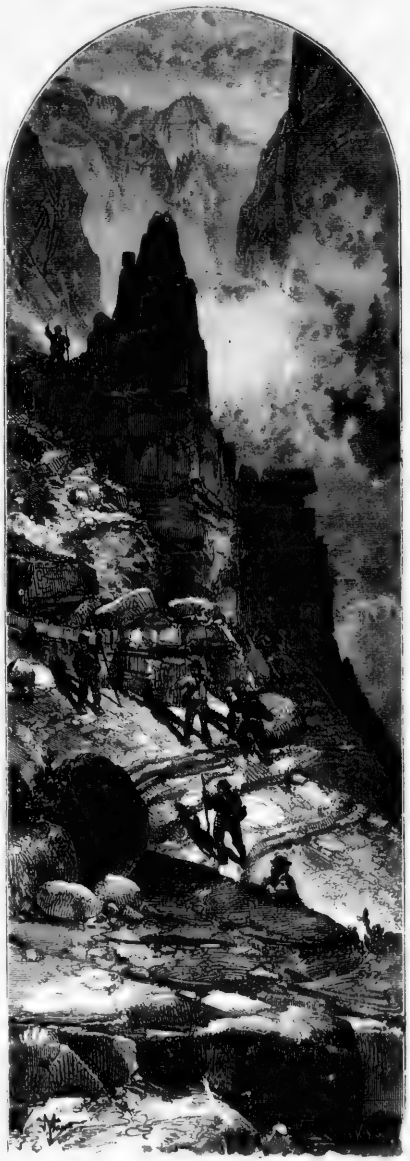
Die oberen zwei Drittheile des Colorado-Beckens erheben sich bis zu neuntausend Fuß über den Meeresspiegel. Dieses Becken ist gegen Nord, Ost und West von schneebedeckten Gebirgen eingeschlossen, die eine Höhe von 11,000—14,000 Fuß erreichen. Den ganzen Winter hindurch fällt auf diesem ganzen weiten Raume Schnee, alle Thäler und Schluchten füllend, alle Flußläufe und Abhänge halb begrabend, alle Bergspitzen in einen weißen Mantel hüllend, der von Wind und Kälte aus den Wellen des Meeres zu Wolken gewoben und hierher getragen wird. Fängt im Frühjahre die Sonne an, ihre heißen Strahlen hernieder zu senken, dann schmelzen diese Schneemassen und senden Millionen von Caskaden die Berg-Abhänge hinab.

Je größer diese Wassermassen nun sind, ein je größeres Gefälle sie haben, desto weniger können ihnen die Felsen Widerstand entgegensetzen. Sie sind dem nassen, anstürmenden Elemente gegenüber wehrlos und mögen sie auch noch so trotzig ihre Stirne entgegenstellen, mit der Zeit wird eine Bresche in sie gewaschen sein. Und so hat denn auch der Colorado sich auf einer Strecke von tausend Meilen solche Cañons durch die Felsen gegraben, Cañons, die in ihrer furchtbaren Tiefe und Schrecklichkeit den Indianern Ursache für Göttersagen und Mythen gegeben haben, — Weiße zu Ehrfurcht und Bewunderung nöthigen.

Und wie der Colorado selbst, so besitzt auch jeder seiner wasserreichen Nebenflüsse, der Virgin, Kanab, Paria, Escalante, Dirty Devil an der Westseite, und der Green, Yampa, San Juan und Colorado Chiquito an der Ostseite seine tiefen, engen, vielfach gewundenen und gekrümmten Cañons. Jeder Nebenfluß dieser Flüsse stürmt ebenfalls durch einen derartigen, viele hundert Fuß tiefen und wenige Fuß breiten Cañon. Jedes Bächlein fließt durch einen selbstgegrabenen Cañon; jedes Regenwässerchen, geboren und wiedergeboren durch den Regen, nur während des Regens bestehend, schneidet sich seinen Cañon! Danach kann man sich leicht den Charakter jener Sandsteinwüste vorstellen, welche das obere Becken des Colorado bildet. Es ist ein wahres Labyrinth der Natur, theilweis unzugänglich für jeden Sterblichen. Es ist wie eine ungeheure versteinerte Stadt, deren Straßen sämmtlich von Wassermassen durchfluthet

werden, und wo an den Stellen der Häuser zehnmal so hohe Felsblöcke stehen, welche jeden Abstieg in die Straßen hinab unmöglich machen. Alle die szenischen Eigenschaften dieses Theiles von Utah und Arizona sind in riesenhaftem Maßstab, unheimlich und großartig zugleich. Die Ströme fließen in unzugänglichen Tiefen — unzugänglich im wahrsten Sinne des Wortes, die Felswände unterwaschend, in deren Gefangenschaft sie sich selber begeben. In diesen engen Rinnen toben und jagen und tanzen die gefangenen Wassermassen über Kataraкte und Fälle den tieferen Länderstrichen Californiens zu, und über ihnen, auf der Höhe der einschließenden Felsmauern sind trockene Ebenen, Mesas, ohne Baum und Strauch, den nackten festen Felsen bloslegend. An einigen Stellen, wo die Felsen aus Mergel bestehen, sind schon Flächen verwittert und zersetzt, man watet dann in dem losen feuerrothen oder gelben Material, wie in einem Bett von Asche. An anderen Stellen, wo die Felsen aus weichem Sandstein bestehen, ist die Oberfläche so zersetzt, daß sie mit Treibsand von der verschiedensten, meist hochrothen oder orangengelben Färbung bedeckt ist.

Das ist das Land der Cañons, — unbewachsen, selbst aller Wüstenpflanzen bar, unbewohnt von Thieren, gemieden von Menschen, — eine Wüste und ein Labyrinth zugleich, — ein Stück der Unterwelt auf den Erd-



Das Cañon-Land des Colorado: Ersteigung des Great-Cañon.

boden erhoben. Mit Ausnahme der ewig in Eis und Schnee gehüllten Polarländer und der Wüsten von Thibet, giebt es kein Land der Erde, das trostloser, einförmiger und öder wäre, als jenes Cañon-Gebiet des Colorado, keine Sahara ist mehr Wüste, als das Land an der Südspitze des Staates Nevada.

Der einzige Weg durch dies Gebiet führt durch die Cañons, diesen Weg haben wohl bis jetzt gar Viele versucht und betreten, aber nur die Wenigsten gelangten wieder ans Tageslicht. Gewöhnlich gingen sie schon in den ersten Meilen ihrer Reise elend zu Grunde. Es ist als hauſ'ten böse Geister in den Schluchten und Katakomben des Colorado, die dem Sterblichen den Zutritt in ihr Gebiet, in diese Unterwelt, nicht gestatten. Die kühnen Jäger stürzten entweder über die senkrechten Wände in die Schlünde hinab und zerschellten am Grunde, oder sie ertranken in dem rothen, lehmigen Wasser, oder wurden von den Wirbeln hinab in die Tiefe gerissen, um vielleicht erst nach Wochen wieder als Leichname ans Tageslicht zu kommen. Die Boote und Flösse, auf denen sie herabzufahren wagten, wurden an den Felsen zerschellt. Und selbst Jenen, welchen es gelang, sich der Wuth der Elemente zu entziehen, — ihnen entzogen die bösen Kobolde jener Regionen alle Nahrung, ja selbst das Wasser. Sie mußten sich kümmerlich von Kräutern nähren, im Angesicht des tausende Fuß unter ihnen befindlichen Wassers am Durste leiden; — als sie aus diesen Regionen heraus und wieder zu Menschen kamen, da war der Verstand ihnen geraubt! Darum ist es als ein Wunder anzusehen, daß es der Expedition unter Major Powell gelang, mit dem nackten Leben und unter Verlust von all' ihrer Habe endlich den Lauf des Colorado zu erforschen. Ihre Mittheilungen, vereint mit jenen des Lieutenant Ives, bilden die einzige Literatur über das Wüstenland.

Im Oberlaufe des Colorado sind die Cañons mehr zahlreich, aber blos von geringer Tiefe, wenn man Felsmauern fünf Mal so hoch als der Thurm des Wiener Stefans-Doms überhaupt als niedrig bezeichnen kann. Nur in dem schönen Cañon von Lodore erheben sie sich zu etwa 3000 Fuß Höhe. Der einundzwanzig Meilen lange Cañon wurde nach Southeys Gedicht: „Wie kommen die Wasser herab bei Lodore" so benannt.

An einigen Stellen, weiter stromabwärts, wie am Fuße des Grav Cañon, erheben sich ungeheure Felsthürme senkrecht aus dem Wasser, als wären sie von Menschenhand gebaut und glatt gemeißelt.

Es sind Felsen, von den Zeitaltern und den Stürmen bearbeitet, bis nur eine dünne Felsnadel, eine himmelragende Felsenruine übrig blieb, wie die vom Fleisch entblößten Rippen eines Vorwelthieres.

An den Klippen, und selbst an ihrem oberen Rande, weit in das Land hinein, sieht man kurios geformte Obeliske und „Buttes", als wäre es ein ungeheurer Friedhof von Titanen, über deren Gräbern sich kolossale Grab-Monumente erhöben. In

Das Cañon-Land des Colorado aus der Vogelschau.

den Wänden des Cañons findet man Grüfte und offene Gräber, als wären sie eigens für Jene gegraben, die es wagen, in die geweihte Ruheſtätte der Geiſter einzudringen. Sie rufen ihnen ein Memento mori zu.

Von dieſen Obelisken und Pyramiden erhielt der Cañon den Namen Monument-Cañon. Von der Mündung des Paria-Fluſſes an erhält der Cañon einen anderen Charakter. Der Strom iſt in Kalkſtein-Formationen eingetreten, die Waſſer haben ſich glatt durch die marmornen Felſen hindurch geſchnitten, ohne die geringſten Seiten-Cañons oder Schlünde und Felstrümmer aufzuweiſen. Es iſt eine glatte Paſſage zwiſchen glänzend polirten, oft wundervoll gefärbten marmornen Wänden, deren Höhe von keiner Kathedrale der Welt übertroffen wird. Weiß, Grau, Saffran, Roſenroth und Purpur vermengen ſich und durchziehen in Adern die koloſſalen, eine halbe Meile hohen Mauern. Fünfundſechszig Meilen vom Paria-Fluß bis zum Colorado-Chiquito rahmen ſie das enge Strombett ein und bilden gleichſam den Thorweg zu einem der großartigſten Weltwunder, dem nun folgenden Grand Cañon des Colorado.

Eine Meile tief unter der Oberfläche der Erde wogt der Fluß zwiſchen den ſenkrechten Mauern hindurch, dem zweihundert Meilen entfernten, offenen Wüſtenlande zu, ſeine Wellen ſchrumpfen von oben geſehen, zwerghaft zuſammen, obgleich ſie gegen die Mauern und Klippen wüthend branden, die ſich zu der Welt über ihnen erheben. Sie ſind winzige Tröpflein; der Menſch in dieſer Tiefe iſt wie eine Ameiſe unter den Felſentrümmern verloren. Man bedenke nur: eine Meile Höhe! Horizontal gemeſſen, ſchon eine bedeutende Diſtanz, iſt ſie nur ſchwer zu erfaſſen, wenn man ſie in vertikaler Richtung nimmt.

Tauſend Fuß — alſo etwa zwei Pyramiden hoch — beſtehen dieſe vertikalen Wände aus Granit, deren Rippen wie von Titanenhand zu ihrer Verſtärkung gemeißelt ſind, auf dieſem Piedeſtal aus Urgeſtein ruhen Klippen und abermals Klippen ſenkrecht übereinander bis zum Gipfel, und dieſer Gipfel iſt die Oberfläche der Erde. Unten, an den Ufern, iſt Alles ſchwarz, finſter und enge, oben roth und hell, grau und orange, mit Seiten-Cañons und Klaffungen, ein unendliches Felſenwirrſal. Je weiter man vordringt, in deſto tiefere Schluchten gelangt man, bis zu der Meile über den Köpfen noch eine halbe Meile hinzugekommen, und die Klippen ſich über 7000 Fuß über den Fluß erheben.

Von Zeit zu Zeit erfüllen Wolken den Cañon. Manchmal ſchweben ſie in großen Maſſen herab und verhüllen Alles mit grauem, dichtem Nebel, dem nur die Nacht an Dunkelheit gleichkommt. Zu Zeiten hängen dieſe Wolken an den Klippen oben und überwölben den gigantiſchen Korridor mit einem dichten, grauen Sturmdache. Wolken ſind das Dach, ſchwarzer Granit ſind ſeine Wände, weißer, milchiger Schaum ſein Boden, denn die Waſſer und Wellen ſind hier ewig zu Schaum gepeitſcht. Plötzlich fährt dann die wüthende Windsbraut durch einen Seiten-Cañon herab, zer-

reißt das Wolkendach und läßt den klaren, blauen, sternenbesäeten Himmel herniederschauen bis auf den weißen Gischt am Fuße. Es erscheint uns als ruhte sein Gewölk auf dem Rande des Cañons, so hoch erscheinen die Felsen, so tief braust der Fluß. Von Zeit zu Zeit fliehen die Wolken weiter, reißen sich von den Felsnadeln und Vorsprüngen und Ritzen los, in welche sie sich verwickelt. Dann verschwindet der graue Mantel, die Spitzen und Kanten und Kämme erscheinen wieder in scharfem Relief, ein Bild natürlicher Gothik. Kommt endlich ein Gewittersturm herab von der weiten Wüste droben, so fluthet und donnert der Regen in Bächen und Wasserfällen von gigantischer Größe die Felsenwände hinab in die schäumenden Fluthen, daß sie hoch aufspritzend, an den kalten Granitwänden des Cañons emporlechzen.

Und so geht es fort für zweihundert Meilen! Manchmal hört der Granit auf, und Marmor oder Sandstein treten an seine Stelle. Aber ob nun Granit, Marmor oder Sandstein, durch alle haben sich die wüthenden Wasser Bahn gebrochen, alle Felsen, selbst die härtesten, sind ihnen unterlegen. Hier liegt das Buch der Geologie offen aufgeschlagen. Hier sieht man die Lava-, Basalt- und Aschenschichten der Vulkane, Sandstein und Konglomerat des sedimentären Gesteins, wie den Granit der Ur-Epoche. —

Nirgends kann man größere Abgründe sehen, als in diesem Cañon. Was ist das Afrathal, was Via Mala und Tamina-Schlucht gegen ihn? Man rühmt die Höhe und Masse des Mount Washington. Nun denn, man durchschneide den ganzen Gebirgsstock von seiner höchsten Spitze bis zu seinem Fuße und dieser furchtbare, viele tausend Fuß tiefe Schlund wird kaum so tief sein, wie jenes Bett, das sich die Wasser des Colorado durch die Felsengebirge gerissen.

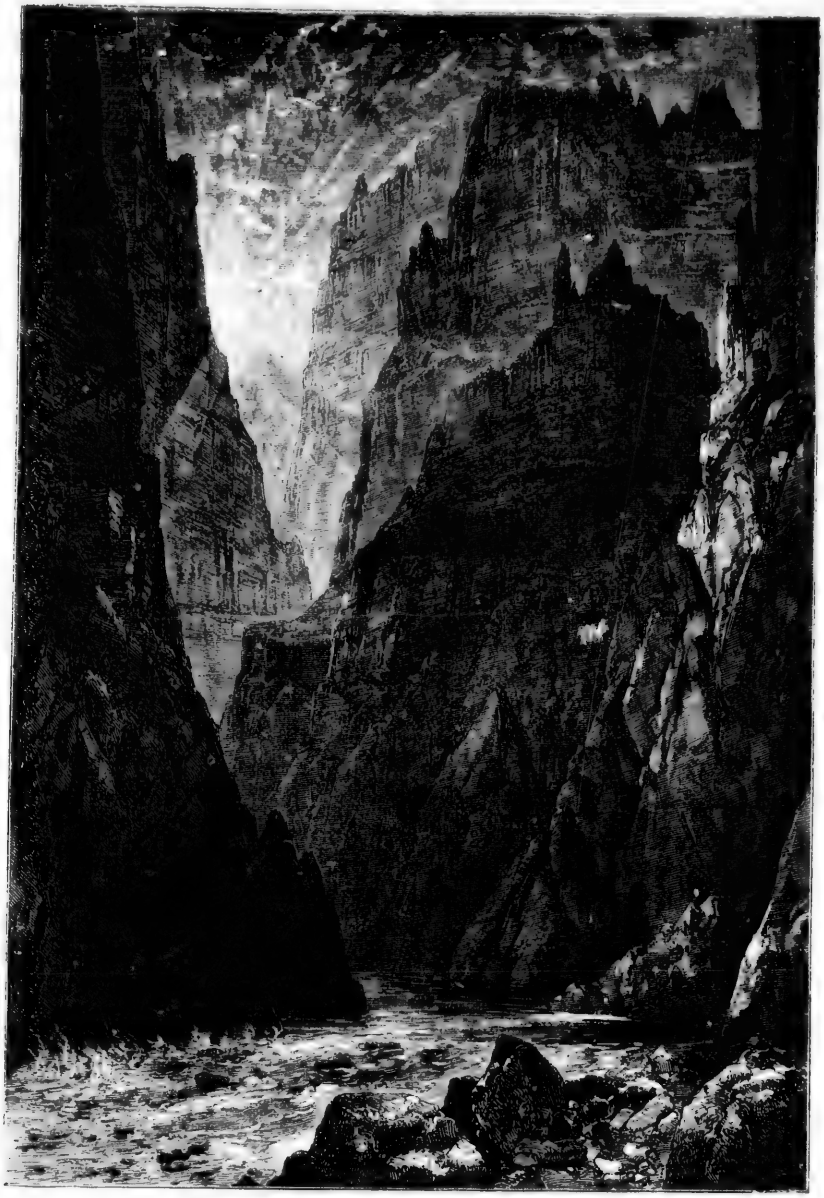
Aber noch mehr als die Tiefe des Grand Cañons, noch mehr als seine ungeheuere Länge, noch mehr als die Felsenmassen, die sich an seinen Wänden aufthürmend, dem Himmel entgegenragen, muß man die Gewalt des Wassers bewundern, das im Laufe der Jahrtausende diese Wunder bewirkte. Wohl hassen die Elemente das Gebild der Menschenhand, ja ihre Feindschaft ist furchtbar und verderbenbringend, aber ungleich mehr hassen sie sich selbst, ungleich gewaltiger ist ihr ewiger Kampf unter einander, in den sie seit der Schöpfung verwickelt sind, — dessen großartigste Wirkung man in dem Grand Cañon des Colorado sehen kann.

5. Die Pueblo- und Moqui-Indianer.

Und dieses wunderbare Cañon-Land, halb tropisch im Klima, wie Palästina, und mehr Sandwüste, als Horeb und Sinai, ist zugleich das Babylonien Amerikas. Wer würde glauben, daß diese Wüsten einst mit schönen Städten bedeckt, von einem Volke belebt waren, das an Civilisation und Kultur ihre gegenwärtigen Bewohner weit übertraf? Zahlreiche Ruinen von Städten und Festungen, von Mauern und Wacht-

Das Cañon-Land des Colorado: Die Elfenschlucht.

thürmen erheben sich noch heute im nordwestlichen Arizona und in den angrenzenden Theilen von Neu-Mexiko, Utah und Colorado, — den Touristen ein Wunder, den Archäologen ein Räthsel. Sie sind halb in dem Wüstensand vergraben, wie die Sphinxe Egyptens, oder die neuentdeckten Ruinen in der Wüste Gobi, zuweilen auch an Mauern der unzugänglichsten Cañons des Colorado und seiner Nebenflüsse: Rio San Juan, Rio de los Mancos, M'c Elmo und Rio de Cheley, wie Schwalbennester angeklebt. Ruinen, deren Alter vor die Entdeckung Amerika's zurückreicht, deren Architektur noch heute das Staunen der Menschheit hervorruft. Warum die einstigen



Das Cañon-Land des Colorado: Der Grand Cañon.

Bewohner dieser Bauten solch unzugängliche Plätze für ihre Heimath erwählten, ist uns noch heute ein Räthsel. Sie waren ohne Zweifel Ackerbauer. Aber es giebt in diesen Felswüsten kein Land, das sie hätten bebauen können. Im Westen von Ocaiby, einer der Städte in der Provinz Tucayan in Arizona, sieht man Ruinen von mühsam längs der Cañon-Klippen hingebauten Terrassen, auf welchen ihre Gärten angelegt waren. Es ist möglich, daß die alten Bewohner dieser Gegenden sich ihre Ackerländer auf diese Weise bildeten. Aber warum sollten sie sich gerade solche Stellen ausgewählt haben? Das Land war sicher nicht so bevölkert, daß es die Nutzbarmachung dieser Wüsten nothwendig gemacht hätte! An anderen Stellen sieht man auf Sandhügeln und hohen Felsen, mitten in der Wüste, meilenweit vom nächsten Flusse entfernt, ganze Städte-Ruinen. Was hat das Volk veranlaßt, sich hier ein solches Wüsten-Grab zu bereiten?

Unter den armseligen Abkömmlingen dieses Volkes herrschen darüben verschiedene Sagen. Sie behaupten, schon in jener Zeit dieses Land bewohnt zu haben, da die Erde noch eine kleine Insel war. Damals umfaßte ihr Gebiet den Lauf des San-Juan und Rio Dolores, westlich bis Utah, und südlich durch Arizona und Neu-Mexiko bis Tehuantepec. Sie lebten friedlich und wohlhabend, die Thäler kultivirend, ihre Heerden an den fruchtbaren Flußufern ernährend. Sie beteten die Sonne an. Sie kannten keine Metalle und fertigten ihre Werkzeuge und Geräthe aus Holz und Stein. Etwa vor tausend Jahren wurden sie von nordischen Barbaren (Vorfahren der gegenwärtigen Utes) besucht, die gastfreundlich empfangen wurden. Aber bald begannen diese Besuche zu häufig zu werden, und, als ihnen die Gastfreundschaft verweigert wurde, da mordeten sie die Einwohner und verwüsteten ihre Ländereien.

Deshalb verließen sie das Land, das sie bisher bewohnt, und bauten sich Häuser in den unzugänglichsten Verstecken in den Schluchten und Cañons, wohin sie sich bei jeder neuen Invasion zurückzogen. Allein einmal brachten die Feinde ihre Familien mit und siedelten sich in ihren Thälern an, und so war das unglückliche Volk genöthigt, über die Mastas und Wüsten weiter nach Westen zu ziehen. Aber hier stellte sich ihrer Flucht der ungeheuere Flußlauf des Colorado entgegen, jedem weiteren Vordringen einen Damm setzend. So waren sie denn gezwungen, in den Wüsten-Plateaus des nördlichen Arizona umherzuwandern. Am Fuße des Cristone, einer scharfen Felsnadel am San Juan-Flusse, fanden sie sich wieder zusammen, möglicherweise in den Höhlenbewohnern dieser Gegenden Freunde gewinnend. Hier bauten sie sich steinerne Festungen, Wachtthürme und Wasser-Bassins und waren so abermals bereit, ihre Feinde zu empfangen.

Dieser Feind ließ auch nicht allzu lange auf sich warten. Er kam und belagerte die Festungen, in blutigen Kämpfen wogte der Sieg von einer Seite zur andern. Die Schlachten waren so mörderisch, daß das Blut die Felsen herab in die Cañons der

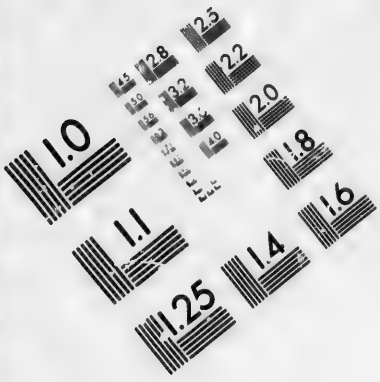
Flüsse ram. Endlich wurde der Feind unter großen eigenen Verlusten geschlagen, der Rest der Belagerten zog sich auf die vereinsamten Kuppen des nördlichen Arizona zurück, wo ihre wenigen Nachkommen, die Moqui-Indianer, noch gegenwärtig leben.

Außer diesen überaus merkwürdigen Ruinen eines verschwundenen Volkes sind auch noch in den Thälern des Mississippi und seiner zahlreichen Nebenflüsse Spuren einer gewissen Civilisation zu finden, die einem gleichfalls verschwundenen, ausgestorbenen Volke, den «Mound builders», angehörten. Die bemerkenswerthesten Denkmäler alter Civilisation wurden jedoch bekanntlich in Central-Amerika und in den südlichen Provinzen Mexiko's gefunden. Hier wurden Ruinen von Städten entdeckt, die noch ganze Zeitalter vor der Herrschaft der Azteken verlassen und dem Verfall anheimgegeben worden sein mußten. Viele davon waren selbst den Azteken unbekannt und wurden erst zur Zeit der Eroberung Mexiko's durch Cortez entdeckt. Sie verriethen sämmtlich einen hohen Grad von Civilisation; die vielen Palast-Bauten mit ihren Skulpturen und ihrer inneren Einrichtung erwecken noch heute Bewunderung.

Diese alte Civilisation des mittleren Amerika wird in drei Perioden eingetheilt: die der Colhuas, der Tolteken und nach ihnen die der Azteken. Die Mound builders des Mississippi-Thales werden als identisch mit den Tolteken angenommen.

Die Colhuas fanden das Land von einem Volke bewohnt, das unter dem Namen Chichimecs als das älteste Volk Amerikas bekannt ist. Wie diese von den Colhuas, so wurden die Letzteren von den Tolteken unterworfen, welchen der höchste Civilisations-Grad zugeschrieben wird. Ihre Nachfolger, die Azteken, blieben in dieser Hinsicht hinter den Tolteken zurück. Unglücklicher Weise wurden die toltekischen Urkunden und Chroniken von den Azteken zerstört, und was ihrer Wuth entging, das verfiel dem Fanatismus der unwissenden spanischen Priester.

Viele Ruinen von Arizona und Utah, sowie die noch bestehenden und bewohnten Moqui-Städte, ähneln bedeutend den Wohnhäusern der berühmten Pueblo-Indianer in Neu-Mexiko. Sie sind entweder aus Adobe (ungebrannten Ziegeln), oder aus Stein aufgeführt, mehrere Stockwerke hoch, von denen jedes von dem unter ihm befindlichen um etwas zurückgezogen ist, so daß sie das Aussehen von Pyramiden haben. Jedes Stockwerk ist in einzelne Kammern und Wohnungen eingetheilt, die zusammen für mehrere Tausend Bewohner genügend Raum bieten. Von Außen sind sie nur durch an die Mauern angelehnte Leitern zugänglich, da sie keine Thüren besitzen. Auf dieselbe Weise sind auch die einzelnen Stockwerke unter einander verbunden. Jedes Pueblo ist in einem rechtwinkligen Viereck gebaut, in dessen innerem Hofe die Quellen sind, welche die Wasser-Reservoirs speisen. Die Häuser sind drei Gemächer tief und öffnen sich nach dem inneren Hofe, während sie nach Außen hin nur feste Mauern, ohne Oeffnungen, darbieten. Da sie überdies in der Regel auf hohen Fels-Bastionen angelegt sind, so ist die ganze Anlage vollkommen unzugänglich



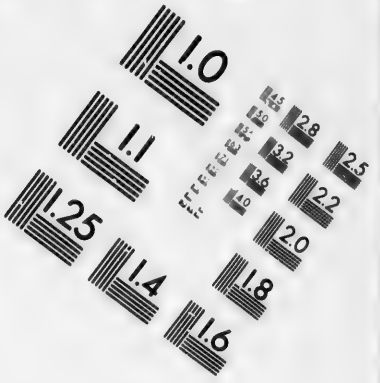
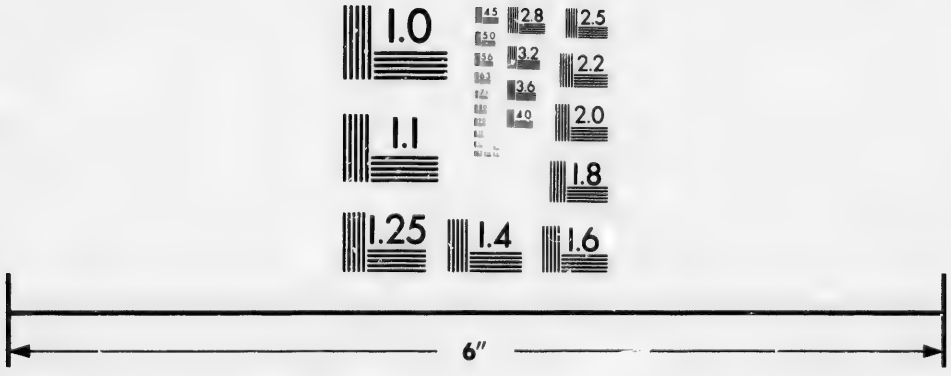
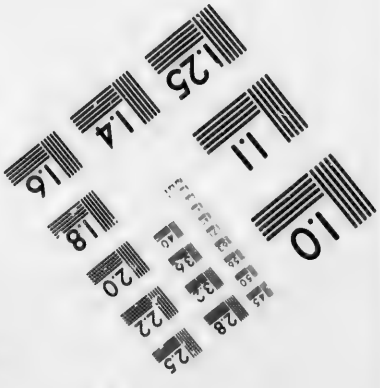


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

und gegen jeden Angriff gesichert. Auf den einzelnen Fels-Terrassen sind gewöhnlich Gärten angelegt, in denen Pfirsich-Bäume, Mais und andere Früchte gepflanzt sind. Steinwände umfassen diese Anlagen, die von den über ihnen befindlichen Reservoirs mit Wasser versorgt werden.

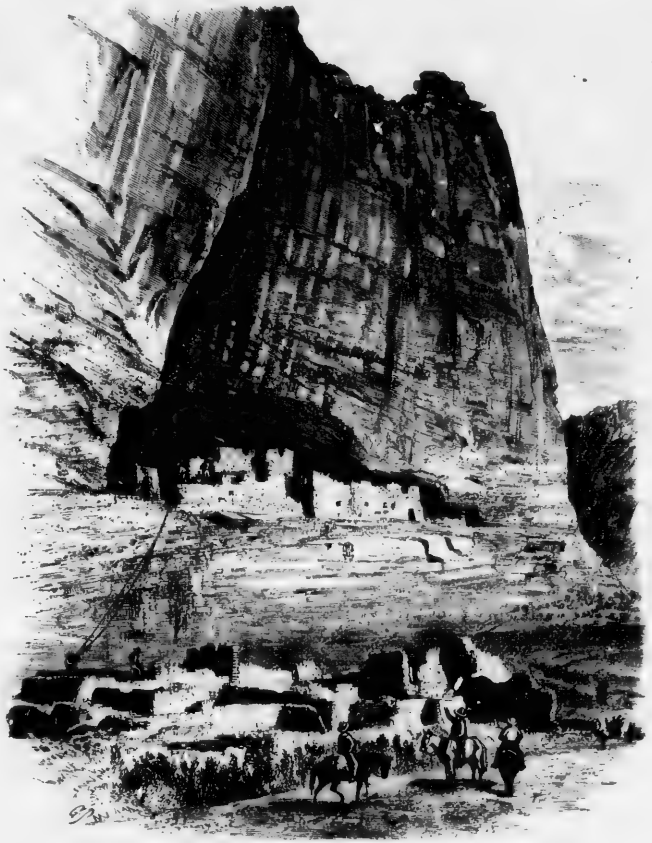
Viele von diesen merkwürdigen Städten an den Klippen des Colorado sind verlassen und verfallen, — einsame Ruinen eines vor Zeitaltern großen Volkes. Nur noch sieben von ihnen sind von je drei- bis fünfhundert Moqui's bewohnt. Diese Menschen sind von ziemlich heller Hautfarbe, sehr reinlich und nett. Die Männer verrichten alle Arbeiten außerhalb des Hauses, während den Weibern die häuslichen Arbeiten, wie Spinnen, Weben, Nähen u. s. w. obliegen. Jede Stadt hat ihren eigenen Häuptling und ist von den anderen vollständig unabhängig. Aber die Bewohner sind mit einander wohl vertraut, sprechen dieselbe Sprache, haben dieselben Gebräuche und dieselbe Religion. Sie sind friedlich und gastfreundlich, obschon nicht ganz frei von einigen barbarischen Gebräuchen, die jedoch allen Wilden der Erde natürlich und eigenthümlich sind.

Am merkwürdigsten ist ihr religiöser Glaube. Jeden Morgen steigen sie auf die Dächer ihrer Häuser, und, sich gegen Osten wendend, huldigen sie der aufgehenden Sonne. Zur selben Zeit versammeln sich viele Männer, mit Schellenriemen umgürtet, am Fuße ihrer Felsenwohnungen, und laufen etwa eine Meile weit und so schnell sie können, gegen Osten, der Sonne entgegen, während der Lärm und das Klingen ihrer Schellen die Luft erfüllt. Dann kehren sie zurück, das Volk steigt von den Dächern herab und die Ceremonie ist vorüber. Die Ursache dieses kuriosen Gebrauches ist eine Tradition, der zufolge an einem zukünftigen Tage Montezuma von der Sonne zu ihnen herabkommen und ihre alte Glorie wiederherstellen wird. Deshalb senden sie täglich Morgens eine Escorte aus, ihn zu empfangen, sollte er aus der Sonne herabgekommen sein. Armes Volk, selig in seinem Glauben! Jahrhunderte lang schon warten sie auf ihren Erlöser und tagtäglich sind sie zu seinem Empfang bereit, sie werden des Wartens eben so wenig müde, wie ihres unglücklichen, aber rührenden Glaubens!

Nicht weniger seltsam ist ihr Glaube, daß die Zeit ihrer Erlösung von dem Zustande ihrer Wohnstätten abhängt. Je früher dieselben im Laufe der Zeit der gänzlichen, ruinenhaften Zerstörung durch die Natur anheimfallen, desto eher wird die Zeit ihrer Erlösung kommen. So wollte es ein Theil ihrer Religion, Alles, was sie besitzen, ihre Wohnungen, Waffen und Einrichtung dem Verfalle anheimzugeben, an nichts zu rühren, nichts zu verbessern. Sie wiesen die Unterstützung der Vereinigten Staaten-Regierung zurück, nichts kann das traurige Schicksal von ihnen abwenden, was sie selbst über sich verhängten: das gänzliche Aussterben.

Woher kamen sie? Sie wissen es eben so wenig wie unsere Gelehrten, die sich

vergeblich bemühen, aus ihren Ruinen und Ueberresten ihre Vergangenheit zu lesen. Von den nachbarlichen Indianerstämmen, den Navajos, Apaches und Comanches sind sie in Aussehen, Sprache, Gebräuchen, Religion und Sitten so verschieden, daß sie gewiß einer ganz anderen Race angehören. Unter ihnen zirkulirt eine eigenthümliche



Arizona: Ruinen-Städte.

Legende hierüber. In längst vergangenen Zeiten erschien in den benachbarten Bergen ein Weib von göttlicher Schönheit. Alle Männer kamen aus Nah und Fern, um ihr zu huldigen. Sie brachten ihr Geschenke, als Tribut ihrer Schönheit gezollt, und bewarben sich leidenschaftlich um ihre Gunst. Allein, obgleich sie alle Geschenke annahm, blieb doch ihre Tugend unverletzt, ihr Herz unempfindlich. Da kam große

Trockenheit über das Land, die das Volk mit Hungersnoth bedrohte. In seiner Verzweiflung kam es da zu dem schönen Weibe, und siehe, es gab ihnen Korn, Brod und Schafe von seinen Vorräthen, und diese Vorräthe wollten gar nicht kleiner werden. Ihre Güte war unbegrenzt. Eines Tages, als sie im Freien schlief, kam Regen hernieder auf sie, und ein Tropfen veranlaßte ihre Empfängniß. Ein Sohn war ihre Frucht, und der Sohn war der Gründer jenes Volkes, das diese steinernen Festungen baute. In Wibay, einer der sieben Moquistädte, lebt noch ein altes Weib, in dessen Adern das Blut jenes wunderbaren Geschöpfes rinnen soll. Wie die Mutter ihres Stammes, so war auch sie von wunderbarer Schönheit, sie ist noch jetzt der Gegenstand eifriger Verehrung.

So romantisch diese Sage auch klingen mag, sie fand bei den Geschichtsforschern nur wenig Anklang, denn man hat heutzutage den Glauben an die „unbefleckte Empfängniß" verloren. Die Moquis scheinen vielmehr, ebenso wie die Pueblos von Neu-Mexiko, dasselbe Volk zu sein, wie die Mexikaner zur Zeit der Eroberung durch Cortez. Obgleich von ihren mehr begünstigten Brüdern im Thale von Mexiko durch Gebirgszüge und Wüsten von über 2000 Meilen Länge geschieden, sind sie unzweifelhaft von derselben Abstammung, Religion und Sprache. Allein mehr darüber zu sagen, ist unmöglich. Gelehrte Abhandlungen wurden bereits über diesen Gegenstand geschrieben. Einige behaupten, die Pueblos wären von aztekischer, andere von toltekischer Abstammung.

Die Pueblos besitzen eine Tradition, der zu Folge sie zuerst am Shipop, der nordwestlichen Quelle des Rio Grande erschienen seien. Damals wanderten sie umher wie Nomaden und suchten Unterkunft in den Cañons und Höhlen. Sie verweilten eine Zeit lang in Acota, dem Geburtsort Montezuma's, der nachträglich ihr Führer und Häuptling wurde. Er lehrte ihnen Häuser und Cetufos (unterirdische Tempel) bauen und heilige Feuer anzünden, die von Priestern unterhalten werden mußten. Faos war das von ihm zuerst gegründete Pueblo. Von dort zog er nach Süden, immer neue Pueblos gründend, von denen Pecos das bedeutendste war. Hier nahm Montezuma einen schlanken Baum und pflanzte ihn mit den Wurzeln nach oben in den Boden. Dann weissagte er, daß nach seinem Tode eine fremde Rasse über sein Volk herrschen, daß kein Regen mehr fallen würde. Er befahl ihnen, das heilige Feuer zu bewahren, bis der Baum fiele. Dann würde ein weißes Volk von Osten her das Land besuchen, um ihre Unterdrücker zu bezwingen, und er selbst würde dann kommen, sein Königreich wieder zu errichten, dann würde die Erde wieder durch Regen befruchtet werden und die Berge würden Schätze tragen.

Von Pecos aus zog Montezuma weiter nach Süden, bis zur Hauptstadt von Mexiko, wo er bis zur Ankunft der Spanier lebte. Dann soll er verschwunden sein. Und seine Weissagung hat sich erfüllt, denn der Baum fiel, als die amerikanische

Armee die Hauptstadt Neu-Mexiko's, Santa Fé, betrat. Das Feuer, von Montezuma selbst angezündet, war bis dahin in Pecos Pueblo sorgsam unterhalten worden. Als aber die Indianer dieses Pueblos allmählig ausstarben, da gaben sie die Hoffnung auf ihre Befreiung auf und suchten sich andere Heimstätten. Nur ein Priester blieb zurück. Mit seinem Leben erlosch auch das heilige Feuer.

Die Weissagung Montezumas mag auch die Ursache von dem freundlichen Empfange der Amerikaner bei ihrem Einzuge in Neu-Mexiko 1846 gewesen sein.

So leben denn diese Völker, die Pueblos an den Ufern des Pecos und Rio Grande, die Moquis auf den hohen, kastellartigen, von dem mystischen Colorado unterminirten Felsen, ein sterbendes Volk in zerfallenden Städten. Und jemehr sie ihrem gänzlichen Aussterben, ihrem Verschwinden entgegeneilen, desto näher glauben sie die Auferstehung ihres Erlösers und damit die Wiederherstellung ihrer einstigen Kraft und Größe.

* * *

Wenn man das Nordende des Golfs von Californien erreicht, so steigen die Sierra Nevoda und die Bergketten der Küste zu getrennten Höhenzügen empor, oder wie man sie auch nennt, zu „Lost Mountains" (Verlorenen Bergen); ein Theil setzt sich ohne bedeutende Erhebung durch die ganze Halbinsel fort, ein anderer zieht sich unter dem Namen der Sierra Madre die Westseite Mexikos entlang. Aus den öden Sandwüsten, welche weite Strecken dieses Territoriums in ihr einförmiges Gewand kleiden, ragen viele isolirte Gruppen fast unzugänglicher Peaks in die Höhe, von denen manche bewaldet sind und Menschen wie Thieren Obdach und Nahrung gewähren. Die beiden großen Ströme, der Colorado und der Rio Grande del Norte, durchfluthen zwar diese Gegend, einer auf jeder Seite, tragen indessen, einzelne Striche ausgenommen, wenig zur Befruchtung des Bodens bei. In den höher gelegenen Theilen des Landes ist das Klima ein gemäßigtes, im Winter jedoch öfters außerordentlich kalt, aber in den Wüsten und auf den Ebenen, wo die Sonne von oben sengt und der Sand von unten glüht, wird die Hitze fast unerträglich. Der spärliche Pflanzenwuchs, welcher den größeren Theil dieser Region bedeckt, versorgt den Menschen nur vorübergehend mit Nahrung, daher muß er wandern von Ort zu Ort oder Hungers sterben. Hier ladet die Natur mehr als anderswo zum Umherstreifen ein, und wie in der arabischen Wüste, so streichen amerikanische Beduinen über ungeheure Landstrecken, suchend, was sie verschlingen können. Hier zahlt so mancher unglückliche Bergmann, so mancher unbeschützte Reisende seine Verwegenheit mit dem Leben, hier trotzen, mehr als sonst in den gemäßigten Zonen Amerikas, die Eingebornen dem langsamen Vorschreiten einer schüchternen Civilisation. Jene

Araber der neuen Welt fegen erbarmungslos hinweg über kleine Ansiedlungen und vereinzelte Niederlassungen, sie rauben, morden und zerstören und, in ihre festen Schlupfwinkel flüchtend, spotten sie der Ohnmacht ihrer Verfolger. Inmitten all dieser Wildniß finden wir die auffallende Erscheinung jenes halbcivilisirten seßhaften Volkes von Neu-Mexiko und Arizona, wie ein spontanes Erwachen aus den rohen Phasen der rings wüthenden Barbarei, wie ein wogenumbrauster, friedlicher Archipel im weiten Ocean.

Die Zahl der bewohnten Pueblos oder Dörfer in Neu-Mexiko beträgt 33, und sie sind über das Territorium hin zerstreut, indem sie sich von der Ortschaft Taos im Norden bis Isleta im Süden erstrecken, von den Ufern des Rio del Norte bis zu den Grenzen Californiens. Die gegenwärtige Bevölkerung beziffert sich auf zehn- bis zwölf-, höchstens auf fünfzehntausend Seelen, doch steht es außer Frage, daß sie in alter Zeit eine viel zahlreichere und mächtigere Race bildete.

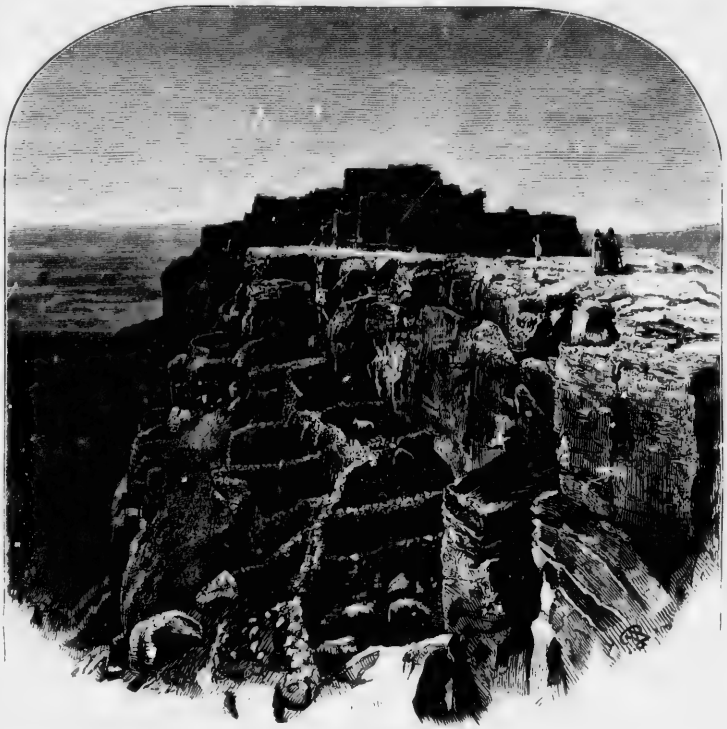
Ein eigenthümlicher Zug dieses Volkes ist der, daß in Dörfern, die einige hundert Meilen auseinander liegen und in keiner direkten Verbindung stehen, dennoch dieselbe Sprache herrscht, was auf Gleichheit der Abstammung hinweist und bezeugt, daß sie aus irgend einem Grunde von ursprünglich gemeinsamen Wohnsitzen versprengt worden sind. Die meisten dieser Indianer haben einige Brocken spanisch aufgenommen, doch bedienen sie sich im gegenseitigen Verkehr stets ihrer Muttersprache.

Die Pueblos, wie wir diese dunkelhäutigen Mitmenschen der Kürze halber nennen wollen, leben in Gemeinden ganz für sich, sind von der mexikanischen Bevölkerung vollständig geschieden und haben ihre eigenen lokalen Sitten und Gesetze. Ihre Dörfer sind einzig in ihrer Art und eine höchst charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Volkes. Einige derselben liegen in Thälern, andre auf Mesas oder Hochebenen, zuweilen stehen sie auf beinahe unersteiglichen Höhen.

Die Häuser sind aus Adoben gebaut, größeren oder kleineren Scheiben oder Blöcken an der Sonne getrockneten Kothes, jede obere Etage weicht auf der unteren in der Weise zurück, daß der Fußboden das Dach des unteren Stockes und die Terrasse oder Plattform für den oberen bildet. Die unteren Stockwerke haben sehr kleine Fenster, doch keine Thüren. Die Fensterscheiben bestehen, wenn es deren überhaupt giebt, aus Selenit oder krystallisirtem Gyps, der in Blattform geschlagen ist. Das nahe der Stadt Don Fernando de Taos belegene Pueblo, im nördlichen Theil des Territoriums Neu-Mexiko, ist die beste Probe der alten Baumeister. Hier stehen zwei große Adobebauten, die wenigstens 300 Fuß lang und an der Grundlinie 150 Fuß breit sind, sie haben fünf Stockwerke, und jede obere Etage tritt hinter der unteren zurück, so daß sie auf diese Art von oben bis unten einen vollständigen Terrassenbau darstellen. Jeder Stock ist in zahlreiche kleine Gemächer abgetheilt, deren äußere Flucht durch kleine Fenster erleuchtet wird, während die innere dunkel ist und hauptsächlich zu

Vorrathskammern dient. In der Regel gehen Thüren und Fenster nach innen, auf den Hof zu.

Das Merkwürdigste an diesen wunderlichen Bauten ist indessen der Zugang. Da eine innere Communication, etwa auf Treppen, nicht vorhanden ist, so kann diese nur auf Leitern geschehen, die in angemessenen Entfernungen auf den Terrassenreihen stehen und nach Belieben hinaufgezogen werden können, so daß jedem Unbefugten



Arizona: Ein Moqui-Pueblo.

der Eintritt versperrt bleibt. Um zum Beispiel in eines der Zimmer des Erdgeschosses von Außen zu gelangen, muß man die Leiter zur ersten Terrasse ersteigen und dann durch eine in der Decke befindliche Fallthür auf einer anderen Leiter in das Innere hinabklimmen. Diese einigermaßen schwierige Zugangsart ist allen Pueblos gemeinsam und zweifelsohne zur Vertheidigung gegen die wilden Stämme, von denen sie umgeben sind, angenommen worden. Auf der Zinne des Hauses pflegt eine Schild-

wache zu stehen, deren Pflicht es ist, Nachricht von einer etwa drohenden Gefahr zu geben. Selten enthalten die Dörfer mehr als vier- oder fünfhundert, zuweilen jedoch auch bis zu zweitausend Einwohner.

Die Zimmer, unter deren Fallthür, die zugleich als Ausgangsloch für den Rauch dient, sich der hufeisenförmige, ungefähr drei Fuß hohe Herd befindet, sind gut arrangirt und hübsch gehalten; dieses dient als Küche, in jenem wird Korn gemahlen und der Wintervorrath aufbewahrt, ein drittes benutzt man als Schlafgemach. Auf den Balcons versammeln sich die Dörfler, um zu plaudern und zu rauchen, während die Straßen, wenn die Leitern aufgezogen sind, einen dunklen und verlassenen Anblick gewähren. —

Jedes Pueblo enthält mindestens eine sogenannte Estufa, einen Bau von der höchsten Wichtigkeit, und die Anzahl dieser eigenthümlichen Gemächer in den einzelnen Dörfern schwankt zwischen eins und sechs. Die Estufa, ein großes, halb unterirdisches Gemach, ist zugleich Badehaus, Rathhaus, Clubzimmer und Kirche. Sie besteht aus einer geräumigen Grube, deren Dach entweder mit dem Erdboden in gleicher Höhe ist, oder ein wenig über demselben emporragt. Rings um die Wände reihen sich Bänke, und in der Mitte des Fußbodens steht der Feuerherd, auf welchem beständig wohlriechende Kräuter brennen. Der Eingang geschieht ebenfalls auf einer Leiter von oben, nachdem man durch eine Fallthür gekrochen ist, die zugleich als Ventilator dient und den Rauch durchläßt. Gewöhnlich sind die Estufas rund von Gestalt, zuweilen jedoch auch viereckig und liegen entweder innerhalb des großen Baues, oder außerhalb im Hofe. An den schwarzbraunen und verräucherten Wänden befinden sich häufig Darstellungen von Pflanzen, Vögeln und Vierfüßlern, vom Truthahn, Reh, Wolf, Fuchs, Hund. Die Farben sind besonders lebhaftes Roth, Weiß, Blau und Braun. Die Frescomalereien, erklärte der Pueblo-Indianer Hosta, Kazike von Nemez, seien por bonito, zum Schmuck, die Kreise sollten Sonne und Mond, die Halbkreise Wolken, die Zickzacklinien mit der Pfeilspitze den zerstörenden Blitz, zwei menschliche Gestalten mit Trompeten im Munde die Adjutanten Montezuma's, einer heroischen und göttlichen, allen Pueblos hochheiligen Persönlichkeit veranschaulichen, welche ihren Chef um Regen anblasen. Hosta berichtete weiter von den Estufas, daß sie nach der Weise Montezuma's seien und daher nicht aufgegeben werden dürften; er nannte sie auch die Kirchen Montezuma's. Im Frühling gehen die Pueblos dorthin, um zu ihm zu singen, daß er ihnen Regen sende, und im Herbst thun sie dasselbe, um alles Gute zu erhalten, was sie wünschen. Man erzählt, daß es bei der Heimkehr von einem erfolgreichen Kriegszuge Sitte dieser Indianer ist, sich in die Estufa zu begeben, wo sie sich ihrer Kleider entledigen, um zu tanzen, oder auf andere Weise das Gelingen zu feiern, und daß sie bei einigen Gelegenheiten zwei bis drei Tage dort verweilen, ehe sie ihre Familien wieder aufsuchen.

Die Verfassungsform der Pueblos ist rein demokratisch. Obwohl sie in manchen Beziehungen den Gesetzen der Vereinigten Staaten und des Territoriums unterworfen sind, so bilden sie im Uebrigen selbstständige Gemeinwesen. Jedes Dorf ist unabhängig von den anderen, hat seine eigene Lokalregierung, seine eigenen Gesetze und ein gemeinsames Band zwischen den verschiedenen Ortschaften giebt es nicht. Alljährlich werden ein Gouverneur oder Kazike, ein Alkalde, ein Fiskal oder Constabel und ein Feldhauptmann durch Stimmenmehrheit gewählt. Nach jeder Wahl begiebt sich der Kazike nach Santa Fé zum Agenten der Pueblo-Indianer, um sich von diesem bestätigen zu lassen, doch ist dies eine bloße Formalität. Bei derartigen wichtigen Staatsactionen bringt seine rothe Excellenz einen Stab mit silbernem Knopfe mit, das Symbol seines Amtes, und entwickelt eine ebenso große Würde, wie ein Bleichgesicht in gleicher Stellung. Der Alkalde vereinigt in seiner Person die Rechtspflege des Dorfes, — nach seinem Richterspruche giebt es keine Appellation; der Fiskal besorgt alle Prozesse und erzwingt Gehorsam den Sitten und Gesetzen; der Feldhauptmann ist der mächtige Vertreter des Mars, der die Heere in's Feld und zum Siege führt. In Friedenszeiten besitzt er weder Macht noch Würde des Amtes, sobald ihm aber der Kriegsruf in die Ohren gellt, wird er ein Mann von größter Autorität. Er ist Höchstcommandirender der Armee und der Flotte, sowie Champion seiner dunkelhäutigen Krieger im Lager und bei Gericht.

Außer den durch allgemeines Stimmrecht erwählten Beamten bilden die hervorragenden Häuptlinge einen „Rath der Weisen", dessen Pflicht es ist, die inneren Angelegenheiten des Dorfes zu leiten. So oft eine Sache von Wichtigkeit zu verhandeln ist, beruft der Gouverneur dieses sein Cabinet in die Estufa, wo der Gegenstand von den Anwesenden besprochen und entschieden wird. Alle von dieser indianischen Estufa ausgehenden Botschaften und Gesetze werden den Einwohnern durch Ausrufer verkündet. Eine Maßregel verdient Erwähnung, nämlich die Ernennung einer geheimen Polizei, welche die Verpflichtung hat, Unordnungen und Vergehen im Orte zu verhindern und besonders ein Auge auf die jungen Leute beiderlei Geschlechts zu haben, damit sie sich hübsch manierlich und wohlanständig betragen.

Die Religion der Pueblos ist eine seltsame Mischung von römischem Katholicismus und indianischem Heidenthum. Die spanischen Priester selbst begünstigten diese Verschmelzung aus Rücksichten der Politik, gerade wie einst Constantin der Große absichtlich die Paganisirung des Christenthums durch Aufnahme der griechischen Mythologie, des alten Reliquien- und Dämonencultus förderte, um die möglichste Verbreitung der neuen Religion durch Anpassung an die heidnischen Glaubensformen zu sichern. Seßhafte Geistliche oder Wanderpriester sind fast in allen Dörfern zu finden. Die Pueblos entrichten den Zehnten von Allem, was sie besitzen, verstehen aber schwerlich mehr als die äußerlichen Formen, sind nur dem Namen nach Katholiken, da

ihnen diese Religion aufgezwungen worden ist. Im Geheimen verehren sie noch immer die Sonne, wie es die Sitte ihrer heidnischen Vorfahren war; jeden Morgen wenden sie das Antlitz nach Osten, von wo sie die Ankunft Montezumas erwarten.

Im Thale von Zunni giebt es eine von hohen Erdwällen umragte merkwürdige Quelle, an deren Rande viele irdene Krüge in umgekehrter Stellung stehen. Ein darum befragter Indianer erklärte: „Wir leben in einem Lande ohne Acequias und hängen hinsichtlich des Gedeihens unserer Ernten vom Regen ab. Um diesen Segen vom Großen Geiste zu erlangen, ist es nothwendig für uns, die Gebräuche und Ceremonien unserer Vorfahren auszuüben und zu beobachten. Diese Quelle ist zu allen Zeiten dem Regengott geheiligt gewesen. Kein Thier wagt von ihrem Wasser zu trinken. Alljährlich muß sie mit alten Gefäßen gereinigt werden, die sich durch die Kaziken von Geschlecht auf Geschlecht vererben, nach dem Gebrauch an den Wänden aufgestellt und niemals entfernt werden. Der Frosch, die Schildkröte und die Klapperschlange, die auf denselben dargestellt erscheinen, sind Montezuma geweiht, dem Schutzgeist des Ortes, der mit dem Blitze jeden Tempelschänder vernichten würde, welcher sich unterfange, jene Reliquien fortzunehmen." —

6. Der Red-River und sein Stromgebiet *).

Unter den zahlreichen Strömen Nordamerika's zeichnet sich der Red-River, der Rothe Fluß, von den Indianern nach seiner Farbe Ke-che-a-que-ho-no, der Strom der blutigen Wasser benannt — nicht zu verwechseln mit dem in Minnesota entspringenden und nördlich strömenden, in den Winipeg-See sich ergießenden Red-River of the North — durch ein ganz besonders gefährliches, den Dampfschiffen unheilbringendes Fahrwasser aus. Gingen doch binnen 10 Monaten seit der Wiederaufnahme des Handelsverkehrs nach dem großen Bürgerkriege auf seinem untern Stromlaufe, zwischen Shreveport und seiner Mündung in den Mississippi, 34 — sage vierunddreißig — Dampfboote zu Grunde! Und doch ist die Dampfschifffahrt auf diesem seinem unteren Stromlauf im Vergleich zum oberen nur Kinderspiel.

Auf den ausgedehnten „Salzebenen" im äußersten Nordwesten des Staates Texas und westlich von den Höhenzügen der Washita-Berge, in einer Entfernung von 2100 englischen Meilen von seiner Mündung in den Mississippi, liegen die Quellen des blutrothen Ke-che-a-que-ho-no. Scheinbar grenzenlose Ebenen, blendend weiß, wie mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, lehnen sich zu beiden Seiten an die Ufer des jugendlichen Stromes.

*) Von Theodor Kirchhoff in San-Francisco.

Das diese Ebenen bedeckende Salz hat seinen Ursprung in unzähligen Salzquellen, die aus dem Boden emporsprudeln, deren Wasser sich auf der Fläche ausbreitet und schnell in der brennenden Sonne verdunstet. Das Salz bildet stellenweise eine tiefe Kruste, so daß man es buchstäblich aufschaufeln kann, und würde, wenn der Transport desselben nicht so kostspielig wäre und ein Schienenweg diese entlegenen Gegenden mit der civilisirten Welt verbände, bald einen bedeutenden Ausfuhrartikel des nördlichen Texas bilden, gewiß dem gegenwärtig von Liverpool aus nach New-Orleans und anderen Häfen des Südens in großen Quantitäten eingeführten Grobsalz eine nicht zu verachtende Concurrenz machen.

In Folge des Ursprunges des Red-River auf diesen Salzebenen hat sein Wasser einen eigenthümlich brackigen Geschmack. Für die Dampfboote ist das im Innern der Dampfkessel sich ansetzende Salz ganz besonders lästig. Da sie keine Destillirapparate, wie die Seedampfer mit sich führen — was auch nicht nöthig ist, weil der Salzgehalt des Red-River-Wassers, namentlich im unteren Stromlaufe, nur gering — so ist ein häufiges Reinigen der Dampfkessel nicht zu vermeiden, was dem Red-River schon manchen ungalanten Fluch seitens der ihn gelegentlich besuchenden Mississippi-Dampfbootfahrer eingetragen hat.

Die Salzebenen hinter sich lassend, durchzieht der Red-River weite Prairien, die Wohnung zahlloser Bisons, welche, von der unaufhaltsam nach Westen vorwärts schreitenden Civilisation aus ihrer alten Heimath, vom Colorado, Brazos und Trinity verdrängt, dort einen zeitweiligen Zufluchtsort gefunden haben. Aus der Ebene tretend, strömt er, bis zu seiner Mündung zwischen dicht bewaldeten Ufern brausend, am südlichen Fuße der Washita-Berge hin, bis er am östlichen Endpunkte der Ausläufer derselben den ihm an Größe gleichen Washita-Fluß aufnimmt, der am nördlichen Fuße der Washita-Berge hinfließt und diese mit dem Rothen Flusse zusammen gleichsam eingekeilt hat. —

Die Wassermenge des Red-River ist an diesem Punkt, etwa 500 englische Meilen von seinen Quellen, wo das Städtchen Preston steht, nur unbedeutend. Die von ihm durchströmten Prairien sind sehr wasserarm und die Washita-Berge nicht bedeutend genug, um einen Fluß von der Länge des Red-River das ganze Jahr hindurch gleichmäßig mit Wasser zu speisen, was sich bis nach Shreveport hinunter bemerklich macht. Durch plötzliche Regengüsse und das gleichzeitige Schmelzen des Schnees auf den Washita-Bergen nimmt sein Wassergehalt jedoch mitunter dermaßen zu, daß er für Dampfboote bis auf eine Entfernung von 1200 englische Meilen von seiner Mündung, bis an den Einfluß des Kiamitia (Kei-a-mish), namentlich in den Frühlingsmonaten, zugänglich wird. Einzelne Dampfer haben bei besonders hohem Wasserstand sogar schon das Städtchen Preston erreicht.

Durch das plötzliche Schwellen seiner Gewässer richtet der Red-River mitunter

ungeheure Verheerungen an. Am gefürchtetsten ist das sogenannte Juni-Hochwasser welches durch das Schmelzen der auf den Washita-Bergen lagernden Schneemassen verursacht wird. Oft ist das obere Strombett halbe Jahre lang so wasserarm, daß Mann und Roß mit Leichtigkeit hinüber passiren können. Die Dampfschifffahrt ist gänzlich unterbrochen und der Handel leidet großen Schaden. Plötzlich jedoch kommen gewaltige Wassermassen das gewundene Thalbett herabgeeilt. Die Gewässer scheinen gleichsam lebendig zu sein von schwimmenden Baumstämmen, die sich oft ineinander festklemmen und natürliche Flöße oder halbverwitterte, unbeschreiblich wüst aussehende Baumstammbarricaden, namentlich an den Uferströmungen, bilden.

Glücklicherweise sind solche Fluthen, wie sie besonders in den Jahren 1843, 1844 und 1849 sich ereigneten, eine Seltenheit, und nur in solchen Ausnahmefällen werden die Pflanzungen überschwemmt, da die Ufer an 30 Fuß überm niedrigsten Wasserstand erhaben sind; aber Fluthen von 15 bis zu 25 Fuß Höhe giebt es in jedem Jahre, die, statt Schrecken einzuflößen, mit Freuden begrüßt werden. Das Hochwasser giebt nämlich den Dampfern die Möglichkeit, den Fluß hinaufzufahren und die an seinen Ufern auf Transport wartenden Baumwollenballen stromabwärts nach Neu-Orleans zu bringen. —

Da das Hochwasser jedoch fast eben so schnell wieder fällt als es gestiegen ist, so ist es keine Seltenheit, daß einer oder der andere Dampfer, ehe er wieder stromabfahren kann, auf einer Sandbank festsitzen bleibt und dort mit seiner reichen Ladung auf das nächste Hochwasser warten muß.

Seinen Namen verdankt der Fluß, wie schon bemerkt, seiner braun-rothen Farbe, die er vom Boden, welchen er durchströmt, einer röthlichen Thonerde, annimmt, die für den Ackerbau ganz besonders ergiebig ist. Fruchtbareren Alluvialboden, als den am Red-River, giebt es wohl nirgends in der Welt, selbst die Niederungen des Nil und die Mississippi-Bottoms nicht ausgenommen. Dreiviertel bis ein Ballen Baumwolle (der Ballen bis zu 500 Pfund gereinigt, gerechnet = 1750 Pfund gepflückt) pro Acker ist der gewöhnliche Ertrag des Bodens, der sich in einzelnen Fällen bis auf 3000 Pfund gesteigert hat.

Wegen seiner beständigen Krümmungen gleicht der Red-River dem Mäander der Alten. Wer je auf seinen Gewässern eine Vergnügungs- oder Geschäftsreise gemacht hat, der hat sich sicherlich darüber geärgert, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, bei Tag auch nur ein halbes Stündchen gemüthlich auf dem Dampferdeck oder in seiner Koje im Schatten zu schlummern. Bald scheint die Sonne von rechts her, bald von links, bald brennt sie den Rücken und bald blendet sie die Augen gerade als ob sie um einen herumliefe. An einer Stelle macht der Strom eine Biegung von 27 Meilen und kommt dem Halse der Krümmung wieder auf anderthalb Meilen nahe, ehe er in gänzlich planloser Weise weiter fließt. Doch sind die

Krümmungen meistens nur kurz. Die Entfernung von Shreveport nach Rowland am oberen Red-River, die in gerader Linie etwa hundert Meilen beträgt, ist auf dem Fluß über sechshundert Meilen lang.

Alle jene Widerwärtigkeiten der Schifffahrt auf dem Red-River kommen jedoch nicht in Betracht gegen diejenigen, welche durch die unzähligen schwimmenden oder im Strombett festsitzenden Baumstämme verursacht werden. An den vielen kurzen Biegungen setzen sich diese namentlich leicht fest. Oft sieht man sie im wildesten Chaos dort aufgethürmt und in großen Strecken in einander verflochten, oder auch vereinzelt stromab treiben. Bei niedrigem Wasserstand rennen sich viele dieser schwimmenden Stämme mit ihren das Wasser einsaugenden und schwereren Wurzeln im Grunde fest. Der Stamm, von dem Aeste und Rinde bald von anderen vorbeischwimmenden Baumkolossen abgerissen werden, wendet sich mit der oberen Spitze stromab und steht wie eine Pallisade im Wasser da. Steigt das Wasser, so wird der Stamm von demselben ganz oder theilweise verdeckt, und der „Snag" ist fertig, der Todfeind aller, insbesondere der Red-River-Dampfer.

Ein nur schwach vom Wasser bedeckter Snag, der sich mitunter leise aus der dunklen Fluth hebt, die sein Haupt kräuselnd umspielt, ist ein sehr ungemüthliches Schauspiel für den Reisenden, namentlich wenn der Dampfer scheinbar gerade auf ihn losjagt, und der Pilot zum Spaß versucht, wie nahe er wohl an ihm vorbeifahren könne, ohne das Schiff aufzuspießen. Bei einer Schnelligkeit von zehn oder zwölf Meilen in der Stunde auf einen Snag zu rennen, kann einem Red-River-Dampfer jede Minute widerfahren. Den Erfolg, wenn jener durch die Planken in den untern Raum des Dampfers bricht, kann sich der Leser wohl leicht vorstellen.

Oberhalb Shreveport, wo der Fluß nur wenig Gefäll hat, haben sich Millionen von Stämmen in einander geschoben, und eine feste Masse, das weit bekannte und berüchtigte sogenannte „Red-River-Raft", gebildet. Die Oberfläche des Flusses ist dort von fest in einander geschobenen Baumstämmen überdacht. Büsche und große Cotton-Wood-Bäume (Populus Canadensis) wachsen mitten auf dem Raft; Rehe gehen wie auf einer Brücke hinüber.

Die Dampfboote, welche den oberen Fluß befahren, umgehen das Raft vermittelst einer Kette von Seen und Bayous, welche man durch Canalbauten der Schifffahrt mehr zugänglich gemacht hat. Sie bedecken das Land an dieser Stelle meilenweit, ohne sie wäre der obere Red-River durch das Raft gegen die Schifffahrt vollkommen verschlossen. Nach rechts hin dehnen sich die in einander verschlungenen Seen und Bayous 50 Meilen weit bis nach der Stadt Jefferson aus, dem Stapelplatz der reichen Counties am obern Red-River, welche, wenn die Schifffahrt auf dem obern Fluß unterbrochen ist, von hier aus mit Shreveport und Neu-Orleans in Verbindung treten.

Von Shreveport aus, das sich zu einer blühenden Handelsstadt emporgeschwungen hat*), der bedeutendsten am Red-River, mit der nach südlichen Begriffen nicht unbedeutenden Einwohnerzahl von 5000 Seelen, welche jedoch den Handel einer deutschen Binnenstadt von wenigstens sechsfacher Bevölkerung vertreten, ist die Schifffahrt bis zur Mündung des Flusses, eine Strecke von 500 Meilen, das ganze Jahr hindurch offen. Nur die Jahre 1853—1855 bildeten eine Ausnahme, in denen das Wasser so niedrig war, daß Dampfer nur bis nach Alexandria gelangen konnten.

Der Red-River oberhalb Shreveport bildet die Grenze zwischen dem Staate Texas und der „Nation", wie das verschiedenen, halb civilisirten Indianerstämmen von den Vereinigten Staaten angewiesene Gebiet genannt wird. Die an den Red-River grenzenden Counties des nördlichen Texas sind ganz besonders productiv, sowohl an Baumwolle, als an den verschiedenen Körnerarten, besonders Mais und Weizen, und die Viehzucht, namentlich von Schafen und Rindern, in ihnen ist bedeutend. 1500 Pfund gepflückter Baumwolle, 40 Bushels Mais und 20 Bushels Weizen sind der Durchschnittsertrag auf den Acker. Saftigere Melonen und Pfirsiche kann es nirgends geben. Die einheimische Rebe wächst hier aufs üppigste wild.

Ein reicher, schwarzer Boden durchzieht diese Counties in ausgedehnten Flächen, «the black lands», das schwarze Land benannt, zum Unterschiede von den meistens am Red-River belegenen «red lands» (rother Alluvialboden) und den «sandy lands» (mit Sand gemischter Boden) der Pine- und Post-Oak-Landstriche. — Er ruht auf einer von zwei bis zu zehn Fuß unter ihm lagernden Kalksteinformation, die öfters zu Tage tritt.

Das schwarze Land, welches so reich ist, daß es bei dem in den Wintermonaten häufigen Regenwetter sich fettartig anfaßt und in schweren Klumpen an die sich darüber hinbewegenden Wagenräder hängt, dehnt sich von Red-River-County inclusive in einer Länge von etwa 130 Meilen von Ost nach West aus. Seine Durchschnittsbreite, die im östlichen Theile von 10 bis zu 15 Meilen schwankt, erweitert sich mit vielen Ausläufern im Westen bis auf 100 Meilen.

In den Sommermonaten bildet dieser schwarze Boden, namentlich in den Prairien, die besten Landstraßen, die man sich nur denken kann. Es ist eine Freude, in den Monaten Mai und Juni, wenn die Prairie ihr buntes Festkleid angelegt, im leichten Wagen über den glatten Boden hinzurollen, rechts und links sanft wogende,

---

*) Die Stadt Shreveport hat als der östliche Terminus der gegenwärtig im Bau begriffenen Texas-Pacific-Eisenbahn, deren westlicher Ausgangspunkt der Seehafen St.-Diego im südlichen Californien werden soll, erhöhte Bedeutung erlangt. Durch die furchtbare Gelbfieber-Epidemie, welche die Stadt im Jahre 1873 heimsuchte, ist ihr Aufschwung nur zeitweilig gehemmt worden und eine bedeutende Zukunft steht ihr ohne Frage in Aussicht.

von Waldungen begrenzte Savanen, die mit schmucken Pflanzungen und hin und wieder mit Gehölzen wie übersäet sind.

Trotz aller natürlichen Bevorzugung dieses Landes leben die Leute hier im Allgemeinen sehr schlecht. Allerdings giebt es Ausnahmen; doch sind diese selten. Farmer, die Hunderte von Stücken Vieh besitzen, haben oft kaum Milch genug für ihren Kaffee; Obst- und Gemüsegärten sind fromme Wünsche; an Weinbau denkt Niemand. Jedermann ist auf den Anbau von Baumwolle bedacht, obgleich auch bei dieser auf jedem Acker etliche 100 Pfund von der Ernte verloren gehen, die aus Nachlässigkeit nicht ausgepflückt werden.

Vor dem Kriege legten die Pflanzer den größten Theil ihres Erwerbs in Negern und Mauleseln an; ihre Frauen und Töchter kauften allenfalls Hundert-Dollars-Seidenroben und Fünfhundert-Dollars-Pianos auf Credit. Die Pflanzer borgten was sie brauchten von den Kaufleuten auf zwölf Monate Zahlungszeit und liquidirten in der Regel erst nach vierundzwanzig oder dreißig Monaten.

Die Folgen des Krieges, namentlich die Emancipation der Schwarzen haben jedoch in allen bürgerlichen Verhältnissen eine gänzliche Umwälzung hervorgebracht. Das Creditsystem ist verpönt, und die Pflanzer, die, nachdem die alten Schulden abbezahlt sind, nicht mehr Neger kaufen können wie ehedem, und nicht wissen, was sie mit ihrem Geldüberschuß anfangen sollen, beginnen nach und nach sich das Leben bequem zu machen — to live like white folks (leben, wie es Weißen geziemt) wie man sich hier zu Lande auszudrücken pflegt*).

Das Klima des nördlichen Texas ist ein eigenthümliches und ganz außerordentlich veränderliches. Die Luft erhitzt sich in den Sommermonaten durchschnittlich bis auf 13° R. Im Sommer 1860 stieg die Hitze während mehrerer Wochen bis auf 34° R., in anderen Jahren erreicht sie kaum die mittlere Höhe. Im Winter steht der Thermometer durchschnittlich auf 12° R., mitunter jedoch fällt er bis unter den Gefrierpunkt; der Schnee liegt bis zu 6 Zoll tief und Eis bildet sich 5 bis 6 Zoll dick. Dies sind aber Ausnahmsfälle. Die Jahre wechseln fast regelmäßig mit nassen und trockenen; der Boden verträgt aber sowohl anhaltende Dürre als große Feuchtigkeit in ungewöhnlichem Maße, so das die Ernten nicht sehr darunter leiden.

Nicht zu verwechseln mit den aus dem Norden über die großen Prairien aus

*) Durch die Vollendung der Eisenbahnen, welche das nördliche Texas sowohl mit St. Louis, als mit Galveston und Shreveport in directe Verbindung gebracht haben, entwickeln sich jetzt jene Gegenden riesig schnell. Eine massenhafte Immigration besiedelt das Land und bringt seine reichen Hülfsquellen zur vollen Geltung. Wer nach einer Abwesenheit von nur zehn Jahren das nördliche Texas wieder besucht, der wird in allen Verhältnissen dort einen Unterschied finden, als sähe er sich aus dem Zeitalter der Diligencen von Großvaters Zeit plötzlich in das der Eisenbahnen und Telegraphen versetzt.

den unteren Luftschichten kommenden Schneeniederschlägen sind die mit Recht berüchtigten „Northers", Sendboten der oberen eisigen Luftregionen unsers Planeten, die auf Texas und das östliche Mexiko beschränkt sind. Sie sind meistens trockene Winde, nur selten von Regenschauern begleitet.

Einige Stunden vor dem Erscheinen eines Norther lullt der Südwestwind, die Luft ist schwül und drückend. Von Norden herauf steigt eine finstere Wolke und sobald diese den Zenith erreicht hat, bricht der Norther los. Mitunter ist er anfangs von Regengüssen begleitet. Diese sind aber nur von kurzer Dauer, da der aus den oberen Luftschichten kommende kalt-trockene Wind schnell alle Feuchtigkeit auffaugt, die er findet. —

Wenn der Norther beginnt, stellt sich bei Menschen und Thieren heftiger Durst ein, und die Haut, welche sich schnell ihrer Feuchtigkeit entledigt, brennt und kitzelt. Der Fall der Temperatur ist tief und außerordentlich plötzlich, oft von 24° R. bis zu 5° R. und 10° R. innerhalb weniger Minuten, und ist wegen der ihn begleitenden Trockenheit für die Haut um so empfindlicher. An den Grenzen des Territoriums Washington habe ich bei mehr als 7° R. unter Null nicht halb so gefroren, als bei manchem Norther auf den Prairien von Texas.

Wehe dem unbeschützten Wanderer, den ein Norther auf offener Prairie überrascht! Bei dem ersten kalten Lufthauche wird der mit den klimatischen Verhältnissen des Landes Vertraute seinem Rosse sofort die Sporen in die Weichen drücken und nach dem nächstgelegenen Hause galoppiren. Sich von dort entfernen, ehe der Norther vorübergezogen, wäre Tollheit und wird auch Niemandem so leicht in den Sinn kommen. Alle Bewohner hocken mit klappernden Zähnen vor riesigen Kaminfeuern indeß draußen der Sturm heult. Sobald der Norther sich empfohlen, giebts vielleicht wieder das herrlichste Wetter, als ob man urplötzlich von Labrador nach Nicaragua versetzt wäre; Alt und Jung wirft Mäntel und Decken beiseite und begiebt sich luftathmend in's Freie; das Feuer in den Kaminen erlischt und der Winter ist vergessen.

Wenden wir jetzt unsere Blicke zum linken Stromufer, nach der „Nation" (dem Indianerterritorium). Dort wohnt der Stamm der Choctaws, ein Indianerstamm, der vor dem großen amerikanischen Kriege über 12,000 Köpfe zählte, welche jetzt auf weniger als 8000 gesunken sind. Die Choctaws sind gute Nachbarn der Texaner. Im letzten Kriege standen sie dem Süden ohne Ausnahme zur Seite. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht und es giebt unter den $^3/_4$- oder $^7/_8$-Weißen der Nation viele reiche Pflanzer, welche vor dem Kriege Hunderte von Negersclaven besaßen. Von den Pflanzern am gegenüberliegenden Texas-Ufer des Red-River werden die Choctaws im Herbst und Winter mit großen Nutzen beim Auspflücken der Baumwolle verwendet, worin sie die Neger bei weitem an Sauberkeit übertreffen. Den erworbenen Lohn vertrinken sie sofort in „Feuerwasser", dessen Einfuhr in die Nation

bei strenger Strafe untersagt ist. Von den Vereinigten Staaten werden den verschiedenen Stämmen jährliche Subsidien gezahlt; auch sind Agenten unter ihnen angestellt um „den großen Vater", nämlich den Präsidenten in Washington, würdig zu vertreten. Ihre innern Angelegenheiten leiten sie selber durch eigens erwählte Häuptlinge. —

Mit gierigen Augen betrachten die Bewohner der angrenzenden Staaten Arkansas und Texas die Nation, deren Gebiet einen außerordentlich fruchtbaren Boden besitzt, Metalle, Petroleum und Kohlen enthält und von zahlreichen, immer gefüllten Bächen durchzogen wird, welche Fabriken eine unerschöpfliche Wasserkraft zur Bewegung von Maschinen geben würden. Aber es ist den Weißen streng untersagt, sich dort niederzulassen, und nur Indianern und Mischlingen, wenn sie auch nur ein paar Tropfen indianisches Blut in ihren Adern haben, oder sich mit Squaws verheirathen, oder auch besondere Erlaubniß vom Häuptling erlangen, ist der Eintritt gestattet, und erlaubt, Handel und Ackerbau dort zu betreiben.

Daß unter den geschilderten Verhältnissen und bei dem fortwährenden plötzlichen Wechsel des Wasserstandes, dem ungewissen, so häufig vorkommenden Versperren des ganzen Stromes durch Baumstämme, den hin und her ziehenden, bald hier bald dort erscheinenden Sandbänken eine Dampferfahrt auf dem blutigrothen Fluthen des Red-River nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, kann man sich leicht vorstellen. — Die Fahrten sind sehr ungewiß, und die Baumwollen-Pflanzer des nördlichen Texas müssen stets auf eine Hochfluth warten, um ihre Waaren auf einen Dampfer verschiffen und nach Neu-Orleans transportiren zu können. Dann ist das Gut der Pflanzer der Geschicklichkeit der Dampfer-Piloten anvertraut, welche das Schiff durch diese ungeheuer ausgebreiteten, das ganze umliegende Land überschwemmenden Wassermassen zu geleiten haben. Häufig kratzt der Boden des Dampfers über eine Sandbank oder einen „Snag" hinüber, häufig auch bleibt er auf der Sandbank sitzen, und die Strömung legt ihn quer über den Fluß. Dann heißt es, rückwärts fahrend, sich wieder von der sandigen Umarmung zu befreien. Ein Boot wird ausgesetzt, ein Kabel an irgend einem Baum an den Ufern befestigt, und das Schiff durch die Dampfwinde wieder in die Richtung des Stromes herumgezogen. Gleichzeitig geht es nach rückwärts. Ist das Schiff flott, so wird es eine Strecke stromaufwärts geleitet, um so zu sagen, Anlauf zu nehmen. Dann fährt man mit aller disponiblen Dampfkraft gegen die Sandbank an, um sie zu überspringen, welches Manöver die Bezeichnung «to jump a bar» führt. Daß aber bei diesen Sprüngen des Dampfers den Passagieren nicht sonderlich wohl zu Muthe ist, kann man sich leicht vorstellen.

Und derartige „Aufsitzer" kommen auf dem oberen Red-River nahezu stündlich vor. Der Dampfer treibt willkührlich zwischen den schwimmenden Inseln und Baum

stämmen umher, bald mit den Breitseiten, bald mit dem Bug in der Stromrichtung, bald am linken, bald am rechten Ufer anstoßend. Es ist ein förmlicher Tanz. Häufig gelangt man zu Bänken, wo auch das Jumping nichts nützt. Der Dampfer muß dann ausgeladen und leer über die «Bar» gebracht werden, um unterhalb derselben die am Ufer stromabwärts transportirte Ladung wieder zu empfangen. Stunden und Tage vergehen auf diese Weise, ohne daß der Dampfer auch nur eine Meile zurückgelegt hätte.

In dem zwischen dem Indianer-Territorium und der Stadt Shreveport in Louisiana liegenden Theile des Stromes ist die Fahrt am gefährlichsten. Das ganze Stromgebiet ist hier bis weit ins Land hinein mit Millionen von Baumstämmen buchstäblich überdeckt, als wäre ein durch Blitzstrahlen zerschmetterter Urwald plötzlich vom Himmel gefallen. Es ist ein Bild der Zerstörung und Verwüstung, wie man es großartiger und schrecklicher nirgends finden kann. Die Schiffe haben sich hier durch enge, reißende, ganz unglaublich gekrümmte Wasserstraßen, sogenannte „Bayous" durchzuwinden, über welche sich der Baumwuchs der Ufer legt, so daß zu den Gefahren des Stromes noch jene kommen, von einem Baumaste aufgespießt zu werden. Es sind enge, mit Wasser gefüllte Baumalleen und so vielfach gewunden, daß die Fahrt in der Dunkelheit sicherer Untergang wäre. Nur bei Tageslicht können die Dampfer hier fortkommen. Sind „Red-Bayou" und „Black-Bayou" passirt, so ist die größte Gefahr überstanden. Man tritt dann in die klaren, romantischen durch das vorgeschilderte große „Raft" entstandenen Seen ein, und erreicht bald Shreveport, wo man die elenden Hinterrad-Dampfer des oberen Red-River mit den großen Passagier-Dampfern von Neu-Orleans vertauscht. Auf diesen ist die Fahrt bis zur Mündung in den Mississippi und auf dessen breiten Rücken bis nach Neu-Orleans nur mehr ein Kinderspiel.

IV. Der Süden.

«The sunny south» — der sonnige Süden — das Land des ewigen Sommers, das Land der Orangen, der Baumwolle, des Zuckerrohrs! Ein Drittheil des Continents, eine Vereinigung von vielen Staaten, das Paradies der Agrikultur. Es giebt keine bestimmte Grenze zwischen Nord und Süd; die scharfe, schroffe Demarkationslinie, welche einst längs der Stromläufe des Ohio und Missouri hinlief und Freiheit von Sclaverei, Industrie von Ackerbau, Geschäftigkeit und bewegtes, rühriges Leben von Trägheit und Herrschsucht sonderte, besteht nicht mehr. Der „Süden" war einst

ein politischer Begriff. Er ist zu einem geographischen Begriff geworden. Die einstigen Grenzen des Südens sind verrückt; Industrie, Freiheit der Racen, Gleichheit der Bürger sind südlich wie nördlich des Ohio und Potomacs zu finden, und aus einem Theile des ehemalig politischen Südens ist Norden geworden; ein anderer Theil ist im Begriff es zu werden. Die Staaten Missouri, Kentucky, Westvirginien, Maryland bilden gegenwärtig eine gemäßigte Zone zwischen Nord und Süd, und während man noch vor fünfzehn Jahren nur den Ohiostrom zu überschreiten brauchte, um nach dem Süden zu gelangen, kann man jetzt auf den überall hin führenden Bahnen hunderte von Meilen südlicher reisen, ohne auf merkliche Kontraste zu stoßen. Nördliches Leben pulsirt überall, nördlicher Unternehmungsgeist, nördliches Kapital, nördliche Industrie hat dem Süden unter die Arme gegriffen, und, was der letztere einst nur durch Sclavenarbeit bewirken konnte, das thun jetzt die Maschinen, die Industrien. Den Eisenbahnen, diesen Hauptwegen jeder Kulturmission entlang, zog sich das nördliche rationelle Wirthschaftssystem; — bis nach Carolina, Georgien und Florida hinein pulsirt schon das frische, bewegliche Blut des Nordens, ja selbst über die Alleghany-Ketten und die gewaltigen Ströme drang es in die großen Städte des mexikanischen Golfes vor und setzte sich dort gleichsam als die Avantgarde der Industrie, des Verkehrs fest. Allerdings schreitet diese Verschmelzung der südlichen mit den nördlichen Verhältnissen nur langsam vorwärts, denn die alte, die Stamm-Bevölkerung der einstigen Sclavenstaaten setzt ihr Widerstand entgegen; aber die rege Arbeit, das geschäftige Streben wird ihren passiven Widerstand bald überwunden haben. Schon ist der Widerstand dieser ehemals souveränen Pflanzer-Aristokratie gegen die Staaten-Vereinigung, gegen die Union gebrochen. Die Reihen der alten Anhänger der Sclaverei, der ehedem reichen, durch den Krieg verarmten Sclavenzüchter und Plantagen-Besitzer lichten sich allmählich. Die junge, schon in den neuen Verhältnissen aufgewachsene Generation tritt an ihren Platz und neigt sich weiteren, praktischeren Anschauungen zu. Sie sehen, die Schlacht ist geschlagen, die Sclaverei ist vorbei, aller Widerstand vergeblich. —

Für den ganzen Süden — und das ist ein Drittheil des ganzen Continents — war die Abschaffung der Sclaverei allerdings ein solcher Schlag, daß man diesen Widerstand begreiflich finden muß. Früher gab es nur eine herrschende und eine dienende, eine träge und eine arbeitende Klasse, eine Aristokratie, die auf Grundlage der Sclaverei entstanden, reich und mächtig geworden war. Der Krieg raubte dieser Aristokratie ihren Reichthum, ihre Herrschaft, ihren Wirkungskreis — er zog ihr mit einem Worte den Boden unter den Füßen hinweg. Ihre großen Ländereien blieben ihnen, aber man raubte ihnen ihre Sclaven, die einzigen Mittel zur Bestellung ihrer Ländereien; die Mühlen und Pflanzerhäuser wurden zerstört, aber sie haben kein Kapital, sie neu zu erbauen. Es blieb ihnen, die niemals arbeiten gelernt, und die

Arbeit als eine Schmach betrachteten, nichts übrig, als sich zu unterwerfen, wenn sie nicht untergehen wollten. Und daher kommt auch ihr allmählicher Anschluß an den Norden, die Vereinigung der Geschäfts-Interessen, und mit ihnen auch die Annäherung ihrer Gebräuche und Sitten.

Zu diesem durch den Krieg geschaffenen Elend der ehemaligen Aristokratie gesellte sich das Elend der dienenden Klasse, der Neger. Was konnte aus dieser stets unter Aufsicht, unter der Zuchtruthe stehenden Millionen von Sclaven werden, als sie sich frei sahen? Was thut ein Kind, wenn es sich selbst überlassen wird, wenn die leitende Hand ihm plötzlich entzogen wird? Die Freimachung der Sclaven kam zu rasch, zu unvorbereitet. Unter der Sclaverei wurden sie regiert, mißbraucht, aber gleichzeitig auch gefüttert, gepflegt. Jetzt sollten sie, die niemals gelernt auf eigenen Füßen zu stehen, nun plötzlich sich selbst regieren, sich selbst ernähren und die weitgehendste souveräne Freiheit genießen! — Das war unmöglich, denn dazu waren sie nicht reif. — Einige, denen milde Pflanzer die Erlernung von Lesen und Schreiben gestattet hatten, die sittlichen Ernst und Energie besaßen, kamen fort und schufen sich annehmbare Existenzen. Die großen Millionen aber sanken auf eine noch tiefere Stufe hinab. Von dem offenen Lande, das sie aus Trägheit und Unverstand nicht bebauten, zog sich die große Mehrheit nach den Städten des Nordens und Südens, um in den ersteren wieder die dienenden Stellungen anzunehmen, in den letzteren jedoch ein drückendes Bettler-Proletariat zu bilden, das wie ein Bleigewicht an dem Aufschwung, dem Wachsthum dieser Städte hängt.

Dieses Negerproletariat bildet neben dem Mangel an Industrien und der Abwesenheit des prunkenden Reichthums die Hauptcharakteristik der südlichen Städte. Schon in Baltimore und Washington nimmt es seinen Anfang und wird immer bedeutender, immer drückender, je weiter man nach Süden vordringt. Dieses unwissende, die vollständigen Bürgerrechte genießende, von gewissenlosen Yankee-Politikern zügellos beherrschte Neger-Proletariat war auch die Ursache jener beispiellosen Racen- und politischen Kämpfe, die in den Jahren nach dem Kriege die großen südlichen Städte, vor Allem Neu-Orleans zum Schauplatze hatten, und dem ganzen Süden noch viel tiefere Wunden schlugen, als es selbst der große Sclavenkrieg gethan. Die numerisch bedeutenderen Neger wollten durchaus die herrschende Race sein; ihnen gehörte auch in der That eine Zeit lang das Land, und man denke sich nun ein Land europäischer Kultur und Bevölkerung von einer Rotte afrikanischer Sclaven regiert, die weder lesen noch schreiben konnten und auf der tiefsten Kulturstufe standen. Schlaue, ehrlose, weiße Politiker, die sogenannten „Carpet-Baggers" wußten sich mit den Schwarzen zu vereinigen und die öffentlichen Aemter, vom Staats-Gouverneur abwärts zu erwerben, in denen sie nun ein System von Raub und Betrug walten ließen, das Staat und Stadt mit ungeheuren Schuldenlasten überbürdete und

an den Rand des Bankerottes brachte. Erst in neuester Zeit nahm diese sitten- und zügellose Herrschaft der Neger und ihrer weißen Verbündeten ein Ende, und mit der Einsetzung rechtlicher, angesehener Personen in die öffentlichen Aemter ist auch das endliche Wiederaufblühen des Südens zu erwarten.

Unter dem Worte „der Süden" versteht man gegenwärtig hauptsächlich die das südöstliche Viertheil des amerikanischen Continents einnehmenden Staaten Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Arkansas und Tennessee, im weiteren Sinne auch Maryland, Kentucky und Texas. Die Gleichheit ihrer Bodenproducte, Tabak, Baumwolle, Zucker, Reis und Südfrüchte vereinigt sie gegenwärtig noch immer, während ihre politischen Verhältnisse, sowie ihre staatliche und Kultur-Entwickelung sehr verschieden sind *). Im Allgemeinen herrscht in den Städten infolge des Mangels der Industrien und der größtentheils brach liegenden Plantagen wenig von jener großartigen Thätigkeit, jenem selbstständigen Erwerb, jenem Reichthum der nördlichen Städte. Dabei ist das schöngeistige und wissenschaftliche Leben der südlichen Länderstriche äußerst gering. Selten findet man öffentliche Bibliotheken, Universitäten, Vereine für Bildungszwecke u. s. w., nur die Volksschulen wurden vermehrt und verbessert. Auch das Leben ist mit Ausnahme der großen Hafenstädte, wie Neu-Orleans, Charleston, Savannah u. s. w., jetzt, nach-

*) Das Areal und die Bevölkerung der Südstaaten sind dem letzten Census zufolge die nachstehenden:

Staat	Areale in engl. □ Meilen	Bevölkerung	
		weiße	farbige (Neger)
Kentucky	37,680	1,098,000	222,000
Tennessee	45,600	936,000	322,000
Virginien	38,348	712,000	512,000
Georgien	58,000	638,000	345,000
Nord-Carolina	50,704	678,000	391,000
Alabama	50,722	521,000	475,000
Mississippi	47,156	382,000	444,000
Texas	274,356	564,000	253,000
Maryland	11,124	605,000	175,000
Louisiana	41,346	362,000	364,000
Süd-Carolina	34,000	289.000	415,000
Arkansas	52,198	362,000	122,000
Florida	59,268	96,000	91,000

Demzufolge ist in den Staaten Mississippi, Louisiana und Süd-Carolina die ehemalige Sklaven-Bevölkerung größer, in Alabama, Florida und Georgien nahezu gleich.

dem die politischen Parteikämpfe vorüber sind, sehr ruhig, was wohl theilweise dem warmen Klima zuzuschreiben ist. Die Haupterwerbsquellen des Südens sind und bleiben auch für die Zukunft die ungeheuren Baumwoll-, Zucker-, Reis- und Tabak-Plantagen, und um diese dreht sich auch das ganze gesellschaftliche sowie geschäftliche Leben, das wir nun nachstehend in allen seinen Phasen kennen lernen wollen.

1. Neu-Orleans *).

Die Metropole des amerikanischen Südens ist eine der bedeutendsten und interessantesten Städte, die man sehen kann, und nach New-York, der Hauptstadt des atlantischen, und San-Francisco der Hauptstadt des stillen Ozeans, die internationalste Stadt Amerikas. Schon seit nahe zwei Jahrhunderten bestehend, war sie bereits in ihren ersten Anfängen eine Handels- und Hafenstadt von außergewöhnlicher Bedeutung und nahm an der Entwickelung der Südstaaten, an ihrer Geschichte, ihrem Aufblühen und zeitweiligen Verfall den hervorragendsten Antheil. Neu-Orleans ist für den Süden das, was New-York für Amerika, was Paris für Frankreich ist. — Beiläufig hundert Meilen von der Mündung des Mississippi entfernt, an dem linken Ufer dieses Stromes gelegen, bildet es den Schlüssel der ungeheuren Wasserstraßen des Continents, von den Felsengebirgen bis zu den Alleghany-Ketten, von den Canadischen Seen bis Texas. Den schwersten Seeschiffen durch den hier an manchen Stellen 250 Fuß tiefen Mississippi zugänglich, bildet es den natürlichen Stapelplatz aller Produkte der umliegenden Länder, den Mittelpunkt des Baumwoll-, Zucker- und Reis-Gebietes, andrerseits wieder den Haupthafen für die Produkten-Einfuhr aus den westindischen und mittelamerikanischen Ländern **). Es ist demnach natürlich, daß Neu-Orleans diese Handelsstadt par excellence, mit ihren Hinterländern in den innigsten Wechselbeziehungen steht, und daß nicht nur der große Sclavenkrieg auf den Handel und den Wohlstand der Stadt den nachtheiligsten Einfluß ausübte, sondern, daß auch die darauf

*) Von Henry de Lamothe.

**) Die im Jahre 1873 nach Neu-Orleans gebrachte Menge Baumwolle betrug nicht weniger als 1½ Millionen Ballen, der Zucker 100,000 Hogshead (à 1200 bis 1300 Pfund) die Melasse 9 Millionen Gallonen, der Reis 52,000 Fässer à 250 Pfund. Von den Produkten des Missouri- und Ohio-Gebietes wurden 1873 zugeführt 1 Millionen Fässer Mehl, 6 Millionen Scheffel Mais, 2½ Millionen Pfund Speck u. s. w., von welchen Produkten mehr als die Hälfte nach Europa und Westindien ausgeführt wurde. Der Gesammt-Ausfuhr-Handel belief sich auf 104 Millionen Dollars, der Einfuhr-Handel auf 17 Millionen Dollars, von denen Kaffee, Bauholz und Salz den bedeutendsten Theil bilden. Bauholz wurde hauptsächlich aus den Staaten Florida, Mississippi und Alabama in einer Menge von 7 Mill. Klafter eingeführt.

folgenden politischen Wirren der Hauptstadt äußerst ungünstig auf die umliegenden Länder, insbesondere auf den Staat Louisiana wirken mußten, auf diese Weise Stadt

Neu-Orleans: Die Universität.

und Land sich wechselseitig in ihrer Entwicklung zurück hielten. Wenn Neu-Orleans, ungeachtet dieser ungünstigen Verhältnisse, der ungesunden sumpfigen Lage und der gewaltigen Konkurrenz anderer Hafenstädte, sich dennoch zu solcher Bedeutung empor-

geschwungen und im steten Aufblühen begriffen ist, so ist dies nur ein Beweis von der Lebensfähigkeit und enormen Wichtigkeit eines Haupthandelsplatzes an der Mündung des Mississippi. Als solcher wird sich Neu-Orleans auch in Zukunft immer mehr und mehr entwickeln.

Doch nun zur Stadt selbst, die sich in einem ungeheuren, neun Meilen langen Halbmonde einer Krümmung des Mississippi-Stromes anschmiegt und sechs Meilen tief in's Land hinein reicht, wenn man der Sumpfgegend zwischen dem Vater der Ströme und dem Pontchartrain-See den Namen Land überhaupt beilegen kann. Auf dieser bedeutenden Fläche wohnen jene Viertelmillion Menschen aller Racen und Nationen, aus denen die Bevölkerung der Stadt besteht. Amerikaner und Westindier, Spanier und Franzosen, Weiße und Schwarze, Mulatten, Creolen, Quadronen, Chinesen geben ein farben- und sprachenreiches Gemisch, das man in ähnlichen Gegensätzen nur in San-Francisco findet. Die Zahl der Franzosen und Creolen in Neu-Orleans beläuft sich auf etwa 70,000, jene der Deutschen auf über 30,000, jene der Schwarzen und Mulatten auf 60,000, und weitere 10,000 entfallen auf Mexikaner und Spanier, Italiener und Indianer, so daß die eigentliche anglo-amerikanische Bevölkerung von Neu-Orleans kaum mehr als 80,000 beträgt. Dabei leben diese verschiedenartigen Nationen nicht vermischt unter einander, sondern die Stadt ist in zwei ungleiche Hälften getheilt, von denen die ältere, ärmere Hälfte das französische Quartier, die neuere und belebte das amerikanische Quartier bildet, während die Neger-Bevölkerung sich über die ganze Stadt ausbreitet und ihrem Straßenleben ein eigenthümlich südliches Gepräge verleiht. Eine einzige breite Avenue, vielleicht die breiteste in Amerika, Canal-Street genannt, und von den Ufern des Mississippi aus quer den Städte-Halbmond durchschneidend, trennt das französische von dem amerikanischen Quartier, sie bildet gleichzeitig die Hauptverkehrsader der Stadt. Der Anblick dieser Straße ist wahrhaft großartig. Die Häuser sind größtentheils drei Stockwerke hoch, aus Ziegeln erbaut und hell angestrichen. Die Mehrzahl derselben besitzt weit über das Trottoirs reichende, auf eisernen Pfeilern ruhende Veranden, die meist durch alle Stockwerke gehen und vor jedem einen breiten Altan bilden, während sich die Trottoirs zu beiden Seiten der Straße auf bedeutende Strecken zu gedeckten Arkaden umgestalten, unter denen die Menge ungehindert durch Regenwetter oder drückenden Sonnenschein, hin und her wandelt. Die Reihe der Magazine und eleganten großartigen Kaufläden unter diesen Arkaden wird nur durch große Restaurants, Austernläden, französische Cafés und Billard-Salons unterbrochen, in denen es, Dank dem unverwüstlichen Negerhumor, immer lebhaft und bewegt hergeht, während die Trottoirs unter den Arkaden der Lieblingsaufenthalt von Blumen- und Obstverkäufern, Zeitungs- und Schuhputzer-Jungen bilden. Der Verkehr wird durch sie nur wenig gestört, denn die an den Häusern hinlaufenden mit schönen großen

Steinplatten bedeckten Trottoirs sind sechs Schritte breit, während die ganze Breite der Canal-Street nicht weniger als 70 Schritt beträgt. In der Mitte der etwas tiefer als die Trottoirs liegenden, ebenfalls mit großen Steinplatten gepflasterten Straße befindet sich eine kleine Parkanlage mit schattigen Bäumen, die in einem schmalen Streifen der ganzen Länge der Canal-Street entlang läuft und ihr ein eigenthümliches, schönes Ansehen verleiht. Zwischen den Trottoirs und der Fahrstraße liegt ein kleiner offener Abzugsgraben, der an den Straßenübergängen mit Steinplatten überdeckt ist. Die Fahrstraße selbst, durch die erwähnte Anlage in zwei Theile

Neu-Orleans: Die französische Kathedrale.

getheilt, ist von Dutzenden von Bahngeleisen durchzogen, auf denen der Pferde- und Dampfwagen-Verkehr, besonders in der Nähe der Statue des Redners Henry Clay, ein wahrhaft großartiger ist. Da sieht man erst, daß man sich in einer Handelsstadt ersten Ranges befindet, denn trotz der ungeheuren Zahl der Waggons ist doch jeder gefüllt, und dabei bleibt der Verkehr auf den Trottoirs oder in Privat- und Lastfuhrwerken ebenso bedeutend. Die Pferde-Wagen sind hier mit Maulthieren bespannt, welche die Hitze des Sommers viel leichter ertragen, als die Pferde.

In die Canal-Street münden nahezu sämmtliche Geschäfts-Straßen der Stadt und wie in den meisten Städten Amerikas, so besitzt auch in Neu-Orleans jede einzelne

Geschäftsstraße einen eigenen Handelszweig. Der Hauptartikel der Stadt, die Baumwolle, residirt in Rue Carondelet, wo sich auch die Cotton-Exchange, die Baumwoll-Börse, befindet. Diese ist immer der Schauplatz des regsten Verkehrs, denn hier werden von Stunde zu Stunde auf großen schwarzen Tafeln sämmtliche die Baumwolle betreffenden Neuigkeiten aus den Plantagen, den amerikanischen und europäischen Märkten, den Fabrikszentren u. s. w. angeschrieben, die natürlich für alle Makler von größtem Interesse sind. Etwas weiter stößt man auf den Sitz des Handels mit den Produkten des „Westens": Speck, gesalzenes Fleisch, Mais, Mehl, Getreide, und, wenn man auf der Canal-Street noch weiter gegen die Mississippi-Ufer zuschreitet, so gewahrt man eine majestätische, prachtvolle Säulenfaçade. Sie gehört dem Riesenhôtel von Neu-Orleans, dem St.-Charles Hôtel an, welches das gewöhnliche Absteige-Quartier der Europäer und der vornehmen Pflanzer bildet, außerdem auch den schmeichelhaften Ruf besitzt, daß hier die beste Limonade zu haben ist. Ein Vorzug, den nur derjenige richtig würdigen kann, der während des Sommers Neu-Orleans besucht. —

Auch das französische Quartier der Stadt besaß eine derartige riesenhafte Karavanserei, das St.-Louis Hôtel, es wurde jedoch nach der Einnahme von Neu-Orleans durch Admiral Farragut im großen Sclavenkriege zum Sitz der Staats-Regierung bestimmt, die sich vor dem Kriege in Baton Rouge befand, nach demselben jedoch in Neu-Orleans verblieb.

Die Canalstraße noch weiter abwärts verfolgend, befinden wir uns bald vor einem noch gewaltigeren, massiven Steinpalast im wahren Bastillen-Styl. In ihm sind das Zollamt und die Post untergebracht; die Kosten mit denen er aufgeführt wurde, sprechen ebenso deutlich, wie das New-Yorker Rathhaus oder das Capitol von Albany, von der grenzenlosen Verschwendung, mit denen man bei ähnlichen Gelegenheiten in Amerika zu Werke geht. Obschon nämlich dieses einfache, jeder Verzierung baare Steingebäude noch nicht vollendet ist, so kostete seine Einrichtung bisher doch bereits 12 Millionen Dollars (48 Millionen Mark)! Die gleichen Betrügereien, die gleiche Ausbeutung des Staats- oder Gemeinde-Säckels findet man leider nicht nur hier, sondern in vielen anderen amerikanischen Städten, überall wo Communal- oder staatliche Arbeiten und Lieferungen ausgeführt werden sollen. In Neu-Orleans zeigt sich dies besonders auffallend, infolge der unwissenden, gänzlich auf ihren eigenen Vortheil bedachten weißen und schwarzen Männer, welche die Regierungsposten, vom Staats-Gouverneur abwärts, ausfüllen. Ein augenscheinliches Beispiel hiervon sind beispielsweise die Nebenstraßen, deren Schmutz und stagnirendes Wasser entschieden nicht wenig zu den Fiebern und epidemischen Krankheiten beiträgt, welche das Sterbe-Verhältniß in der Hauptstadt des Südens um so viel höher stellen, als in anderen Städten. Es werden, so sagt man, zu wenig Geldmittel für Zwecke der Straßen-Reinigung bewilligt. Allein es würde darin auch nicht mehr geleistet werden, wenn

diese Geldmittel verdreifacht würden, denn sie verschwänden einfach in den Taschen der Unternehmer und der mit ihnen im Einverständniß befindlichen Stadtbehörden.

Die Straßen von Neu-Orleans zeugen in ihren Benennungen noch am deutlichsten von der einstigen Franzosenherrschaft. Da giebt es eine Napoleon-Avenue, eine Baronne-, Toulouse-, St. Pierre-, Dauphin-, Royale-, Bourbon- und Chartres-Straße, ja selbst einzelne Schlachten, wie Austerlitz und Marengo sind hier in der neuen Welt durch Straßen-Benennungen verewigt. Aber auch die neun Musen haben hier, zusam-

Neu-Orleans: Ein französischer Friedhof.

men mit Halbgöttern und Feen, mit Bacchus und Apollo, am Strande des Mississippi ihr gastliches Heim gefunden. Die Terpsichore- durchschneidet die Chippewa-, die Erato- die Annunciation-Straße; St. Patrick- befindet sich nur zwei Häuservierecke weit von den Dryaden und Pitt knapp neben den Najaden. Dazwischen kommen die landläufigen amerikanischen Namen wie Jackson-, Madison, Franklin- u. s. w. und endlich auch die praktischen Zahlenbenennungen von der ersten bis zur achten Straße. Daß es übrigens hier auch eine „Kraft"-, „Gesetzes"-, „Hoffnungs"-, „Tugend"-, „Wohlthaten"- und „Genius"-Straße giebt, beweist den guten Willen der schwarzen, afrika-

nischen Stadtbehörden, — all' das, was sie nicht besitzen, — wenigstens in Straßen anzulegen. Wahrscheinlich geschah dies nur zu gemeinnützigen Zwecken, um auf all' diese Bürgertugenden in jeder möglichen Weise aufmerksam zu machen, während die Sokrates- und Homer-Straße in der Vorstadt Algier augenscheinlich die poetische Ader der schwarzen Neger-Jünglinge wecken sollen.

All' diese Straßen sind nur im Herzen der Stadt und in der Nähe der Canal-Street schön und mit großen Häusern besetzt. Je weiter man sie verfolgt, desto ärmlicher, schmutziger und verlassener werden sie, um endlich mit zerfallenen Bretterhütten in den Sümpfen zu endigen, die Neu-Orleans umgeben und deren trauriges Aussehen im Sommer nur durch das üppige Grün der zahllosen Bäume gemildert wird. Man trifft jedoch in diesen Vorstädten auch die Residenzen der vornehmen Handels- und Pflanzerwelt von Louisiana. Die Aristokratie der Creolen hat ihre prachtvollen Wohnungen zumeist auf der Esplanade-Avenue — reizende, elegante Häuser, inmitten von Bananen, Magnolien und Palmengärten; die amerikanische Aristokratie hingegen hat ihr Quartier am entgegengesetzten Ende der Stadt, in der Vorstadt Carolton. Hier und auch in anderen Straßen haben die meisten Häuser Hofräume mit kleinen Gärtchen, reizende, schattige Veranden, Blumen in den Fenstern. Man sieht da, daß die Bevölkerung des Südens ihren aus der Zeit des Krieges geretteten oder seither erworbenen Reichthum ebenso gut verwendet und ebenso vortrefflich genießt, wie jene des Nordens. Uebrigens bedarf es keines Reichthums, um in Neu-Orleans bequem leben zu können. Ein Besuch der höchst interessanten Fisch- und Früchtemärkte belehrt uns darüber. Im Ueberflusse kommen die Lebensmittel und Früchte aus Florida und den Inseln Westindiens herüber. Mehl und Speck kommen auf den ungeheuren Dampfern den Mississippi herabgeschwommen, das Meer nebst den Landseen und Lagunen liefert der Stadt die größte Fülle und Auswahl von Fischen und anderen Seethieren. Hier und da stößt man in den Straßen auf geräumige, aus Eisen zierlich erbaute Markthallen, in denen all' diese Schätze zusammen mit Fleisch, ja selbst mit echten Jahrmarkts-Artikeln wie Geschirr, Hausrath und Kleidern feilgeboten werden. Kaffee-Schenken, Austernbuden und Speisewirthschaften umschließen diese Hallen, die stets von Besuchern gedrängt voll sind. Natürlich bilden die Creolen und besonders die aufgeweckten, stets zu jedem bösen Streich bereiten tollen Negerjungen das Hauptkontingent der Besucher, während die Verkäufer des Obstes und anderer Früchte zumeist Indianerinnen vom Stamme der Choctas sind, deren kümmerliche Ueberreste in dem Dorfe Mandeville am jenseitigen Ufer des Pontchartrain-Sees wohnen. Ihre gelbrothe Gesichtsfarbe, ihre breiten Köpfe mit dem dichten zottigen Haar, ihr wild-umherblickendes Auge verrathen sie sofort als Angehörige der angestammten Race Amerikas.

Aber nicht nur das bewegte Leben und Treiben dieser so verschiedenartigen Be-

wohner der Stadt, auch die Früchte, die hier unter den Flugdächern zu kleinen Bergen aufgehäuft liegen, erwecken das Interesse des Besuchers. Vor allem die Bananen, diese billigste, nahrhafteste und verbreitetste aller Früchte des Südens. In großen Büscheln hängen diese grünen, gelben oder rothbraunen gurkenförmigen Früchte an den Säulen der Halle. Auf dem Boden sind duftende Ananas, Goldmispeln und saftige Orangen aus Florida oder Louisiana aufgehäuft, die zu staunenswerth billigen Preisen verkauft werden. Tamarinden, Riesen-Brombeeren, Erdbeeren, Erdnüsse (Pea-nuts), Kastanien bilden die gewöhnlicheren Fruchtgattungen.

Wie die sozialen Verhältnisse, so ist auch das Straßenleben von jenem der nördlichen Städte sehr verschieden. Hier, wie in allen Städten des Südens, bringen die zahlreichen Neger, oder besser gesagt die „farbigen Gentlemen" (colored people) mehr Abwechslung in das Straßenbild. Sie bringen die Hälfte ihres Lebens in den Straßen zu und alle offenen Gewerbe und Hausirer-Geschäfte ruhen in ihren Händen. Die Frucht-, Zuckerwaaren-, Zeitungs-, ja selbst die Blumenhändler sind farbige Gentlemen, und dazu kommen noch die prosaischen Beschäftigungen der Straßenkehrer, Eckensteher, Stiefelwichser, Kutscher, Dienstmänner, Arbeiter. Sie lungern an den Straßenecken umher, lehnen an den Pfeilern der Arkaden, flaniren (die Hände in den zweifelhaften Hosentaschen vergraben) rauchend und singend umher oder balgen und jagen sich mit der ihnen eigenthümlichen Kindlichkeit. Mindestens die Hälfte von ihnen führt ein ungewisses Dasein von heute auf morgen. — Sie sind die Lazzaronis von Amerika. Sie haben keine anderen Wohnstätten als ein Flugdach, eine Scheune, ein Magazin; keine andere Nahrung als irgend welche Abfälle von der Tafel der Hôtels, das „free lunch" oder die Früchte, die sie sich auf den Märkten und Landungsplätzen verschmitzt stehlen oder durch eine kleine Arbeitsleistung erwerben; sie haben endlich keine andere Kleidung als ein Hemd, eine kurze Hose und allenfalls einen Strohhut. Ihr größter Reichthum liegt in ihrer Lebenslust und ihrer ausgelassenen Fröhlichkeit. Sie sind zufrieden mit ihrem Dasein, das sieht man bei jeder Gelegenheit, und es gewährt in der That großes Vergnügen, sie in ihrem Leben zu beobachten. Ihre größte Freude finden sie am Essen und darin leisten sie auch das Unglaublichste. Man sehe einen von ihnen vor einem Schinken oder einem Kalbs-Viertel, er wird nicht früher aufstehen, bis nicht der letzte Rest aufgezehrt ist. Welche Schluck-, Drück- und Würgekraft! Alles arbeitet an ihrem Körper, die Kinnbacken, Kopf, Hals, Schultern, Arme und Hände, und wenn sie nicht ein Hustenanfall unterbricht, so ist ihre Arbeit bald und gründlich gethan. Dafür können sie aber auch tagelang mit den geringsten Nahrungsmitteln auskommen.

Die Stellung der Neger in Neu-Orleans ist entschieden eine bessere, als die in Richmond, Charleston und anderen Städten des Südens. Die Ursache davon war das freundliche, menschliche Entgegenkommen, das sie bei der französischen Bevölkerung

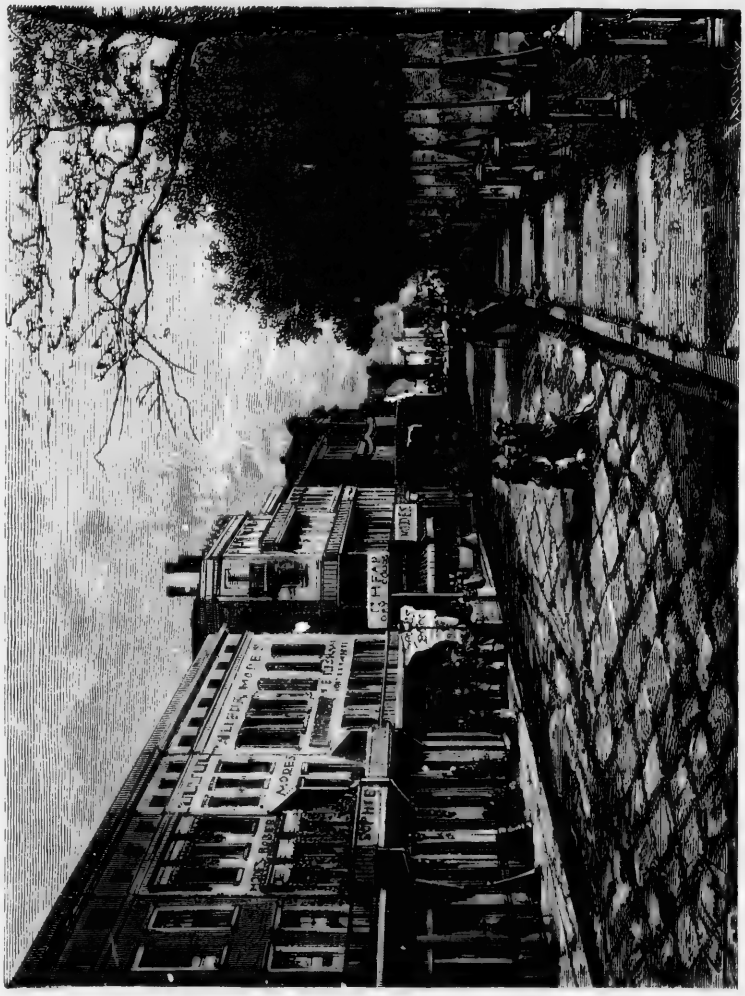
Louisianas und den Creolen fanden; diese waren ihnen auch zur Zeit der Sclaverei gütige Herren, sie vermischten sich mit ihnen viel häufiger, als die Amerikaner, so daß ein großer Theil der farbigen Bevölkerung Louisianas aus «Yellow people», aus Mulatten und Quadronen besteht, denen von Seite ihrer „gemischten" Eltern oft eine vortreffliche Erziehung zutheil wurde, die auch nicht selten in den Besitz der Nachlassenschaft ihrer Eltern traten und zu Wohlstand gelangten. Es gilt dies besonders von den Quadronen, die bekanntlich aus der Vereinigung von Mulatten und Weißen abstammen, welche sich auch äußerlich durch ungewöhnliche Stärke und körperliche Schönheit vor ihren weißen und schwarzen Mitmenschen auszeichnen.

Besuchen wir die Ufer des „Vaters der Ströme". Die Canal-Street führt uns dahin. Ein gewaltiger Damm, Levee genannt, hält die Wassermassen des Flusses in Schach und verhütet die Ueberschwemmung der tiefliegenden, halb in einem ausgetrockneten Sumpf gebauten Stadt, sowie der weiter stromabwärts gelegenen Zucker- und Reisfelder. Vor dem Kriege wurden diese Dämme auf Kosten der Plantagenbesitzer in gutem Zustand erhalten. Seit diese letzteren durch den Krieg verarmten, ging die Besorgung der Dämme auf den Staat über, allein dieser Staat mit seiner aus Negern und „Carpet Baggern" (abenteuerliche Schnappsäckler, nur für ihre Tasche besorgte Politiker aus den Neu-Englandstaaten) bestehenden Regierung ist nichts weniger als ein Muster von Oekonomie und guter Verwaltung. Trotz der ungeheuren Summen, welche zur Instandhaltung der Dämme verwendet wurden, verfielen dieselben mehr und mehr. Ritzen und Dammbrüche gestatteten den Fluthen des Mississippi den Eintritt ins offene Land, — aus den einst blühenden Plantagen wurden vielfach Moräste voller Wasserschlangen und Alligatoren.

Das Hafenleben von Neu-Orleans ist sehr von der Jahres- und Erntezeit abhängig und wird besonders zur Zeit der Baumwollenernte belebt. Nur die gewaltigen Passagier-Dampfer von St. Louis und Cincinnati, sowie einige transatlantische Dampfer, der Hamburger-, Bremer- und anderer Linien, liegen in den Werften. Die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, sowie der Norddeutsche Lloyd besorgen einen großen Theil des europäischen Handels mit Neu-Orleans und ihre prachtvollen Dampfer werden auch von den Pflanzern zu ihren Europafahrten mit Vorliebe benützt. Die Bedeutung dieser wichtigen Verkehrslinien wird indessen noch viel größer werden, sobald die Texas-Pacific-Bahn und damit eine direkte billige Route nach Californien hergestellt sein wird.

Leider wird auch den Hafenbauten von Neu-Orleans nicht die nöthige Sorgfalt zugewendet. Es ist Louisiana noch nicht gelungen, sich aus den Händen der Carpet Bagger zu befreien, die das Land systematisch aussaugen. Innerhalb weniger Jahre hatte sich die Schuld der Stadt auf 53 Millionen Dollars erhoben, ohne daß diese Gelder zu irgend welchen vortheilhaften Zwecken verwendet worden wären. Aller-

dings wurde diese Schuld durch ein geschicktes Manöver auf nominell 23 Millionen Dollars reducirt, allein die Stadt ist nichtsdestoweniger bankerott. Dabei besitzt aber



New-Orleans: Die Canal-Straße.

die Stadt noch außerordentlich bedeutende Einnahmen, Zölle u. s. w., während das Eigenthum der Bewohner mit jährlichen vier Procent taxirt ist. Mehrmals schon wurde der Versuch gemacht, diese Zustände durch Absetzung der Legislatur zu ver-

bessern, ja die Bürger der einzelnen Parteien standen sich bewaffnet und im Straßenkampfe gegenüber. Allein die Regierung der Vereinigten Staaten unterstützte bis auf die neueste Zeit durch Militärmacht die bestehende Mißregierung und es dürfte erst den kommenden Jahren vorbehalten sein, eine Verbesserung dieser Zustände mit sich zu bringen. —

Von großem Interesse ist der Besuch der Friedhöfe von Neu-Orleans, die sich alle weit außerhalb der Stadt befinden. Beinahe jede Glaubensgenossenschaft besitzt ihren eigenen Friedhof, während vor Kurzem eine große neue Ruhestätte angelegt wurde. Zwei hohe Palmen bezeichnen den Eingang, an welchem sich folgende Inschrift befindet: „Dies ist ein Friedhof. Es ist strenge verboten, innerhalb desselben mit Wagen schneller als 6 Meilen pro Stunde zu fahren!" Die Merkwürdigkeit dieser Begräbnißplätze sind jedoch die ungeheuren oberirdischen, backofenförmigen Grüfte. Der Boden ist in Neu-Orleans nämlich zu sumpfig, um die Verstorbenen in der gewöhnlichen Weise beerdigen zu können. Man erbaute deshalb aus Marmor und Ziegeln ungeheure, viereckige Backöfen, die in einzelne Abtheilungen eingetheilt wurden, welche wiederum mittelst großer Marmorplatten geschlossen oder mit Ziegeln vermauert werden können. Jede dieser Abtheilungen ist zur Aufnahme einer Leiche bestimmt.

Da nun diese oberirdischen Gräber das ganze Jahr der tropischen Sonnenhitze ausgesetzt sind, so machen die Leichen so zu sagen einen natürlichen Verbrennungsprozeß durch, man findet von ihnen nach Jahr und Tag nichts als ein Häuflein Asche. Viele Kirchengemeinden oder Gesellschaften besitzen eigene gemeinschaftliche Grabgebäude, so z. B. die Freimaurer, die Bäcker u. s. w. Einige von diesen sonderbaren Leichenhäusern besitzen über hundert Abtheilungen in der Länge und je vier oder fünf der Höhe nach, und wenn man die Vortheile dieser originellen Begräbnißart berücksichtigt, so könnte man vielleicht ihre Einführung in den Ländern Europas wünschen. —

---

2. Der untere Mississippi.

Memphis ist die bedeutendste Stadt des Staates Tenessee und gleichzeitig auch der wichtigste Hafen des Mississippi zwischen St. Louis und Neu-Orleans. Die lange, mit großen Waarenhäuserfronten besetzte Esplanade und die breiten landeinwärts führenden Straßen geben der Stadt vom Flusse aus ein stattliches Ansehen. —

In den Vereinigten Staaten ist Memphis weniger seines Handels und seiner Industrie, als des Carnevals wegen berühmt, der hier alljährlich in ebenso festlicher und ebenso origineller als großartiger Weise begangen wird, wie in Rom und Venedig. Und wie ernst es die Bewohner mit diesem Wintervergnügen nehmen, geht schon

daraus hervor, das beispielsweise im vergangenen Jahre die Costume und einzelne der Maskenaufzüge um theueres Geld aus Paris bezogen wurden. Nur Neu-Orleans besitzt außer Memphis einen derartigen Carneval, beide Städte sind zur Zeit, wo der lustige Faschingsprinz in ihnen sein Quartier aufschlägt, stets mit Fremden überfüllt, die in Special-Zügen und Special-Dampfern aus allen Theilen der Staaten-Union herbeieilen. Man hat eben in Amerika nicht allerorts und alle Tage Gelegenheit, große, ausschließlich dem Schaffen, dem Gelderwerb ergebene Städte drei Tage lang in einem leichtsinnigen Freudentaumel zu sehen. —

In Europa dürfte es ziemlich unbekannt sein, daß der mächtige Mississippi einige hundert Meilen weit in einem künstlich hergestellten Flußbett fließt. Die Natur gab selbstverständlich das Wasser, der Mensch aber stellte seine Ufergrenzen her. Durch ein ausgedehntes System von hohen Uferdämmen, Levees genannt, wurde das Wasser des Flusses am Austreten und Ueberschwemmen des dahinterliegenden Landes gehindert, während gleichzeitig die so abgeschnittenen Sümpfe trocken gelegt und urbar gemacht wurden. Wie beim Po in Italien, so ist auch hier der Wasserstand zur Zeit der Hochfluthen um viele Fuß höher als das Land zu beiden Seiten, und die Dampfer befinden sich dann oft in einem Niveau mit den Dächern der Häuser hinter den Dämmen, ähnlich wie bei den Canälen in Holland. — Aber nur zu häufig werden diese Dämme wie Papier zerrissen, wird das Land hinter ihnen auf Hunderte von Meilen überschwemmt, Pflanzungen zerstört, Häuser und Ansiedelungen fortgerissen, Wälder entwurzelt. Doch geschieht dies hier nicht wie bei den Flüssen Europas durch stürmische, plötzlich aus den Bergen kommende Hochfluthen; dazu ist der Mississippi zu groß, zu mächtig. Er ist wie ein Titane, dem es einen Fingerdruck kostet, um den mächtigsten Damm einzudrücken. Er bedarf dazu keiner Anstrengung, keines Anlaufes. Ruhig, majestätisch, allmälig schwillt sein Wasser an, und eben so ruhig giebt der starke Damm nach, ohne das sich auch nur eine Welle auf dem tückischen, mächtigen Wasserspiegel zeigte. Dann ist aber alle Rettung für die Bewohner des Landes und für ihr Hab und Gut unmöglich. Denn wohin sich der Mississippi ergießt, da hilft keine Flucht. Der Fluß ist zwischen diesen Dämmen 800 bis 1400 Schritte breit, aber nicht weniger als 180 Fuß tief, für Hunderte von Meilen grub er sich so tief in den Lehmboden ein, daß er wohl nirgends unter 100 Fuß Tiefe besitzt. Diese Auswaschungen und Abgrabungen in seinem Strombett sind es aber, welche sich an seiner Mündung festsetzen und jene Sandbänke und veränderlichen Untiefen bilden, die der Schifffahrt in der Nähe von Neu-Orleans so gefährlich sind. Außerdem reißen die Hochfluthen alljährlich Tausende von Aeckern Landes hinweg, die sie dann an der Mündung absetzen und so jenes Delta bilden, das sich alljährlich sichtlich vergrößert. So unglaublich es auch klingen mag, so wahr ist es doch, daß der ganze Süden Amerikas mit den Staaten Louisiana, Mississippi

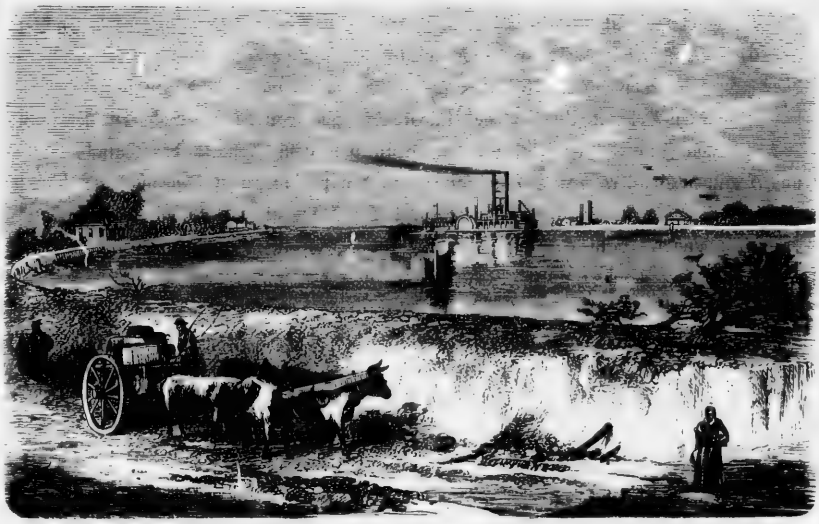
und Arkansas nichts als eine Anschwemmung des Mississippi-Stromes ist, Land, das aus den Felsengebirgen und dem Norden Amerikas herabgeschwemmt und im Golf von Mexiko abgesetzt wurde, diesen letzteren auf solche Art immer mehr verkleinernd. — Bei niederem Wasserstande erscheint der Mississippi verhältnißmäßig schmal, mit hohen sandigen Ufern auf beiden Seiten; allein die Frühlingsfluthen heben seine Wasser bis auf 70 Fuß und dann kommen angstvolle Tage für die Bewohner des Staates Louisiana. Noch im Jahre 1874 wurde ein großer Theil des Staates unter Wasser gesetzt und Tausende von Menschen heimathlos gemacht. Leider wurden die bisher für die so wichtige Reparatur der Flußdämme ausgesetzten Millionen Geldes durch die corrupte Regierung unterschlagen, so daß eigentlich ihr ein großer Theil der Schuld an solchen Unglücksfällen zugeschrieben werden muß.

Hier in Louisiana sehen wir schon alles mit Zucker-Plantagen bedeckt, in denen das junge Rohr in langen Reihen, jede Reihe von zwei Furchen begrenzt, sich tief in das Land hineinzieht, bis es endlich am Horizont durch den Urwald abgeschlossen wird. Auch Reis wird in den Niederungen von Louisiana viel gebaut und liefert reiche Ernten. Leider befindet sich jedoch seit dem großen Bürgerkriege ein großer Theil des schönsten Ackerlandes in den Händen der befreiten Sclaven, unter deren faulem und nachlässigem Regime es wieder gänzlich verwildert, ein anderer Theil kann wegen Mangel an Arbeitskräften nicht bebaut werden. Die schönen schloßartigen Herrenhäuser, die man in den Plantagen hier und da sieht, sind verwahrlost und verlassen. Das gewöhnlich neben ihnen stehende Zuckerhaus mit seinen zweifachen Schlotten ist halb verfallen, um diese traurigen Cultur-Ruinen herum gruppiren sich die elenden Bretterhütten, in denen ebenso elend die „Herren" Neger leben, denen es selbst unter der einstigen Sclavenherrschaft doch noch viel besser ergangen ist, als jetzt. Alles, die Häuser, die Landungsbrücken und Dämme, die Ansiedlungen und Plantagen — Alles spricht von Verfall, und Louisiana, der früher reichste und bestbebaute Staat des Südens, mit endlosen Plantagen, Gärten und Canälen ist seit dem Bürgerkriege halb verwüstet und verlassen, eine Beute von faulen, dummen Negern und verschmitzten, habsüchtigen Politikern, die das Land noch seines letzten Reichthums berauben. —

Wir sind nun in der Nähe von Neu-Orleans, dieser Hauptstadt des Zuckers, der Baumwolle, des Tabaks und Reis angelangt, und wie bei St. Louis, so zeigt uns auch hier das bewegte Flußleben und die Unzahl von Dampfern, Holz- und Kohlenschiffen, mit Baumwolle, Bananen und Südfrüchten aller Art beladener Barken, daß wir uns einer Metropole des Weltverkehrs nähern. In den mit Cypressen- und Magnolien-Gärten reich besetzten Vorstädten sehen wir schon die aus den Schilderungen amerikanischer Romanciers bekannten Pflanzerwohnungen, aus Holz erbaut, mit Säulen, Colonnaden und Veranden, weiß und grün bemalt, im Schatten

hoher südlicher Bäume halb verborgen. Bald treten auch sie hinter den ungeheueren fensterlosen Lagerhäusern, den Docks und Hafenbauten zurück, und nur ein Blick hie und da in die senkrecht nach dem Fluß führenden breiten Straßen zeigt uns, daß wir uns in Neu-Orleans befinden. Nicht lange mehr — und der Dampfer legt an einem gewaltigen Dock an, um die Passagiere ans Land zu befördern.

Aber damit haben wir den ganzen Lauf des Stromes noch lange nicht durchmessen, denn Neu-Orleans, das man in Europa gewöhnlich als an den Mississippi-Mündungen liegend glaubt, ist von ihnen nicht weniger als hundert englische Meilen



Uferdämme am unteren Mississippi.

entfernt, auf dem linken Stromufer in einer sumpfigen Niederung gelegen, die nördlich durch den großen Pontchartrain-See begrenzt wird. Unterhalb der Stadt, wo der Mississippi in das von ihm gebildete große Delta eintritt, wird der Strom erst am interessantesten, aber auch am gefährlichsten. Wir lassen also die bereits geschilderte Viertel-Millionen-Stadt mit ihrem interessanten südlichen Leben, ihrem großartigen Handel und Schifffahrts-Verkehr bei Seite und begeben uns weiter stromabwärts in die nur wenig bewohnten Marschen und Anschwemmungen rings um die Mündungen des „Vaters der Ströme". Der letztere verengt sich sonderbarer Weise um ein bedeutendes unterhalb Neu-Orleans, seine Tiefe wird geringer und hundert Meilen von der Stadt hat der Mississippi aufgehört zu sein. Wie ein Greis siecht er langsam dahin und stirbt endlich an Altersschwäche, indem er sich in den Sümpfen

seines Deltas verliert. Nur in drei größeren Canälen bleibt ein Theil seiner Wassermassen beisammen, allein ihre Tiefe ist von Wind und Wetter abhängig und tiefgehende, nach Neu-Orleans bestimmte Seeschiffe müssen oft wochenlang vor den veränderlichen Schlammbänken an der Mündung liegen, gegen die noch keine Baggermaschine und kein Damm erfunden wurde.

Neu-Orleans, das seinen Bestand und seine Blüthe natürlich nur dem Mississippi zu verdanken hat, und noch gegenwärtig ausschließlich von seinen Launen abhängt, betrachtet den Strom etwa in ähnlicher Weise, wie die Egypter den Nil betrachten. Er ist ihr Segen, aber auch ihr Fluch, aber während sich die Egypter mehr der Anbetung als der Abhilfe der Uebelstände ihres heiligen Flusses hingeben, trachtet Neu-Orleans sich seinen Strom durch allerhand künstliche Bauten unterzuordnen und dienstbar zu machen. Der Mississippi und seine Fluß-Neuigkeiten haben in jeder Zeitung von Neu-Orleans ihre eigene Rubrik, die von den Stadtbewohnern stets mit dem größten Interesse verfolgt werden, denn von dem Zustand des Canal-, Seen- und Lagunen-Gewirrs des Deltas, sowie von den verschiedenen Nebenströmen hängt ja der ganze überseeische und Binnenhandel der Stadt ab. Bald wird der Zustand der Mündungen, bald der der Dämme und „Jetties", (Sporne) bald eine neue Sandbank oder Untiefe angekündigt, was dann regelmäßig mit schweren Schiffs-Unfällen begleitet ist. — Der Haupt-Uebelstand ist jedoch die so häufige Versandung der eigentlichen Mündungen, denn mit einer solchen stockt oft der ganze Geschäfts-Verkehr der Stadt. Wohl liegen zahlreiche Pläne zur Beseitigung dieses Uebelstandes vor, allein man verspricht sich von keinem genügende Abhilfe. Am meisten Nutzen dürfte wohl die projektirte Anlage von „Jetties" (Spornen) gewähren, welche das Bett des Flusses verengern und die Wassermassen dadurch zwingen, sich selbst ein tieferes Flußbett zu graben.

Welch' ungeheure Summen das Mississippi-Delta schon verschlungen, geht daraus hervor, daß bis jetzt für die Dämme allein über 170 Millionen Mark verausgabt wurden. Allein diese Dämme wurden gewöhnlich dem Strome so nahe erbaut, daß schon die durch die großen See-Dampfer erzeugten Wellen sie untergruben und sich einen Weg in die dahinter liegenden, für Reis- und Zucker-Plantagen so vorzüglich geeigneten Ländereien bahnten. Die Kunst kämpft hier gegen die Natur mit ungleichen Mitteln, und selbst aller Technik gelang es nicht, den Vater der Ströme derart in seinem Bett zu leiten, daß er nur Nutzen und keinen Schaden bringt. Einen Riesen kann man nicht mit dünnen Fäden fesseln. Dazu gehören stärkere Mittel, hoffentlich bringt es Amerika bald dazu, den bei Neu-Orleans altersschwachen, aber noch in seiner Schwäche titanischen Mississippi-Greis seine Unarten abzugewöhnen.

3. Texas.

Heute ist Texas bereits durch Eisenbahnen mit dem großen Westen und dem Mississippibecken verbunden. Innerhalb dreier Jahre wurden St. Louis und Kansas City dem südwestlichsten und gleichzeitig größtem Staate der Union durch die „Missouri-Kansas- und Texas-Eisenbahn" um mindestens vier Tagereisen näher gebracht, und damit gleichzeitig der Menschheit ein Ländergebiet erschlossen, das bis dahin ebenso unbekannt und unbewohnt war, wie etwa Rupertusland an der Hudson-Bai.

Jetzt — kaum sechs Jahre nach der Fertigstellung der Eisenbahn — wird dieses Land südlich des Red-River und des Indianer-Territoriums von einer halben Million Weißen bewohnt. Dutzende kleiner Städtchen und Dörfer liegen an den Eisenbahnen und Flußläufen. Eine zweite Eisenbahn, die „Texas-Pacific Railroad" durchschneidet die erstgenannte, mit der Bestimmung, den Golf von Mexiko mit dem stillen Ocean zu verbinden. Am Kreuzungspunkte dieser Bahnen, der vor sechs Jahren in einer ungeheuren Wüste lag, steht heute die Stadt Dallas mit 30,000 Einwohnern, inmitten einer Farmgegend. Bis zum Jahre 1873 beschränkte sich der von Weißen besiedelte Theil von Texas auf den Südosten — der Rest war Wüste, von Indianerhorden, mexikanischen Räubern und weißem Grenzvolk der elendesten Klasse, Verbrechern, Deserteuren, Mördern bewohnt, deren jeder seine Schandthaten kaum an den Fingern abzählen konnte. — Texas war vor sechs Jahren nur von der See aus zugänglich. Galveston war der große Einwanderungs- und Handelshafen, kein Mensch dachte daran sich über den Bereich der größeren Städte im südöstlichen Texas hinauszuwagen. Es gab damals kaum ein Land, das einen üblereren Leumund besaß als Texas. Die Urtheile über die einstige Republik und den nachherigen Bundesstaat Texas waren in seltener Einstimmigkeit abgefaßt, und Jeder, der Texas besuchte, war herzlich froh wieder mit heiler Haut aus dem Lande herauszukommen. — Heute hat sich das Alles zu Gunsten des Staates geändert, und es ist die Pflicht jedes Reisenden, den schlechten Ruf von Texas der Wahrheit gemäß zu verbessern. Europäer, die heute nach jenem Lande kommen, sind überrascht von den geordneten und gesitteten Verhältnissen, die dort herrschen. Der Revolver und das „Bowie-Knife" haben ihre Rolle in Texas ausgespielt; die Indianer sind ausgerottet oder nach den unwirthlichen Gegenden am Rio Grande und im Westen des Staates zurückgedrängt, die weißen Banditen und sogenannten „Border Ruffians" (Grenz-Räuber) sind aus dem Staate schon längst über den Rio Grande hinüber, auf mexikanisches Gebiet getrieben worden. Diese Umwandlung ist begreiflich. So lange es keine Eisenbahnen im Lande gab, waren die Räuber Herren, denn man konnte ihnen niemals beikommen. Die Bevölkerung war zu spärlich, zu zerstreut und die Hülfe zu ferne, als daß sie mit Wirksamkeit gegen diese Horden, die es hauptsächlich

auf den Pferde- und Vieh-Diebstahl abgesehen hatten, hätte auftreten können. — Das Land besaß in jenen Theilen keine gesetzliche Gewalt, keine Richter, und wo diese nicht sind, giebt es auch kein Gesetz. —

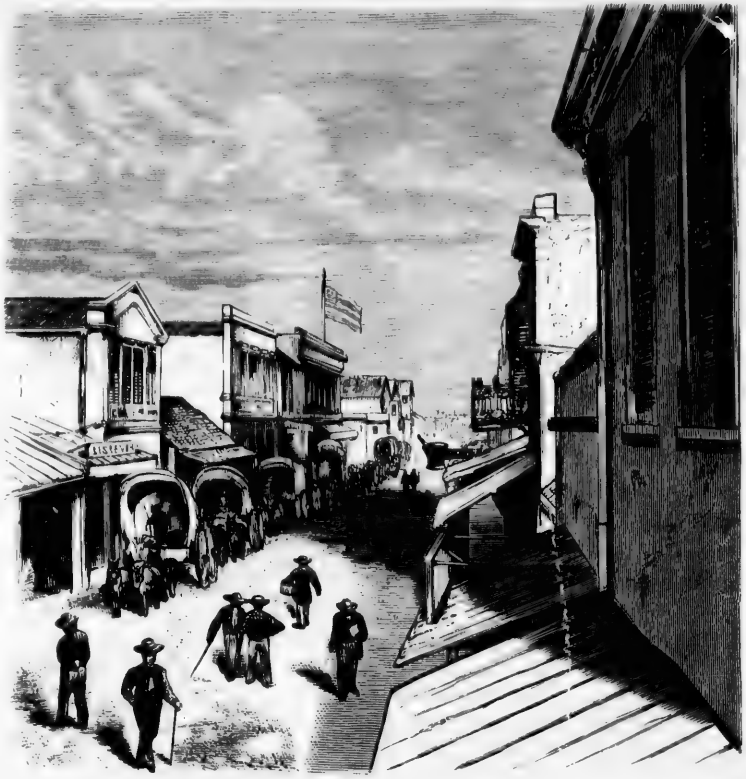
Die Eisenbahnen waren hier, ebenso wie in ganz Amerika, die Pioniere der Civilisation. Sie durchbrachen die wilden Prairieländer und Waldungen; auf ihrem Wege entstanden Städte und Dörfer. Sie brachten geregelte Institutionen mit sich und verdrängten so die numerisch schwächeren, gesetzlosen Banden. In Texas ging in jeder Hinsicht dieselbe Umwandlung vor sich, wie in Nebraska und Kansas. Man braucht nur die in einem früheren Bande *) geschilderten Verhältnisse der Prairieländer auf ihr südlichstes Grenzland anzuwenden, um ein getreues Bild des texanischen „Einst und Jetzt" zu bekommen. Die Kulturgeschichte der Prairien ist überall die gleiche, am Rio Grande gerade so wie am Missouri und am Platte-Fluß. Das Gesindel und die gesetzlosen Zustände waren überall dieselben, — wie dort, so ist auch hier die soziale Umwälzung durch den starken Einwanderungsstrom herbeigeführt worden, welcher sich auf den Eisenbahnen weit in's Land hinein ergoß **).

So bietet denn Texas in seinem östlichen und nördlichen Theile dasselbe Bild wie Kansas dar: das eines im Werden begriffenen, großartigen und einer großen Zukunft entgegensehenden Agrikultur-Staates. Nur ist es unendlich größer, unendlich

*) Band II. VIII, 9. Abschnitt „Die Prairien".

**) „Es giebt keinen Staat der Union, der einer größeren Zukunft entgegensieht, als Texas. „In Bezug auf seine Größe und die Verschiedenheit seines Bodens übertrifft es jeden andern „Staat. Seine Erzeugnisse werden jedes Bedürfniß des Menschen befriedigen können. Sein „Mineral-Reichthum wird von keinem andern Staat übertroffen, er wartet nur der Kapitalisten „und Minen-Arbeiter, um ungezählte Millionen abzuwerfen. Die Energie seiner Bürger be„züglich der öffentlichen Arbeiten steht in richtigem Verhältniß zum Zeitgeist, der sich durch die „wundervollen Fortschritte in den Manufakturen und in allen großen Unternehmungen der letzten „Jahre äußert. Die Immigration nach Texas beläuft sich auf 200,000 Menschen pro Jahr — „die Staatsschuld beträgt nur 3 Millionen Dollars. Die Baumwoll-Ernte allein hat einen Werth „von 40 Millionen Dollars pro Jahr, während die Getreide- und Mais-Ernten den Bedarf weit „übersteigen und nach dem Auslande verkauft werden. Farmland, besser als irgendwo in der Union „ist nahezu für nichts zu haben. Der Flächenraum des Staates umfaßt 170 Millionen Acker. „Texas besitzt größere Strecken fruchtbaren Prairiebodens als irgend ein anderer Staat, und die „Waldungen sind unerschöpflich. Die Bedingungen zur Viehzucht sind hier viel günstiger, als „in irgend einem andern Territorium. Texas steht in Bezug auf die Ausdehnung seiner Vieh„zucht bereits in erster Linie da. Die Einkünfte, die aus diesem „Industriezweige" erwachsen, sind „allein schon fabelhaft, aber es sind seine Eisenbahnen, welche die Energie und den Geist seines „Volkes kennzeichnen. Die größte Unternehmung des Staates und vielleicht des Continents ist „die Texas-Pacific-Eisenbahn." — Das sind die Anpreisungen, welche die Landagenten von Texas in allen Zeitungen veröffentlichen, oder mit einer Karte versehen in hunderttausenden von Exemplaren durch die Vereinigten Staaten senden, auch in allen Hôtels, Wirthshäusern und kleinen

reicher und mannigfaltiger in seiner Produktion, es ist ohne Zweifel dazu ausersehen, zum Schwerpunkt des südöstlichen Theiles des Continents zu werden. An Größe Frankreich und Belgien bei weitem übertreffend, hat es die gleichen natürlichen Hülfsquellen, ähnliche mineralische Lager und Wasserstraßen; dazu im Süden und Westen ebenso ausgedehnte Hinterländer, für welche es einstens selbst als Kultur



In Texas: Straße in San-Antonio.

Kaufläden zur freien Vertheilung auflegen. Sie sind alle nach der bekannten Manier der Amerikaner nur in Superlativen abgefaßt, aber in diesem Falle stehen sie der Wahrheit doch näher als sonst. Natürlich haben es diese Anpreisungen nur auf die Herbeiführung von Einwanderern abgesehen, die den Eisenbahnen ihre Ländereien abkaufen sollen. Das geflügelte Wort des bekannten Journalisten Horace Greeley „Go West, Young Man“ wird auf diesen Circularen und Prospekten stets als Motto angeführt.

bringend auftreten wird. Seine Bevölkerung ist in rascher Zunahme begriffen, und während die Indianer und mexikanischen Eingeborenen der angelsächsischen und germanischen Hochfluth immer mehr weichen, bringt diese letztere tüchtige, arbeitsame, energische Elemente mit sich, die ganz dazu angethan sind, Gründer eines großen, mächtigen Staatswesens zu werden. Die Beweise hiervon sind schon jetzt vorhanden. Große Seehäfen, blühende Handelsstädte, ausgedehnte deutsche Ansiedlungen bedecken den östlichen Theil des Staates, überall dort wo die Eisenbahnen hingedrungen sind, während an der Grenze dieses civilisirten Theiles von Texas die Viehzüchter mit ihren nach hunderttausend Köpfen zählenden Viehherden leben. Zu der Agrikultur der Prairie-Staaten kommt hier noch die Baumwolle, die ganz vorzügliche Ernten liefert und jährlich nahezu eine halbe Million Ballen, im Werthe von 50 Millionen Dollars, zur Ausfuhr bringt. Wenn man bedenkt, daß von den zwanzig Millionen Acker Baumwollenland heute nur erst ein verschwindender Theil unter Kultur steht, so wird man schon aus diesem Produkte allein auf den künftigen Reichthum des Landes schließen können.

Die beste Baumwolle kommt auch hier, gerade so wie in Georgien, von den Küsten und den Inseln, welche sich dem Lande vom Sabine-Fluß bis zum Rio Grande der ganzen Länge nach vorlagern. Trinity, Galveston, Malagorda, Corpus Christi, Port Isabel, bieten in ihren Buchten die vortrefflichsten Häfen dar, durch die vielen Inseln und Nehrungen vor der hochgehenden See geschützt. Das ganze dahinter liegende Alluvialland ist auf viele Meilen einwärts Steppe — ebenso unabsehbar wie das Meer selbst. Nur die Wälder an den Ufern des Colorado- und Sabine-Flusses bringen einige Abwechselung in diese einförmige Flachland-Scenerie. Jenseits des Steppenlandes kommt die Zone der Prairien, deren Wellenland sich bis an den Red-River und das Indianer-Territorium erstreckt, im Nordwesten durch die Sierra Madre begrenzt.

Die große Verkehrslinie zwischen Texas und dem amerikanischen Continent, gleichzeitig auch bis vor wenigen Jahren die einzige Verkehrslinie, ist die Morgan Line — eine der größten Dampfschifffahrts-Gesellschaften Amerikas, die zur Zeit ihrer Gründung durch den New-Yorker Charles Morgan nicht etwa die Folge einer kommerziellen Nothwendigkeit war, sondern ebenso wie nachher die Eisenbahnen, auf gut Glück in Betrieb kam. — Dieser Linie hat es Texas zum Theile zu danken, daß es sich binnen weniger Jahre zu solcher Bedeutung entwickelte.

Auf einem Dampfer dieser Linie wollen wir Texas von Neu-Orleans aus besuchen. Galveston ist unser nächstes Ziel.

Galveston ist der größte Hafen- und Handelsplatz von Texas und ein wichtiger Hafen Nord-Amerikas. Auf einer kleinen, der Galveston-Bai vorgelagerten Insel liegend, ist es ein treues Bild einer südlichen Stadt. Wenige Schritte von den weißen

sandigen Ufern entfernt, giebt es schattige Parkanlagen mit Oleander- und Orangenbäumen, hübsche Sommerhäuschen oder Hôtels, ganz wie in einem modernen Seebade. Weiter unten, im geschäftlichen Theile der Stadt hingegen herrscht das rege Leben und Treiben eines großen Hafens; hier breitet sich ein ganzes Netzwerk von Werften und hölzernen Hafenquais aus, die sich weit in die seichte See erstrecken, wo die zahlreichen Schiffe verankert liegen. Der „Strand", die Hauptverkehrsstraße, wurde bereits zweimal durch Feuer zerstört, entstand aber immer größer und schöner auf dem losen Sande, auf welchem die Stadt liegt. Die Insel ist durch eine lange Brücke über den Meeresarm mit dem Festland verbunden. Deshalb wollen die Texaner in Galveston stets ein amerikanisches Venedig erblicken, aber sie vergessen dabei, daß das Venedig Italiens — keine solchen Sandwüsten und Schmutzhaufen zur Umgebung hat, wie Galveston, und daß dort nicht, wie hier, ein Drittheil der Bevölkerung aus zerlumpten Negern besteht, — ohne die beiden Städte selbst nur vergleichen zu wollen. Galveston ist eine rührige, derbe, lebenskräftige Handelsstadt, der Hauptstapelplatz der Baumwollenernte von Texas und im lebhaften Verkehr mit dem Auslande, mit Liverpool, Bremen und Hamburg, die ihre westindischen Dampfer und Segelschiffe stets mit Emigranten gefüllt hierher senden, um Baumwolle, [illegible], Talg und Baumöl als Rückfracht zu nehmen. Leider ist die Wassertiefe in den [illegible]fahrten zu gering, um die schwersten Schiffe passiren zu lassen. Aber mit dem Aufblühen des Handels werden die Kaufherren von Galveston auch Mittel finden, um diesen Uebelstand zu beseitigen. Man würde kaum vermuthen, hier, an der Grenze der Civilisation, so viele Bildung und Gesittung, so viele Schulen, Kirchen und Vereine zu finden. Auch ein vorzügliches Journal, die „Galveston News" trägt viel zur Hebung der Stadt und des Staates bei. —

Wie Galveston der bedeutendste Hafen von Texas ist und wahrscheinlich auch bleiben wird, so dürfte das fünfzig Meilen landeinwärts gelegene, mit der Galveston-Bai durch einen Bayou verbundene Houston sich zu dem industriellen Centrum von Texas entwickeln. Heute liegen sich die beiden Städte etwa in ähnlicher Weise in den Haaren, wie St. Paul und Minneapolis in Minnesota, oder wie im großen Maßstab auch St. Louis und Chicago. Houston ist der Mittelpunkt des ausgedehnten, innerhalb der letzten Jahre entstandenen Eisenbahnnetzes von Texas. Ein seichter, üppig mit südlichen Gewächsen beschatteter Bayou (oder Meeresarm) verbindet es mit Galveston und gestattet flachbodigen Dampfern die Durchfahrt. Die Bewohner Houstons haben nun die Absicht, den Bayou zu canalisiren und ihm die nöthige Tiefe zur Passage von Seeschiffen zu geben. Deshalb, sowie auch wegen anderer localer Ursachen sind die beiden Städte nicht gut auf einander zu sprechen. Die Galvestoner werden von ihren Nachbarn in Houston „Sandkrabben" genannt, während sie selbst im Munde der Galvestoner den Namen „Schlammkröten" führen, womit auf den in

Regenwetter ziemlich verwahrlosten Zustand der Houstoner Straßen angespielt werden soll. — Bis auf diesen Uebelstand zeigt sich Houston als eine hübsche, schön situirte, freundliche Stadt mit großen Geschäftshäusern, auf denen man viele deutsche Namen liest. Das deutsche Element ist, wie überhaupt in ganz Texas, so auch in Houston, sehr zahlreich vertreten, und nicht in geringem Maße ist es den deutschen Einwanderern zu danken, daß der ganze Staat so schnell der Civilisation entgegen geht. In vielen Theilen von Texas — besonders im Westen, ist das deutsche Element das vorherrschende, ohne daß es, wie in den „States", die Neigung hätte sich mit dem englischen zu assimiliren. Das texanische Deutschthum ist anerkannt in gewissen Maßen lebenskräftiger, gebildeter und wohlhabender als jenes der Prairie-Staaten; schreitet die Einwanderung über Hamburg in demselben Maßstabe wie gegenwärtig fort, so dürfte das germanische Element mit der Zeit die Grafschaften zwischen dem Rio Brazos und dem Rio Grande gänzlich in Besitz nehmen.

Houston fühlt mehr wie irgend eine andere Stadt den Mangel der einheimischen texanischen Industrie und man beginnt auch schon in der That mit der Fabrikation von Waffen, Kleidungsstücken, Baumaterial und sogar Maschinen; Gießereien und Werkstätten aller Art mehren sich mit jedem Monate und helfen dadurch einem der ersten Bedürfnisse des Staates ab. Die Farmer und Viehzüchter ebenso wie die Städtebewohner haben für Manufactur-Artikel, des Tausende von Meilen langen Transportes wegen, das drei- und vierfache des eigentlichen Werthes zu bezahlen. Für unternehmende Industrielle mit einigem Kapital bietet Texas heute vielleicht ein noch besseres Feld, als für Farmer. Das wenige Meilen von Houston entfernte Zwangs-Arbeits-Haus (Penitentiary) mit seinen vielen Hundert Sträflingen ist mit industriellen Arbeiten überhäuft, es erwirbt mehr, als die Unterhaltungskosten betragen. Das System ist ähnlich jenem, welches bereits in einem früheren Kapitel*) geschildert wurde. Nur ist die Klasse der Gefangenen hier eine grundverschiedene. In der Namensliste der Sträflinge finden wir unglaublich viele, die für Mord und räuberische Anfälle, Todtschlag und Plünderung abgestraft werden, wir müssen über das geringe Strafmaß — von zwei bis zu zehn Jahren — staunen. Mexikaner, Indianer, Neger und Mulatten sind am zahlreichsten vertreten, und nur gegen diese wird übergebührliche Strenge angewendet. Da es im Interesse des Staates liegt, das Land von allen Dieben zu säubern und aus ihrer Zwangsarbeit noch Gewinn zu ziehen, so werden „Sammy" und „Cuffee" häufig für kleine Vergehen mit mehreren Jahren Gefängniß bestraft und truppweise an Kontraktoren zum Eisenbahnbau, Holzfällen und anderen Arbeiten, natürlich nur unter der strengsten Bewachung überlassen. Die Folgen waren für den Staat sehr heilsam. Man kann über sein Eigenthum im Südosten von Texas vollkommen ruhig sein.

*) II. Band, 1. Kapitel.

Houston ist, wie früher bemerkt, der Mittelpunkt des texanischen Eisenbahnnetzes, und die Strecke Galveston-Houston bildet so zu sagen den Stamm eines Baumes, der seine Zweige durch den ganzen Staat erstreckt. Uns stehen mehrere Linien offen. Jene nach dem nördlichen Texas, mit seinen neu aus dem Boden geschossenen Städten Dallas und Denison*) und dem einstigen Indianerdorf und der heutigen Stadt Waco. Eine andere nach Süden an den Brazos-Fluß, endlich je eine nach Austin und San-Antonio. —

Austin, die Hauptstadt von Texas, liegt ebenso wie San-Antonio an der Grenze des civilisirten Landgebietes, es begegnen sich hier die wilden Bewohner der Steppen, die Jäger und Hirten, die Halb-Indianer und Mexikaner mit den besseren Elementen des Ostens, sie steht als Stadt weit hinter Galveston und Houston zurück, ist aber dafür — als die ehemalige Residenzstadt der texanischen Republik — von historischer Bedeutung. Hier in den elenden Bretterhütten, mitten im Gebiete der wilden Indianer und der mexikanischen Räuberhorden, wohnten die Gesandten der europäischen Großmächte, und man kann heute noch in dem Bureau des texanischen Staats-Sekretairs die Verträge sehen, welche Frankreich, England und andere Staaten mit dem Präsidenten der damaligen Republik Texas abschlossen. Damals übertraf sie an Größe ganz Deutschland und die Schweiz, besaß aber auf dem ganzen Gebiete kaum mehr weiße Einwohner, als etwa das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. Die ehemalige Residenz des Präsidenten ist heute das Wohnhaus des Staats-Gouverneurs. Es ist von ebenso spartanischer Einfachheit, wie das Kapitol, in welchem sich der Senat und das Repräsentantenhaus befindet. Die Scenen, die mitunter hier, unter den vom Pfluge oder mitten aus den Viehzüchtern des westlichen Texas heraus-

*) Der nordöstliche Theil von Texas, auf 100 Meilen vom Red-River landeinwärts, ist größtentheils mit Waldungen bedeckt. — Eine bedeutende Zahl von Säge-Mühlen verarbeitet die Bäume in Bauholz für die Prairieregionen des westlichen Texas. In der Nähe des Sabine-Flusses beginnt das Prairieland, das sich mit geringen Unterbrechungen von Wald und Steppe bis nach Neu-Mexiko erstreckt. — Dieses Gebiet eignet sich zu den verschiedensten Agrikulturzwecken, zum Anbau von Tabak und Baumwolle, von welcher jährlich Tausende von Ballen versandt werden. Die Bewässerung ist überall vorzüglich. Die Besiedlung geht rasch vor sich. Dörfer und Städte sprangen in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden. Schulen, Bibliotheken, Zeitungen, Kirchen — die sämmtlich vor einigen Jahren noch unbekannte Dinge waren, sind jetzt in den meisten Ansiedelungen zu finden, und man sieht das ernstliche Streben der Bevölkerung, die rohen Zustände der jüngstvergangenen Jahre nach jeder Richtung hin auszumerzen. — Diese letzteren bestehen leider noch in dem nordwestlichen Theil von Texas, wo sich die Indianer-Reservationen befinden, wohin aber die projektirte Texas-Pacific-Eisenbahn dereinst — oder vielleicht schon in einem Jahrzehnt führen soll. Die Indianerstämme nördlich des Red-River machen noch häufig Ausfälle nach Texas, besonders das Gebiet der „Llano Estacado" („Staked Plains") ist noch gänzlich wüstes Land.

geholten Senatoren vorgehen, erinnern so recht an die rauhen Anfänge des jungen Staatswesens. —

Freundlicher ist der Eindruck, den Neu-Braunfels und Neu-Antonio, die zwei westlichsten Städte von Texas auf den Besucher machen. Neu-Braunsfels erreichen wir von Austin mittelst der alten «Stage Coach», dem Postwagen, in einer Tagereise. Je mehr wir uns der berühmten deutschen Ansiedelung nähern, desto häufiger begegnen wir Deutschen, desto besiedelter und schöner wird das rauhe Farmland. Die Häuser sind viel solider gebaut und mit hübschen Gärtchen umgeben, die Straßen sind besser. Ueberall werden wir an die alte deutsche Heimath erinnert. Endlich erreichen wir den Comal-Fluß, und seine schäumenden, blaugrünen Fluthen überschreitend, kehren wir in Neu-Braunfels ein, das nach mancherlei Kämpfen und Unglücksfällen zu einer schönen reinlichen Stadt von 5000 deutschen Einwohnern geworden. Die Deutschen waren die Pioniere dieses Theiles von Texas, ihrem Muthe und ihrer Ausdauer verdanken sie ihren gegenwärtigen Wohlstand. Während sich die nahe an 15000 Köpfe zählende Bevölkerung der Umgegend mit Ackerbau und Viehzucht befaßt, sind in der Stadt selbst Industrieen in stetem Aufschwung begriffen, und es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Neu-Braunfels mit der Zeit zu einem der wichtigsten Manufactur-Orte des amerikanischen Südwestens heranwachsen wird. Der Sclavenkrieg hielt die Entwicklung der deutschen Städte in Texas stark zurück; seit jener Zeit aber sind sie in stetiger Zunahme begriffen.

Die wichtigste Stadt des westlichen Texas und gleichzeitig auch seine älteste, ist San-Antonio, am gleichnamigen Fluß gelegen. Im Jahre 1714 von den Spaniern gegründet, zeugen die Ruinen der alten spanischen Klöster und Kirchen — der sogenannten Missionen — von dem Alter der Stadt, deren Geschichte mit jener des Staates innig verknüpft ist. Die zwanzigtausend Einwohner von San-Antonio bestehen aus Mexikanern, Deutschen und Anglosachsen, die ersteren bewohnen ein eigenes Stadtviertel, Chihuahua, während die letzteren das Quartier von Alamo bewohnen. Die Stadt hat nur wenige hölzerne Bauten aufzuweisen, sie erinnert mit ihren soliden, steinernen, in den Geschäftsstraßen sogar mehrstöckigen Gebäuden und den alten Missionskirchen an eine Stadt des südlichen Europas. Das mexikanische Element ist hier ebenso wie in Neu-Mexiko im Aussterben begriffen, und die Lebensweise und Sitten der Mexikaner sind hier dieselben, wie wir sie dort geschildert haben. Zwei herrliche Ströme, der San-Antonio und der San-Pedro durchfließen die Stadt. Die blauen klaren Fluthen des ersteren strömen durch ein tiefes, reich mit schattigen Bäumen besetztes, von Brücken überspanntes Bett mitten durch die Stadt, und wenn man dem pittoresken Lauf des Flusses, der in manchen Theilen der Stadt thatsächlich an die alten schönen Canäle von Brügge oder Leyden erinnert, stromabwärts folgt, so gelangt man in einen prächtigen natürlichen Park, zu welchem man die

Stadt nur beglückwünschen kann. San-Antonio ist eine der interessantesten und schönsten Städte des amerikanischen Südwestens, denn abgesehen von seiner Lage, trägt noch das gemüthliche, heitere Leben der zahlreichen und gebildeten Deutschen viel dazu bei, den Aufenthalt in der Stadt für den fremden Besucher wie für den Einwanderer sehr angenehm zu machen. Das Geschäftsleben liegt beinahe ausschließlich in ihren Händen. Sie besitzen ihre Clubs, Zeitungen, Buchhandlungen und Vereine; sie sind die Begründer eines ordentlichen Schulsystems, Texas hat ihnen allein seine gegenwärtigen geordneten Zustände zu verdanken. —

San-Antonio ist überdies der hauptsächlichste Viehmarkt des südwestlichen Texas, denn westlich der Stadt bis zum Rio Grande erstreckt sich das beste „Grazing Country" (Weideland) von Texas, Millionen von Schafen und Hornvieh sind dort in nach Zehntausenden zählenden Heerden zu finden, von denen jede über ein Terrain von vielleicht 500 bis 1000 Quadratmeilen ausgebreitet ist, durch eine Eskadron berittener Hirten in Ordnung gehalten und vor den mexikanischen Kuhräubern gesichert wird. Die Viehzucht ist die größte Einnahmequelle des Staates; nicht weniger als eine Million Stück Vieh wird jährlich nach den Prairie-Staaten westlich des Mississippi getrieben, von wo die Thiere mittelst Eisenbahn nach den großen Schlachthäusern von Chicago, St. Louis und Cincinnati gebracht werden. Eine Kette von Militärforts, von amerikanischer Infanterie und Cavallerie besetzt, schützt die Weide-Ländereien gegen den Rio Grande und den Red-River hin. Das Hauptquartier dieser texanischen Armee ist San-Antonio.

4. Das Leben auf den Zucker-Plantagen.

Wie in den Staaten Georgien, Alabama und Mississippi „King Cotton", der „König Baumwolle" das Scepter schwingt und weitaus die reichsten Erträgnisse der Boden-Kultur abwirft, so ist es im Staate Louisiana das Zuckerrohr*), das alles Andere, selbst die Baumwolle, überflügelt hat und in dem ganzen südlichen Theile des Staates zur Quelle unerschöpflichen Reichthumes geworden ist. Schon der letzte Census von 1870 zeigt, daß von den 87,000 Hogshead („Schweinskopf", ein etwa 1300 Pfund betragendes Gewichtsmaß), welche in diesem Jahre in den gesammten Staaten producirt wurden, nicht weniger als 80,000 auf Louisiana entfallen und

*) Die Zuckergewinnung in den Vereinigten Staaten geschieht übrigens nur theilweise durch die Anpflanzungen von Zuckerrohr. Ein großer Theil des Zuckers wird aus Sorghum (Moorhirse) und Ahorn gewonnen. Der Ertrag an Sorghumzucker oder vielmehr an Melasse betrug 1870 16 Millionen Gallonen (604,800 Hektoliter), der Ertrag an Ahornzucker 28½ Millionen Pfund (circa 13 Millionen Kilo) und an Ahornmelasse 1 Million Gallonen (37,800 Hektoliter).

der verschwindend kleine Rest auf die Staaten Texas und Südcarolina vertheilt ist. Mit diesem Jahre stieg das Erträgniß noch um ein Bedeutendes, und mit dem Aufblühen des bis jetzt von Epidemieen, politischen Wirren und Kämpfen stark heimgesuchten Staates wird auch die Kultur des Zuckerrohrs bald ungeahnte Dimensionen annehmen.

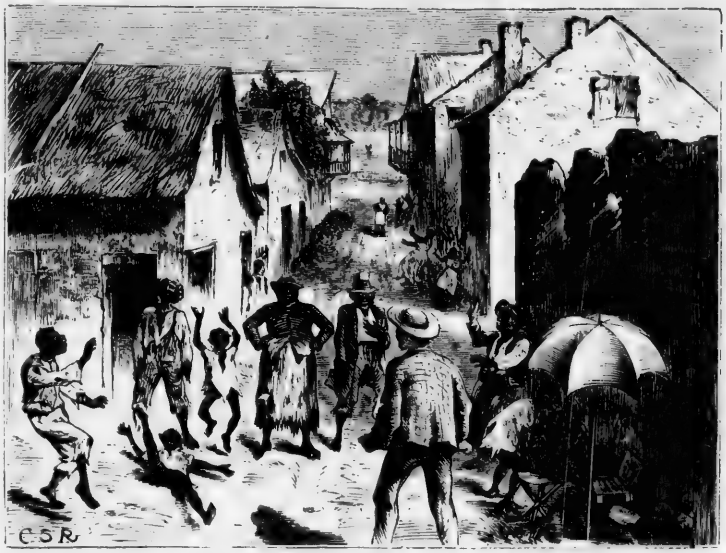
Der feuchte, fette Boden des südlichen Louisiana ist für die Pflanzung des Zuckerrohrs am vorzüglichsten geeignet. Die wasserreichen Uferstrecken der Mississippimündungen, in einer Ausdehnung von fünfzig Meilen ober- und unterhalb der Hauptstadt Neu-Orleans, bis zu einer Tiefe von mehreren Meilen landeinwärts, bilden das Hauptgebiet des Zuckerrohrs. Die Stadt Baton-Rouge ist vorderhand

Eine Zuckerplantage: Die Ernte.

die nördliche Grenze des Zuckerdistrictes, und auf dem großen, ungeheuren Mississippidelta widmet man jeden Fußbreit des Bodens dieser einträglichsten aller Kulturen.

Besuchen wir eine dieser Zuckerplantagen. Eine Anzahl kleiner Zweigbahnen führt von Neu-Orleans und Baton-Rouge aus mitten durch die Zuckerdistricte, ohne daß dieselben jedoch regelrechte Stationen besäßen. Diese Bahnen könnte man viel richtiger als „Dampfomnibusse auf Schienen" bezeichnen, denn man steigt ein und aus wo und wann man eben Lust hat. Ist man gesonnen, von seiner Plantage aus nach der Stadt zu fahren, so stellt man sich zu der beiläufigen Fahrzeit der Züge an die Geleise und winkt dem herankommenden Zuge mit dem Taschentuche. Der Zug hält so lange an, bis man eingestiegen und fährt dann weiter, um bei ähnlicher Gelegenheit sofort wieder anzuhalten.

Die Plantage, welche wir besuchten, umfaßte etwa 2500 Acker (à 40,5 Are) Landes, allein nur etwa 800 davon standen in Kultur. Ihr Werth war seit dem Kriege auf den sechsten Theil herabgesunken und betrug jetzt kaum 70,000 Dollars. Das Wohnhaus des Pflanzers mußte zur Zeit der Sclavenherrschaft idyllisch schön gewesen sein; ein großes Viereck bildend, war das einstöckige Gebäude ganz mit einer hölzernen Veranda umschlossen und von einem reizenden Thürmchen im Schweizerstyle überhöht. Allein seit dem Sclavenkriege hatte sich der Pflanzer nach der Stadt zurückgezogen, in dem Garten wuchert das Unkraut, während das Gebäude gänzlich zu verfallen droht. —



Ein Negerdorf in Louisiana.

Neben der Residenz des Pflanzers befand sich das Fabriksgebäude, in welchem das Zuckerrohr „gerollt" wird, d. h. in welchem die Zuckergewinnung stattfindet, und etwas weiter entfernt lag das „Camp", etwa ein Dutzend in einem Viereck gebauter Holzhütten, welche die Wohnung der zur Plantage gehörigen Negerarbeiter bildeten. Kleine, von gewaltigen Magnolienbäumen überschattete Gärtchen befanden sich hinter diesen Häuschen und an sie schloß sich die eigentliche Pflanzung an, die sich zwischen dem Mississippi und einem ungeheueren sumpfigen Walde ausdehnte. Alle derartigen Plantagen sind das Jagdgebiet von Alligatoren und Klapperschlangen, vor Allem jedoch der furchtbaren, äußerst giftigen Mocassinschlange. Aber diese

ungebetenen Gäste suchen den Menschen nicht auf; sie fürchten ihn und greifen ihn nur dann an, wenn sie selber angegriffen werden. Die Pflanzer könnten sich noch glücklicher schätzen, wenn dasselbe auch von den Mosquito's und den „Jiggers" gesagt werden könnte, welche das Leben in diesen sumpfigen Niederungen für den Menschen unleidlich machen. Man sagt, die Schöpfung sei für den Menschen geschaffen worden: das ist in Bezug auf die Mosquito's zweifelhaft, denn viel eher ist der Mensch für sie, als sind sie für den Menschen geschaffen worden!

Das Zuckerrohr ist eine schilfähnliche, 2—4 Meter hohe Pflanze mit dickem, schwerem Stamme und dichten, schön grünen Blättern; der Stamm oder vielmehr das Rohr zeigt in Entfernungen von 5—7 Centimeter Knoten, die allmälig vom Boden angefangen reifen und dann eine violette Färbung annehmen. Die einzelnen Pflanzen stehen auf den Feldern dicht beisammen und bedürfen, um gut zu gedeihen, eben so sorgfältiger Pflege wie die Baumwolle. Den gewöhnlichen, an europäischen Feldbau gewöhnten Arbeiter dürfte die Besorgung einer Zuckerpflanzung anfänglich schwer fallen. Vor Allem ist auch hier ein System von Wasserabzugscanälen nothwendig, um den Boden zu drainiren. In den Monaten Januar und Februar wird das Zuckerrohr gepflanzt und während der folgenden Monate sorgfältig gepflegt. Erst im Juni überläßt man es sich selbst. Im Monate October ist es zum Schnitte reif, und dann beginnt auch die Fabrikation des Zuckers, die bis auf die neueste Zeit auf den einzelnen Plantagen selbst geschah und in der Regel 2 bis $2^1/_2$ Monate, also bis in den December hinein dauerte.

Hierzu wird das Rohr nach dem Siedehaus gebracht und dort auf mechanischem Wege unter die Preßrollen geführt, welche früher meistens durch Maulthiere getrieben wurden, jetzt aber größtentheils durch Dampfkraft bewegt werden. Unter diesen Rollen sondert sich der Saft von der Bagasse (so wird das ausgepreßte Zuckerrohr genannt) und läuft in ein Reservoir ab, von wo er durch ein System von Siedepfannen geleitet und bis zu dem gewünschten Grade raffinirt wird. Hat der Zuckersaft diese Siedekessel passirt, so wird er erkalten gelassen und dann in Tonnen mit siebartigem Boden gegossen, in welchen sich die Melasse von dem Zucker sondert und in ein eigenes Gefäß abläuft. Diese ganze Procedur erfordert im Durchschnitte zwanzig Tage. —

Zur Bearbeitung der Plantagen bedarf man eines Negers für je 7 Acker (2.8 Hektar), dessen Arbeitsleistung mit nicht mehr als 18 Dollars pro Monat und freier Wohnung bezahlt wird. Zwei Drittheile dieses Lohnes erhalten die Neger am Ende eines jeden Monates, das letzte Drittheil am Ende des Jahres. Die Arbeitszeit beträgt 12 Stunden pro Tag, die sich jedoch in der Periode der schweren Fabriksarbeit auf $8^1/_2$ Stunden verringert; kommt Nachtarbeit hinzu, so erhalten die Neger noch 20 Cents mehr. Die Negerinnen, welche dieselben Feldarbeiten wie der Mann

mit Ausnahme des Canalgrabens, zu besorgen haben, erhalten pro Tag nur einen halben Dollar. Der Neger genießt überdies häufig noch die Benützung eines Gartens und eines Stückchens Feld, auf welchem er Mais und Gemüse erbauen kann — wenn er nicht zu faul dazu ist.

Diese Bezüge wären für das Leben des Negers vollkommen ausreichend, wenn ihm Sparsamkeit und Ordnung nur einigermaßen bekannt wären. Allein er huldigt noblen Passionen, unter denen der Whisky die Hauptrolle spielt. Da die Pflanzungen häufig weit von jeder Städteansiedlung entfernt liegen, so befindet sich in jedem Neger-„Camp" ein „Store" (Kaufladen), welcher die Neger der Plantage mit Werkzeugen, Kleidern, Lebensmitteln, Sardinen, Whisky und Brandy u. s. w. versorgt. Diese „Stores" sind natürlich ausschließlich in den Händen der Weißen, und nicht selten ist es der Pflanzer selber, der neben seiner Pflanzung auch das Storegeschäft versieht und daraus ganz bedeutenden Vortheil zieht.

Der Neger erhält den ihm zukommenden Lohn nicht baar ausgezahlt, sondern an dessen Stelle ein „Arbeits-ticket", auf welchem die Anzahl seiner Arbeitstage und die Summe des ihm dafür zukommenden Lohnes verzeichnet sind. Dieses Ticket tauscht der Neger nun in dem Store gegen eine Anzahl von Geldmarken von je 1 Dollar, 50, 25 und selbst 10 Cents um, welche während der Woche beim Einkaufe der Lebensmittel in dem Store wieder als Münze dienen. Die nicht verausgabten Marken werden in dem Store theilweise am Ende eines jeden Monates, theilweise am Ende des Jahres gegen baares Geld umgetauscht. Diese Ersparnisse betragen in der Regel nicht viel, denn mehr als zwei Drittheile des Gesammtlohnes wandern in die Casse des Store, des Kramladens.

Dieses in England unter dem Namen «truck system» bekannte Verfahren ist in den gesammten Südstaaten nicht nur in den Zuckerplantagen, sondern auch in den Baumwolle- und Reispflanzungen eingeführt und verhilft den Plantagenbesitzern nicht selten zu großen Reichthümern, während es gleichzeitig ihr Betriebscapital auf ein Minimum reducirt. Wohl wird unter diesem Systeme der Neger gewaltig ausgesaugt, allein dort, wo diese Store's nicht vorhanden sind, kommt er aus dem Regen in die Traufe. Er fällt den Juden in die Hände, und man darf nicht etwa glauben, daß der Jude in den amerikanischen Südstaaten weichherziger und edler geworden sei, als er es in Polen und Rußland war.

Louisiana bietet dem europäischen Ansiedler unter den gegenwärtigen Verhältnissen besondere Vortheile dar, und derjenige, der über einige Tausend Dollars Capital verfügt, kann binnen einigen Jahren ein reicher Mann werden. Bei Zuckerrohrplantagen braucht man nicht Jahre hinaus auf den Ertrag zu warten, sondern er ist unmittelbar und so bedeutend, daß er dem europäischen Landwirth geradezu fabelhaft erscheinen muß. Größere Zuckerplantagen, z. B. solche über 1000 Acker (400

Hektar) liefern einen Ertrag von Zucker und Melasse im Werthe von 120,000 Dollars, wovon die Hälfte wohl als Gewinn zu betrachten ist.

Nun beträgt jedoch der Marktpreis einer solchen Plantage etwa 200,000 Dollars, und man sieht also, daß man das verwendete Kapital in drei bis vier Jahren vollständig hereinbringen kann. Ueberdies ist es ja oft nur erforderlich, kaum ein Zehntel des Kaufkapitales baar zu erlegen, während der Rest in jährlichen Raten abgetragen wird.

Der Acker fruchtbaren Landes ergiebt bei mittlerer Ernte ein Hogshead (1300 Pfund) Zucker und 2 Fässer Melasse, welches Erträgniß sich jedoch bei guten Ernten beträchtlich höher stellt.

Die Zuckerplantagen waren ein Jahrzehnt nach dem Sclavenkriege zu wahren Spottpreisen zu haben, und Alle, die damals Käufe machten, wurden in wenigen Jahren reich. In den letzten Jahren stiegen jedoch die Preise um ein Beträchtliches. Kapitalisten von New-York und St. Louis legen ihre Gelder in diesen wahrhaftigen Goldgruben an und bringen mit ihren Familien den Winter in Louisiana zu, was dem ehemaligen Sclavenstaate nicht wenig zu Gute kommt. Bisher galten 200 Acker (à 40.5 Are) als das Minimum einer Plantage, die im Stande war, eine eigene Zuckerfabrik zu erhalten. Neuerdings versucht man es mit dem Parcelliren der großen Plantagen und trennt den Bau des Zuckerrohrs von der Zuckerfabrikation, eine Einrichtung, welche der ganzen Zuckerkultur entschieden förderlich ist. Die Arbeit ist getheilt und der Pflanzer kann seine Thätigkeit vollständig den Plantagen widmen, während zur Fabrikation des Zuckers größere Etablissements entstehen, welche mit den nöthigen Maschinen und besten Apparaten versehen, das Rohr besser auszunützen verstehen und besseres Product auf den Markt bringen. Durch die Parcellirung der Plantagen ist es jetzt auch dem minder bemittelten Ansiedler möglich, fünfzig oder mehr Acker sehr guten Landes um 500—800 Dollars zu kaufen, während der Ankauf der Werkzeuge, Maulthiere 2c. sich auf einige Tausend Dollars beläuft, die er jedoch in wenigen Jahren reichlich wieder einbringt.

Neben diesem Hauptproducte findet man in Louisiana alle möglichen Getreide-, Gemüse- und Obstsorten, die alle unter der warmen Sonne des Südens vortrefflich gedeihen. Hierzu kommen noch die Bananen, Citronen, Feigen und hauptsächlich Orangen, deren Cultivation besonders vortheilhaft ist.

Wenn sich das Land trotz dieser vorzüglichen Verhältnisse doch nur schwach besiedelt, so hat dies neben der gräulichen politischen Mißwirthschaft noch seine Ursache in den Malaria's und den dadurch verursachten Wechsel- und bösartigen Sumpffiebern, die den Aufenthalt im Sommer hier nahezu unmöglich machen; allerdings können alle Feldarbeiten vor dem Eintritte der heißen Jahreszeit verrichtet werden, allein auch dann ist das Klima der Gesundheit des Weißen nichts weniger als förderlich, und nur der Neger scheint davon unberührt zu bleiben.

Die Bevölkerung dieser Zuckerdistricte im Süden Louisiana's ist sehr gemischt. Die farbige Bevölkerung ist dreimal größer als die weiße und diese letztere wieder aus Amerikanern, französischen Creolen, Yankees, Deutschen, Spaniern u. s. w. zusammengesetzt. In den Bezirken St. Marys, St. Iberia und an dem unteren Techesluß ist die amerikanische Bevölkerung vorwiegend, in St. Martin und St. Landry die französische. Die wohlhabenden Pflanzer sind größtentheils sehr gebildete, man könnte sagen vornehme Leute, deren Gastfreundschaft und Liberalität noch in ebenso ungeschwächter Weise besteht wie vor dem Kriege. Auf den Ruinen der zerstörten oder verlassenen Pflanzungen blüht jetzt neues Leben; neue freundliche Städtchen erheben sich schon sporadisch an den Flußläufen; neue Bahnlinien strecken ihre Arme weit in's Land hinein und auf ihnen dringt die Kultur immer weiter vorwärts. Die Civilisation und mit ihr die Industrie des Nordens werden dann das Land wieder emporheben zu jener Blüthe, auf die es sich noch vor fünfzehn Jahren durch grausame Mittel, — durch die Sclaverei emporgearbeitet hatte.

5. Durch Alabama und Georgia.

Wir verlassen Neu-Orleans, um nun eine Rundreise durch die Staaten des Südens, vor allem durch Mississippi, Alabama und Georgien zu unternehmen. Die Reise durch den erstgenannten Staat, auf der von Neu-Orleans nach der Haupthandelsstadt Alabamas, Mobile, führenden Eisenbahn ist eine der interessantesten und sonderbarsten, die man auf irgend einer amerikanischen Eisenbahn unternehmen kann. Es ist eine auf ihrer ganzen, 141 Meilen betragenden Länge, durch Sümpfe und Moräste, über Meeresarme und Bayous gebaute Bahn, die längs der Küste des mexikanischen Golfes hinführend, die beiden größten Hauptstädte des Baumwoll-Handels mit einander verbindet. Die Stationen, die man auf der sechsstündigen Fahrt durchfliegt, sind meistentheils wenig mehr als Plantagen oder Negerdörfchen, deren Namen ihren französischen oder indianischen Ursprung verräth. Das ganze Land bis weit gegen Norden ist absolut flach und niedrig, mit mageren Feldern oder hier und da mit kümmerlichen Zucker-Plantagen und Reis-Pflanzungen bedeckt, in deren Nähe irgend ein Negerlager zu sehen ist. Um einzelne Stationen herum liegen hübsche Pflanzer-Besitzungen, mit ausgedehnten Veranden-geschmückten Häusern und Gartenanlagen. Hübsche Creolinnen in leichten hellfarbigen Kleidern und Strohhüten kutschiren in eleganten offenen Wagen (sogenannten „Buggies") umher, und auf den weiten Rasenflächen vor den Häusern spielen zarte milchgesichtige Kinder das beliebte Croquet, während ein Haufen zerlumpter kleiner Neger und Mulatten ihnen aus der Ferne

zusieht. Bald verschwindet dieses südliche Kulturbild, um einem Cypressen-Wald oder einem blumenreichen Sumpfe Platz zu machen. Aber hier vor uns erscheint das Meer! eine Bucht von 3 bis 4 Meilen Breite, deren Wellen mit weißem Schaum gekrönt sind, und deren jenseitiges Ufer wir kaum wahrnehmen können! Wird ein Schiff oder ein Fährboot uns hinüber bringen? Ehe wir uns nur von unserer Ueberraschung erholt haben, sind wir schon mitten im Meere, zwischen Himmel und Wasser, die Wellen bespülen die Räder unseres Waggons, als ob wir auf einem Schiffe dahinführen. Selbst Schwankungen verspürten wir und blicken wir aus den Fenstern, so scheint es als ob die Räder auf dem Wasser dahin rollten? — Wir befinden uns auf einer Brücke, die kaum über die Oberfläche des Wassers emporragt. Ihr Bau ist einfach. Man fällte die größten und stärksten Tannen in der Umgebung der Bai und benützte sie zu einer doppelten Reihe von Piloten, die oft auf 80 Fuß Tiefe eingerammt werden mußten. Ueber diese Piloten-Köpfe wurden auf jeder Reihe Balken gepflöckt, auf denen die Schienen befestigt wurden. Damit war die Brücke fertig. Giebt einer oder der andere der Piloten unter dem Gewichte des Zuges nach, — so stürzt der letztere eben ins Wasser. Da die Eisenbahn überdies nichts abwirft, so wurden alle Ausbesserungen aufgegeben, und die Brücken werden demnach mit jedem Tage gefährlicher zu befahren. — Glücklicherweise hält sie noch unter unserem Zuge, wenn auch mit einigem Gewackel, und wir haben sie hinter uns. Aber damit sind die Gefahren dieser Eisenbahnfahrt nicht vorüber. Ueber zahlreiche „Bayous" setzen wir hinweg, gelangen an eine zweite Meeresbucht, endlich an einen ungeheuren Sumpf, dessen Ende wir nicht absehen, aus dessen schmutzigem, schilfigem Wasser häufig der unförmlich-häßliche Kopf eines Alligators emportaucht. Zur Nachtzeit, wo diese Sümpfe wie ein Meer von Phosphor-Dämpfen und Irrlichtern erscheinen, das blasse Mondlicht über die ganze Gegend ausgebreitet liegt, gewähren sie einen feenhaften Anblick.

Endlich ist Mobile, der Haupthafen für die Verschiffung der Baumwoll-Schätze von Alabama und dem westlichen Georgien erreicht. Nirgends zeigen sich die Folgen des Unglücks, denen diese fruchtbaren und partiell paradiesischen Regionen anheim gefallen, deutlicher und größer als hier. Die schönen Paläste und Residenzen der einstigen Pflanzer-Aristokratie sind verlassen, und alle die noch nicht in die Hände der Juden gelangten, werden um Spottsummen zum Verkauf ausgeboten. — Mobile exportirte vor dem großen Kriege jährlich bis zu 900.000 Ballen Baumwolle und gegenwärtig erreicht die höchste Ziffer kaum die Hälfte davon. Von den neunzehn großen französischen Kaufhäusern ist gegenwärtig nur noch eins übrig. Die weiten, schönen Straßen sind verlassen; die ungeheuren Hôtels leer. Es hat auch nicht den Anschein, als ob die blühenden Verhältnisse und der Verkehr von ehedem, in der ca. 35.000 Einwohner zählenden Hauptstadt Alabamas so bald wieder kehren würden. Auch die Verhältnisse des Landes sind noch äußerst ungünstig geblieben.

Die Dampfschifffahrt auf den bei Mobile mündenden Strömen Alabama und Tombigby, die einst den ganzen Baumwollen-Transport aus dem Innern des Landes nach der See besorgte, liegt darnieder, nur zwischen der Hauptstadt und dem Regierungssitze Montgomery ist der Verkehr noch rege. Die Dampfer sind dieselben wie auf dem Mississippi: lang, schmal, mit geringem Tiefgang und zwei hohen eisernen Kaminen neben einander, sie sind aber bei weitem nicht so sicher und so elegant ausgestattet. Auch die Uferlandschaft an dem aus den Alleghanies herabkommenden Alabama-Strom ist ähnlich wie am Mississippi; überall dichter Wald auf niedrigen, häufig überschwemmten Ufern; verlassene oder nur von Negern kümmerlich bebaute Pflanzungen, wenige halbzerfallene Landungsbrücken. —

Montgomery, der Regierungssitz selbst, bietet ein gleich trauriges Bild des Verfalls und der Armuth dar. Erst wenn wir hier das Dampfschiff verlassend, auf der Eisenbahn in die fruchtbaren Regionen des westlichen Georgien einfahren, tritt uns wieder rege, blühende Kultur entgegen. Insbesondere ist dies in Atlanta, der Hauptstadt und einem Hauptknotenpunkte der Eisenbahnen von Georgia der Fall. Obgleich erst von dreißigjährigem Bestand, liegt eine große Geschichte hinter der jungen Kapitale. In dem unglücklichen Kriege zwischen Nord und Süd spielte Atlanta eine hervorragende Rolle. Von General Sherman, dem sogenannten Attila des Südens, eingenommen und ein Opfer des Krieges, wurde es von den zügellosen Horden seiner Armee ebenso behandelt, wie einst Magdeburg. Es wurde geplündert, zerstört, verbrannt, von der 27,000 Einwohner zählenden blühenden Stadt blieb nichts als ein rauchender Trümmerhaufen übrig.

Aber der amerikanische Phönix besitzt lange Flügel. Er wächst schneller als in Europa, und so erhoben sich denn auch auf den Ruinen der alten Stadt bald neue Straßen mit schönen Häusern. Auf einem Hügel gelegen, von einem grünen Gürtel von Tannen und Eschen umschlossen, dominirt es die umliegenden weiten Ebenen. — Der Boden ringsum ist fett und sehr ertragfähig. Nach allen Seiten hin erstrecken sich große Weideflächen, Tabak-, Reis- und Baumwoll-Plantagen. Der Himmel ist tiefblau und klar wie der Himmel Italiens. Hier grasen große Viehherden, von berittenen Schäfern bewacht, dort sieht man Neger mit Baumwoll-Ballen auf dem Kopfe. In der Umgebung der Stadt findet man zahlreiche hölzerne Villen in hübschem Baustyl und blendend weißem Anstrich, mit Colonnaden, Veranden und Gärten; Kinder spielen vor ihnen, Erwachsene ruhen in den Büschen und Lauben — alle von gleich blühendem Aussehen mit rosigen Wangen und feurigen Augen.

In Georgia spielt der Neger wohl eine große Rolle, aber bei weitem keine dominirende. Im Gegensatz zu Louisiana, Mississippi und Süd-Carolina sind in Georgia die weißen Wähler in der Majorität, obschon diese Majorität sehr schwach, die Negerbevölkerung so kompact ist, daß die letztere in einigen Counties die Oberhand

besitzt. Glücklicherweise sind die Neger in Georgien viel vernünftiger als in den erwähnten drei Staaten und beschäftigen sich wenig mit der Politik.

In den letzten Jahren nahm in Georgien und besonders in Atlanta die Juden-Einwanderung aus Polen und Deutschland sehr überhand, der Handel mit Papieren, Plantagen und Waaren ruht größtentheils schon jetzt in ihrer Hand. Der Erfolg der Einen zog Andere herbei und so gelangte besonders der Kleinhandel im ganzen Süden, wie der Verkehr mit den einfältigen, kindischen Negern beinahe ausschließlich an die Juden, deren Zahl hier im steten Wachsen en ist.

Obschon die Georgier im Allgemeinen weniger vom Kriege gelitten haben, als ihre Nachbarn in Süd-Carolina und Virginien, sind sie doch erbitterter gegen den Norden, als die Bewohner irgend eines anderen Staates. In ihren Augen waren der Brand von Atlanta, die Plünderung der ehemaligen Staatshauptstadt Milledgeville, die Zerstörung der Eisenbah- nen, Brücken und Kanäle mehr die Unthaten eines barbarischen Raubzuges als eines durch die Umstände gerechtfertigten, rechtmäßigen Krieges. Solche Akte bleiben lange im Angedenken der von ihnen Betroffenen, man vergißt sie nicht und vergiebt sie niemals.

Ein schwarzer Senator.

Unser Weg von Atlanta über Macon nach der am Savannah-Fluß gelegenen Grenzstadt Augusta führt uns durch den mittleren Theil des Staates.

Die Reise durch Georgia hat, vergleicht man sie mit der durch Nord- oder Süd-Carolina, viel Anregendes. Träten nicht hier und dort die langen Strecken dichten und öden Fichtenwaldes ein, so könnte man sich in einen der nordwestlichen Staaten versetzt glauben, — so werkthätig ist der Empire-Staat des Südens und so reich ist er an Zeichen seines Wohlergehens. Am entschiedensten von allen Gegenden des Südens drückt sich hier das Bestreben aus, von den ökonomischen Lehren Nutzen zu ziehen, die der Krieg diesem Theil der Union in Fülle darbot. So z. B. ist und bleibt der Baumwollenbau das Hauptziel der landwirthschaftlichen Industrie Georgia's, aber man erkennt auf's deutlichste, wie thöricht es ist, sich auf eine Befriedigung der Bedürfnisse Anderer zu beschränken und die eigenen unbefriedigt zu lassen. Die während des Krieges so tief empfundene Abhängigkeit des Südens von den Korn-

kammern des Nordens existirt daher, was Georgia betrifft, heut' zu Tage nur dem Namen nach. Die Staatsverwaltung ist von der Gesetzgebung befugt, diese Bestrebungen kräftigst zu unterstützen. Es geschieht viel in der unentgeltlichen Vertheilung von Sämereien, die sich besonders für den Boden von Georgia eignen. Mehr noch und Werthvolleres wird durch die Verbreitung von Schriften leicht faßlichen Inhalts im Interesse einer intelligenten Landwirthschaft bewirkt. Namentlich die Viehzucht hat in der Staatshülfe, die ihr durch starke Prämiirung ihrer werthvollsten Erzeugnisse unter die Arme greift und damit einen steten Antrieb zur Veredelung der Racen wach hält, einen mächtigen Hebel. Leicht erkennt man die Früchte des hier platzgreifenden vernünftigen Systems und thatkräftigen Schaffens, dem noch der Umstand zu Hülfe kommt, daß Georgia, trotzdem auch hier die politische Beeinflussung des farbigen Elements keineswegs zu den unbekannten Dingen gehört, sich diese doch in einer Weise geltend macht, durch welche der Arbeitskraft keine tieferen Wunden geschlagen werden. Nette, freundliche Farmhäuser, deren nächste Umgebung fast durchweg Ordnungs-, hin und wieder auch Schönheitssinn verräth, findet man in Fülle.

Eine „Squatter"-Hütte in Alabama.

Mit Getreide und Heu wohlversorgte Scheunen und Schober bieten sich überall dem Blicke dar und daneben das unvermeidliche Gin-Haus, in welchem die Faser der Baumwolle von dem Samen gesondert wird. Auch die Individualität der Bevölkerung ist eine ganz andere, als man sie jenseits der Caroliner Grenzen findet, was dadurch erklärlich sein mag, daß wenigstens dieser Theil von Georgia das Ziel einer starken Einwanderung aus dem Norden, besonders von New-Jersey, war. Ein kräftiger, breitschultriger Menschenschlag tritt uns hier entgegen; frische, blutvolle Gesichter, statt der abgemagerten, düsteren und grollenden Züge der Caroliner. Wahrhaft pompöse Schneidemühlen finden sich in Menge an der Bahn und tragen dafür Sorge, daß der Waldstand in der bedenklichsten Weise gelichtet wird. Immer noch glaubt man den Holzreichthum unerschöpflich, nach Hunderttausenden zählt man über das weite Gebiet der Vereinigten Staaten die Bäume, die täglich ihren Richter finden. Millionen beugen ihre stolze Krone, aber leider nur hier und da sieht man schwache Versuche, das Verlorene zu ersetzen.

Von Augusta, der ausgedehnten, von schattigen Alleen durchzogenen Baumwollenstadt führt uns eine gefährliche, siebenstündige Fahrt auf einer miserablen Eisenbahn nach Savannah, der Hauptstadt Georgiens. Wie Mobile in der südwestlichen Ecke des in diesem Kapitel durcheilten Staatsgebietes, so liegt Savannah in der nordöstlichen, an der Mündung des Savannah-Flusses. Das eine am mexikanischen Golf, das andere am atlantischen Ocean — beides jedoch bedeutende Baumwollenmärkte.

Savannah verdient die Beinamen „Waldstadt" oder „Stadt der Bäume" die sie führt. — Nicht viele Städte dürften eine größere Zahl von Baumalleen, schattigen Parks und Squares in sich schließen, wie die Handelshauptstadt von Georgien. Ungeheure, von Tramway-Geleisen durchzogene Avenuen kreuzen sich mit ebenso breiten, schnurgeraden Straßen. Avenuen wie Straßen sind sämmtlich mit den herrlichsten Alleen von schattigen, uralten Lebenseichen, Bananen und Magnolienbäumen durchzogen, welche die Häuserfronten oft vollständig vor den Blicken des Besuchers verbergen. Einige Straßen besitzen sogar Alleen mit vierfachen Baumreihen, von denen je eine zwischen den Trottoirs und der Straße läuft, die beiden anderen aber auf schön-grünen Rasenstreifen inmitten der letzteren hinziehen, so daß Fußwege wie Fahrstraße stets in kühlen, dunklen Schatten gehüllt sind, und man an einzelnen Stellen glauben könnte, daß man sich in einer wohlgepflegten Parkanlage und nicht in einer großen Stadt befände. Außerdem sind noch zahlreiche Squares und öffentliche Blumen- und Fontainen-geschmückte Gärten über die ganze Stadt zerstreut, die ihren ländlichen, idyllischen Charakter noch um ein bedeutendes erhöhen, während sie gleichzeitig das Weichbild derselben auf mehrere Quadratmeilen Flächenraum ausdehnen, wenn gleich die Stadt kaum 30,000 Einwohner zählt. Mehr als die Hälfte der Einwohner sind Farbige.

Am Fuße der hochgelegenen, gegen den Savannah-Fluß steil abfallenden Stadt befindet sich der lange Hafenquai mit seinen großartigen Lagerhäusern und Dampfpressen, in denen das Volumen der aus dem inneren Georgien eintreffenden Baumwollenballen auf die Hälfte reduzirt wird, um sie leichter verpacken zu können. Nahe daran finden wir die allen Städten Ameriks eigenthümlichen Paläste der Banken, Assekuranz-Gesellschaften und großen Geschäftsfirmen; große Hôtels, die während des Winters, zur Zeit des Baumwollen-Handels, überfüllt sind, aber den Sommer über halb geschlossen werden, indem sie den wenigen Reisenden nur die Wohnung bieten, während die Küchen geschlossen bleiben; endlich zahlreiche große Kirchen, die noch in der glücklichen Periode vor dem Kriege mit erheblichem Kostenaufwande erbaut wurden und zum größten Theil den Methodisten, Baptisten und Katholiken angehören. Zu den erstgenannten beiden Religionen bekennt sich die Mehrzahl der Neger, obgleich auch der Katholizismus in der letzten Zeit unter dem farbigen Element festen Fuß faßt. Die Juden sind in Savannah verhältnißmäßig ebenso zahlreich wie in Atlanta und besitzen hier einige Synagogen. Wie überall, so sind sie auch in Savannah größtentheils Kaufleute und Bankiers, sie beschäftigen sich nicht im geringsten mit Agrikultur.

Die Stadt hat natürlicherweise durch den Krieg unendlich gelitten, was durch den Krieg verschont blieb, ward die Beute eines noch schrecklicheren Feindes, der urplötzlich im Jahre 1876 über die schöne Stadt zog und viele Tausende frischer Grabhügel erwachsen ließ: das gelbe Fieber. Das entsetzliche Verhängniß, welchem Savannah zum Opfer fiel, lebt noch in jedermanns Munde. Scheu weist man nach den Stadtbezirken hin, in welchen es nicht nur ganze Familien hinwegraffte, sondern im wahrsten Sinne des Wortes ganze Straßen verödete. — Die Elasticität der früheren Jahre ist gänzlich aus der Stadt gewichen, die Straßen sind still und erscheinen bei ihrer enormen Breite wie verlassen. In den Parks sieht man einzelne Frauengestalten — von edlem, aristokratischem Wuchse und blendendem Teint; die Kinder — bis zum zwölften Jahre größtentheils barfuß umherlaufend — haben zarte, schöne Gesichter wie Milch und Rosen, und die „Babies" von Savannah würden auf den bekannten „Baby-Shows" oder „Kinder-Ausstellungen" von New-York und anderen nördlichen Städten eben solches Aufsehen erregen, wie ihre schönen Mütter auf den „Schönheits-Congressen". In den Straßen bildet der faule, zerlumpte, umherlungernde Neger die Hauptperson. Auch hier haben diese ihre Schulen, Kirchen, Doktoren und Kaufleute; sie nehmen die niedrigsten Stellungen ein.

Die früher in Savannah so verheerenden Fieber und sonstigen Krankheiten ließen die ärztliche Praxis hier sehr rentabel erscheinen, die sehr zahlreichen Aerzte der Stadt besitzen für ihre Thätigkeit einen eigenen gedruckten Preistarif, nach welchem die gewöhnliche Visite zu einem Stadtbewohner 2 Dollars (8 Mark), zu einem Fremden

5 Dollars kostet. Die Amputation eines Armes ist auf 50, eines Beines auf 100 Dollars berechnet, wobei diese Preise nur die Minima vorstellen und in gewissen Fällen erhöht werden können. Aber nur der diplomirte Arzt, der irgend eine medicinische Schule mindestens zwei Jahre lang besucht und seine Prüfung abgelegt hat, ist zur gerichtlichen Einforderung dieser Taxen berechtigt. Uebrigens ist in Amerika die Ausübung der ärztlichen Praxis jedermann gestattet; es giebt viele Aerzte ohne die geringsten medicinischen Kenntnisse.

Der Savannah-Fluß ist in der Nähe der Stadt, also unmittelbar vor seiner Mündung nicht sehr breit, er wird von sandigen, mit Schilf umgebenen Inseln umgrenzt, aber nichts desto weniger ist der Schiffsverkehr, besonders im Winter zur Zeit des Baumwollen-Marktes und der Früchte-Ausfuhr, sehr bedeutend. Dazu kommt der Verkehr mit den längs der Seeküste Georgiens entlang ziehenden Savannen und Seeinseln, die übrigens bis nach Florida hinabreichen.

Hohes Röhricht bedeckt sie, hin und wieder zeigt sich eine Gruppe schöner Palmettos. Selten nur sieht man aus dieser prairiegleichen Ebene einen Hügel emporsteigen, wenn auch fast jede dieser sumpfigen Inseln sich gegen die Mitte zu sanft wölbt und dort trockenen Boden besitzt, auf dem sich nicht selten Farmgebäude erheben und auf denen eine höhere Kultur in manchen Fällen sich entwickelt, als auf dem Festlande. Diese Savannen bilden nämlich einen Theil der sogenannten Seeinseln (sea islands), auf denen fast allein die langfaserige Baumwolle gedeiht und wo durch deren Zucht in früheren Jahren großer Wohlstand herrschte, wovon noch manches große Gehöft und manches einen herrschaftlichen Anstrich tragende Haus zeugt. Jetzt sieht es dort freilich ganz anders aus. Die meisten der Inseln befinden sich in dem unbestrittenen Besitz der Farbigen; zeichnet sich auch hier und dort Einer durch energisches Schaffen aus, so thut doch die Mehrzahl nicht mehr als zu ihrem absoluten Lebensunterhalt nothwendig ist. Viele dieser Farbigen führen ihren Besitztitel auf die Ereignisse des Krieges zurück; eine noch größere Anzahl erschien erst später auf den Inseln, setzte sich dort fest und spottet aller gesetzlichen Mittel, sie zu entfernen. An Baumwolle ziehen sie wenig. Mais und Hülsenfrüchte sind es, die ihnen die Nahrung geben und welche daher vorzugsweise gepflanzt werden. Auf einigen der Inseln sieht man große Viehherden, aber das Fleisch wird meistens zum Verkauf aufs Festland gebracht, der Inselbewohner begnügt sich mit dem vielen Wilde, das sich dem Jäger überall darbietet.

auf 100
gewissen
ne medi-
legt hat,
Amerika
ohne die

or seiner
seln um-
nter zur
zu kommt
nen und

schöner
n Hügel
Mitte zu
ngebäude
kelt, als
ten See-
eiht und
von noch
de Haus
befinden
rt Einer
zu ihrem
n Besitz-
hien erst
ittel, sie
sind es,
werden.
meistens
m vielen